

cursor

Latein4EU

Nr. 17 – August 2021

ZEITSCHRIFT FÜR FREUNDE DER LATEINISCHEN SPRACHE UND EUROPÄISCHEN KULTUR

Interview:

Martin Kušej

P. Glatz, A. Knabl

Seite 3

Dionysische Feste

Katharina-Maria Schön

Seite 5

INSCRIPTIONES

SALISBURGENSES

Leitich, Roither, Karolus

Seite 14

Etymologie & Sprachenlernen

Bruno Buchberger

Seite 16

Interview:

Roland Girtler

P. Glatz, W. Kautzky

Seite 19

European Certificate for Classics

Bärbel Flaig

Seite 21

Lucretia

Niklas Holzberg

Seite 31

Bratspießchen für den Kaiser

Michael Hotz

Seite 37

Ein Schuss von hinten

Gottfried Kreuz

Seite 49

Res publica restituta?

Michael Lobe

Seite 56



Pferdeschwemme am Salzburger
Kapitelplatz (c) Johannes Karolus.

Editorial



Mit Stolz sei auf die beigelegte Publikation unseres Amicus Johann Stockenreitner „Der Antike und ihren Mythen auf der Spur im KHM Wien“ verwiesen. Mit dieser und überhaupt mit der Cursor-Lektüre wünschen wir Ihnen viel Vergnügen – nicht ohne ganz am Schluss Thomas Wizany für seine unnachahmlichen Karikaturen zu danken.

Cordialiter vos saluto!

Peter Glatz

CARISSIMI LECTORES!

Habemus cursorem MMXXI!

Wieder ein Heft, dessen Vielfalt beeindruckt: Vom renommierten Universitätsprofessor zur Schülerin, von der Wissenschaft zum Essay, von der Gedichtvertonung zum Literaturtipp, von Österreich zu Europa – Beiträge aus unterschiedlichsten Bereichen und über unterschiedlichste Themen ergeben doch ein stimmiges Gesamtbild: die kulturellen und sprachlichen Wurzeln unserer Kultur.

Dabei sind immer wieder auch kritische Anfragen an unsere Traditionen im besten Sinne des Wortes notwendig. Dass diese Diskussion, die in den USA ziemlich falsch läuft, anders und mit Qualität zu führen ist, zeigt z. B. Katharina Wesselmann mit ihrem neuen Buch „Die abgetrennte Zunge“ (vgl. den Literaturtipp S. 97). Es braucht jedenfalls eine Rezeptionshaltung, die „nicht klassizistisch-idealisiert“ (Wesselmann) ist, unbedingt aber auch einen kreativen Umgang mit der Tradition. Sie finden wieder Beiträge über die Situation des klassischen Bildung in verschiedenen europäischen Ländern und im Besonderen auch über die erfreuliche Entwicklung des europäischen Latein- und Griechisch-Zertifikats. Interviews mit äußerst prominenten Persönlichkeiten, die stark in der Kultur der Antike verwurzelt sind – Martin Kušej und Roland Girtler –, bereichern unser Magazin. Hervorragende etablierte und junge Wissenschaftler:innen aus Fachwissenschaft und Fachdidaktik geben enorm spannende Einblicke in ihre Arbeit. Die eben erschienene Publikation „INSCRIPTIONES LATINAE SALISBURGENSES“ hat es auf unser Titelblatt geschafft. Sie bietet eine gleichermaßen profunde wie alltagstaugliche Unterlage für intensive Salzburger Spaziergänge.

Wichtiger Hinweis zur Lektüre:

Die Literaturangaben zu diversen Beiträgen finden Sie hier:



INHALT

„Definitiv Odysseus“ 3
Peter Glatz und Andreas Knabl

Dionysische Feste als tragische Palimpseste und politische Manifeste 5
Katharina-Maria Schön

Die rätselhafte Komplexität der Tragödie 12
Aruna Margareta Reischl

INSCRIPTIONES LATINAE SALISBURGENSES 14
Peter Glatz

swr***, pleu***, plavate, fluere, flouwen, fließen, flow, 16
Bruno Buchberger

Roland Girtler im Interview 19
Peter Glatz und Wolfram Kautzky

ECCL – European Certificate for Classics 21
Bärbel Flaig

Latin and Greek in Secondary Schools in North Macedonia 23
Vesna Dimovska

Enjeux et perspectives de la lecture des textes latins 24
Franck Colotte

Graecia capta 29
Dimitrios Stamatis

Lucretia historisch, dramatisch, elegisch 31
Niklas Holzberg

Bratspießchen für den Kaiser 37
Michael Hotz

Ein Schuss von hinten 49
Gottfried Kreuz

Res publica restituta? 56
Michael Lobe

„Bieten wir schon Mist, dann nur einen berühmten.“ 64
Andreas Knabl

Die Seele der Säle 68
Fritz Lošek

Grammatica mystica 76
Robert König

„Du bist wie eine Blume.“ 82
Oswald Panagl

Ēloquēns versus loquāx 88
Oswald Panagl

Wie man sich bettet, so schläft man 91
Petra Strobl

Österreichische Bundesolympiade Latein und Griechisch 2021 93
Walter Dujmovits

Medien, Bücher, Links 96

AMICI LINGVAE LATINAE

Impressum (siehe auch Seite 75)

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:
AMICI LINGVAE LATINAE
Freunde der lateinischen Sprache
Atriumweg 6a, A-4060 Leonding
E-Mail: peter.glatz@eduhi.at
Redaktion:
Mag. Peter Glatz, Mag. Christoph Gruber, MMag. Andreas Knabl
Layout:
Mathias Rizy

QR-Code zu den bisherigen Ausgaben des „cursor“ und zum Beitrittsformular:

ISSN 2522-3984



„Definitiv Odysseus“
Burgtheaterdirektor Kušej im Interview

Peter Glatz und Andreas Knabl

Cursor: Die Antike erlebt seit den 80er-Jahren des letzten Jh. eine starke Renaissance in der Kunst. Die bildenden Künste haben zunehmend antike Themen rezipiert, die Mnemosyne-Diskussion in den 90er-Jahren brachte das Thema „Erinnerung“ verstärkt aufs Tapet – vor dem Hintergrund zunehmender gesellschaftlicher Bedeutung von Speichermedien eine nachvollziehbare Entwicklung. In Musik, Literatur und Theater wurden und werden Themen und Motive aus der Antike rezipiert. Die Salzburger Festspiele 2019 waren geradezu „Antike-Festspiele“.

Sie selbst setzten und setzen in Ihren Programmen sehr stark auf antike Stoffe. Worin sehen Sie die gesellschaftliche Relevanz der Antike für heute?

Kuşej: Die Antike ist in Europa ein wesentlicher und unabdingbarer Teil unseres kulturellen Selbstverständnisses. Das gilt für die überlieferten Texte wie auch für die Fort- und Überschreibungen, die über die Jahrhunderte immer einen wichtigen Teil der europäischen Dramatik ausgemacht haben. Es ist daher folgerichtig und erfreulich, dass sich auch zeitgenössische und junge Dramatikerinnen und Dramatiker weiterhin mit diesen Stoffen auseinandersetzen. Das geht im derzeitigen Programm unseres Theaters von Simons Stones *Medea*, die Sie im letzten Heft besprochen haben, über Elfriede Jelineks *Schwarzwasser*, das sich auf ironische und aggressive Weise auf Euripides' *Bakchen* bezieht, bis zu Thomas Köcks neuer *antigone*. *ein requiem*. Das sind sehr unterschiedliche dramatische Reaktionen auf antike Vorlagen. Die gesellschaftliche Relevanz der Antike für heute? – Sie zeigt sich in all diesen Arbeiten auf brisante und sehr unterschiedliche Weise und ist eigentlich zu groß für eine schnelle Verallgemeinerung.

Cursor: Besteht dieser Reiz auch für Sie? – Denn uns ist aufgefallen, dass sich die Antike oft in Ihren Spielplänen findet, aber meistens betrauen Sie mit „Antike-Projekten“ andere Regisseurinnen und Regisseure.

Kuşej: Das kann ich so nicht bestätigen. Eine meiner ersten Arbeiten war Heiner Müllers *VERKOMMENES UFER/ ME-DEAMATERIAL/ LANDSCHAFT MIT ARGONAUTEN*. Damit war ich unrettbar fasziniert von der Antike und das klassi-

sche griechische Drama und die gesamte dazugehörige Mythologie haben mich seither nicht mehr losgelassen – wenn auch meistens in zeitgenössischen Bearbeitungen. Aber auch wenn man Grillparzer, Müller, Ostermaier, Händel, Strauß oder Mozart inszeniert, atmet dieser Kosmos der Antike durch jede Pore des Theaters, das ich gemacht habe. Man musste sich immer mit der Herleitung, mit der Quelle und mit dem Geist der Originale auseinandersetzen. Aber auch als Intendant wird von mir zu Recht erwartet, dass ich sattelfest bin in der Materie, die andere an den Häusern inszenieren, die ich leite.

Cursor: Macht nicht der enorme zeitliche Abstand zur Gesellschaft der Antike eine ertragreiche Beschäftigung mit ihren Themen, mit ihrer Kunstproduktion unmöglich? Oder bietet gerade die ungeheure Distanz erst die Möglichkeit, aus der Antike Einsichten für heute zu gewinnen?

Kuşej: Die Literatur lässt beides zu – einerseits die Aneignung, die Übertragung in heutige Verhältnisse. Die Wirkung, die die antiken Stoffe in diesen Fällen entfalten, beruht nicht darauf, dass die antiken Autoren „für uns“ oder für „die Ewigkeit“ geschrieben hätten, sondern ganz wesentlich auf den Bedeutungsschichten, die diese großartigen Texte durch die Zeiten und die fortgesetzte Wiederbeschäftigung mit ihnen angelagert haben. Andererseits lässt sich auch das immense Potential, das in der großen kulturellen Distanz liegt, auf dem Theater sehr wirkungsvoll entfalten. Als Regisseur neige ich persönlich eher der zweiten Auffassung zu. Die Texte für sich und in ihrer Fremdheit ernst zu nehmen, und daraus Funken für eine heutige Beschäftigung zu schlagen, liegt mir künstlerisch näher.

Cursor: Gibt es so etwas wie die Zeitlosigkeit von Themen? Woran würden Sie die Zeitlosigkeit antiker Themen und Stoffe festmachen?

Kuşej: Jeder Autor bzw. jede Autorin schreibt für seine und ihre Zeit und deren Probleme und ungelöste Konflikte. „Zeitlosigkeit“ ist daher ein Wort für die Niederlage, bestimmte Fragen und Konflikte seit über zweieinhalb Jahrtausenden noch nicht überwunden oder gelöst zu haben. Eigentlich müssten wir uns alle nach dem



Martin Kušej, Direktor des Wiener Burgtheaters seit 2019
(Foto: www.lukasbeck.com)

Tag sehnen, an dem wir zum Beispiel *Antigone* nicht mehr aufführen müssen, und in gewisser Hinsicht ist jede ernsthafte *Antigone*-Aufführung der Versuch, uns diesem Tag näher zu bringen. Man könnte das Argument mit leichter Übertreibung sogar umdrehen: Wenn z. B. in *Antigone* tatsächlich ein „zeitloser“ Konflikt dargestellt würde, gäbe es eigentlich keinen Grund mehr, das Stück weiterhin aufzuführen. Damit rede ich, um das ganz deutlich zu sagen, natürlich nicht Bestrebungen das Wort, die Beschäftigung mit dem antiken Erbe eines Tages, oder gar heute, ad acta legen wollen, wie das offensichtlich an der Howard University in Washington D.C. geplant ist, wo das entsprechende Institut aufgelöst werden soll. An der Aburteilung eines ganzen Zeitalters als rassistisch kann man exemplarisch sehen, wie sehr sich die Auffassungen von bestimmten historischen Phänomenen mit den Zeiten wandeln. Irgendeinem solchen Urteil „zeitlose“ Richtigkeit zuzuschreiben und daraus zu schließen, dass weitere Urteile und andere Auffassungen der Mühe nicht mehr wert seien, ist eine kulturelle Haltung, die man nur als „Hybris“ bezeichnen kann. Nein, es ist schlichtweg bescheuert!

Cursor: Wie wichtig ist es bei so alten Theatertexten, dass sich Theater dafür neue Übersetzungen anfertigen lassen?

Kuşej: Im Sinne meiner vorigen Antwort: solange wir noch *Philoktet*, *Idomeneo*, *Phädra*, *Medea* und *Ödipus* spielen, werden sich neue, zeitgemäße Formulierungen des antiken Stoffes finden. Das gilt für Übersetzungen wie für Übertragungen und Neu- und Nachdichtungen gleichermaßen: Jede Zeit wird ihre Auffassungen von den dargestellten Problemen finden und zum Ausdruck bringen. Ich persönlich hatte in den Neunziger-Jahren am Stuttgarter

Staatsschauspiel mit einer sehr aufwändigen *Ödipus*-Übersetzung von Jean Bollaek zu tun. Es war faszinierend, mit einem Autor durch verschiedene Phasen und Auffassungen zu einem Text zu gehen, der eben nach über 2000 Jahren immer noch nicht fertig ausgedeutet ist. Dazu fällt mir mein erster Besuch des Theaters in Epidaurus ein, bei dem ich sehr eindrücklich „spüren“ und nacherleben konnte, dass sich die Theatermenschen damals schon an denselben Baustellen abarbeiteten, wie wir heute ...

Cursor: Die Epochenenteilung in Antike, Mittelalter, Neuzeit, Moderne ist künstlich. Ist sie vielleicht sogar irrelevant für die Fragen nach dem Sinn, nach dem Selbstverständnis des Menschen, nach einem zeitgemäßen Lebensentwurf in der heutigen Gesellschaft?

Kušej: Die historischen Bedingungen, unter denen und für die Stücke geschrieben wurden, sind extrem relevant, sowohl für das Verständnis, das wir von ihnen haben, als auch für die Reflexion unseres Verständnisses von ihnen. Will heißen: Wir müssen uns ständig überlegen, wie unser Bild bestimmter Literaturen und Epochen beschaffen ist und wie es sich historisch entwickelt hat. Wir tun gut daran, die Bilder, die wir uns von alten Texten gemacht haben, ständig zu überprüfen. Dabei helfen Epochenenteilungen in der Regel wenig, meist verstellen sie einen klaren, historisch informierten Blick eher.

Cursor: Eröffnet haben Sie Ihre Intendanz mit den *Bakchen* des Euripides, inszeniert von Ulrich Rasche. Was erzählt uns dieses Stück heute? Was hat Sie daran so sehr gereizt, dass Sie es an den Beginn Ihrer Intendanz gestellt haben?

Kušej: Selbstverständlich war es von großem Reiz, die neue Intendanz mit einem Urtext des europäischen Theaters zu eröffnen. Der Theatergott Dionysos selbst spielt eine Hauptrolle und gleich der Prolog ist von überwältigender Theatralität: Ein Schauspieler betritt die Bühne in der Rolle eines Gottes, der einen Menschen „spielt“. In der Konzeption von Ulrich Rasche ist der Rausch, den Dionysos unter den Bakchen hervorruft, der Rausch einer Gemeinschaft, die sich aus der Abgrenzung gegen andere bildet. Das Gewalttätige dieser Rauschgemeinschaft, das bei Euripides vorgebildet ist, wird in Rasches Inszenierung zentrales Moment der Inszenierung. Das erreicht er unter anderem dadurch, dass er die beiden Botenberichte, die von den Exzessen der Bakchen auf dem Kithairon und der Zerreißung des Pentheus be-

richten, zu Chortexten macht, wodurch der sprachlich vermittelte Report zu gewaltiger und gewalttätiger Sprach-Handlung wird. Die Inszenierung greift auch immer wieder geschickt in den Text ein und schafft durch verschiedene Zitate von Nietzsche bis zu einem ehemaligen Bundespräsidenten der FPÖ einen Subtext, der auf heutige Formen gewalttätiger, auf Gruppenidentität und Abgrenzung beruhender Massen-Phänomene verweist. So verbindet sich eine formal äußerst anspruchsvolle Inszenierung des klassischen Textes mit einer kraftvollen und provokativen Stellungnahme zu drängenden politischen Fragen.

Cursor: Ihre zweite Spielzeit wurde im Akademietheater mit einer Bearbeitung der *Antigone* durch Thomas Köck eröffnet. Warum war es dabei wichtig, von dem antiken Stoff auszugehen?

Kušej: Das ist eine gute Frage: Mit Sicherheit hätte man ein Drama um die humanitäre Katastrophe an den europäischen Außengrenzen auch ohne Rückgriff auf die antike Vorlage schreiben können. Aber die Provokation ist, wenn man das akute politische Problem mit dem antiken Stoff verbindet, in zweierlei Weise gesteigert: Erstens wird das ursprüngliche Anliegen Antigones, ihren Bruder gegen das Geheiß des Herrschers Kreon zu bestatten, multipliziert und verallgemeinert, weil sie bei Köck durchsetzen will, dass Tausende an den Strand von Theben angeschwemmte Leichen beigesetzt werden. Und zweitens wird mit diesem Kunstgriff der eklatante Widerspruch zwischen unseren, aus der griechischen Klassik herrührenden, humanistischen Ansprüchen und unserem realen täglichen Handeln besonders schmerzhaft spürbar.

Cursor: Sie selbst haben in Ihrer ersten Inszenierung als Intendant am Burgtheater die Kleistsche *Hermannsschlacht* inszeniert – und darin haben alle Römer Latein gesprochen. Warum haben Sie diesen Kunstgriff gewählt?

Kušej: „Diversität“ kann man so einfach veranschaulichen; schließlich sind die Römer Fremde, Eindringlinge und haben es als „gebildete Elite“ durchaus nicht leicht im Land der „Barbaren“. Das Lateinische trägt dazu bei, eine surreale Atmosphäre, die im Stück liegt, in manchen Szenen noch zu verstärken. Außerdem konnten wir durch die Vielsprachigkeit die diverse Bevölkerungsstruktur betonen – die Römer sprechen nicht nur nicht dieselbe Sprache, sie heben sich auch im Kostüm von den anderen Figuren ab.

Cursor: Wir leben heute in einer Zeit der Bilder, Sprache rückt doch ein Stück weit in den Hintergrund. Die antike Kultur ist wesentlich von Sprache bestimmt. Vertiefte Beschäftigung mit dem Phänomen Sprache, mit sprachlichen Strukturen, mit Manipulation durch Sprache geschieht heute im Unterricht der klassischen Sprachen Latein und Griechisch. Welchen Stellenwert schreiben Sie der Beschäftigung mit der Antike im Rahmen der Schulbildung zu?

Kušej: Griechisch und Latein waren leider oftmals die Klassiker für verstaubten und uninteressanten Unterricht. Im besten Fall wird man spielerisch und interessant mit dieser Materie vertraut gemacht. Aber seien wir ehrlich – wir haben echt größere Probleme, wenn wir über Sprache und Kultur in unserem Bildungssystem sprechen. Denn aktuell wird z. B. die Handschrift abgeschafft und des Lesens ist längst nicht mehr jeder mächtig, der eine Schule verlässt. Natürlich ist die Antike ein wichtiger Bestandteil humanistischer Bildung, ebenso wie bildnerische Erziehung, musikalische Ausbildung, künstlerisches Werken usw. – alles wegrationalisiert. Man könnte weinen und macht sich Sorgen um die jungen Leute, deren „Bildung“ man wirklich nur mehr als rudimentär bezeichnen kann. Wer sich nicht freiwillig um so etwas kümmert, wird von Gesellschaft und System gnadenlos allein gelassen.

Cursor: Hatten Sie in der Schule selbst Latein – und vielleicht sogar Griechisch? Wenn ja, wie haben Sie diesen Unterricht erlebt?

Kušej: Ja, ich hatte vier Jahre Latein. Das war höchstens ein Basis-Kurs, hat mir aber wenigstens ein paar grundsätzliche Strukturen und logische Elemente der gängigen lebenden Fremdsprachen eröffnet.

Cursor: Haben Sie eine Lieblingsfigur in der antiken Literatur, mit der sie sich gerne einmal – warum? – beschäftigen würden?

Kušej: Definitiv Odysseus. Mich faszinieren seit jeher seine Reisen oder besser, die Mythen, die diesen „Irrfahrten“ zugrunde liegen; ich habe gerade als Segler einige seiner „Abenteuer“ auf dem Meer und an fremden Gestaden nacherlebt ... Außerdem ist seine sprichwörtliche Intelligenz immer wieder beeindruckend – hier hat mir Heiner Müller von Anfang an (ich erwähnte es bereits) den dialektischen Weg des Verständnisses für diese Figur gewiesen. ■

Dionysische Feste als tragische Palimpseste und politische Manifeste

Der Mythos der Bakchen im Spiegel der Zeit

Katharina-Maria Schön

Rationalität und Rausch, Schuld und Sühne, Wirklichkeit und Wahn vermengen sich im Drama *Die Bakchen* zu einem Stoff von zeitloser Brisanz. Dass Euripides mit seiner theatralischen Gewandung des Mythos ein beeindruckendes und rezeptionshistorisch überaus erfolgreiches Monument für die Ewigkeit geschaffen hat, steht außer Zweifel. Zu den prominentesten Adaptionen für die Bühne zählt u. a. das avantgardistische Theaterstück *Dionysus in 69* (Regie: Richard Schechner, Uraufführung: New York, 1969), welches den Inhalt mit der Thematik des Vietnamkriegs, der amerikanischen Hippie-Bewegung und dem Zeitgeist von *Sex, Drugs & Rock'n'Roll* verknüpft, damit einen Ruf nach Frieden und den Wunsch nach einem Ausbruch aus engmaschigen, institutionell zugepflasterten, entindividualisierten sozialen Gefügen symbolisierend. In eine andere Richtung politisch aufgeladen sind zahlreiche Bühnenauffassungen aus dem 21. Jahrhundert, z. B. *Bacchae Redux* (Regie: Michael Heitzler, Uraufführung: New York, 2014), *Die Bakchen. Pussy Riot* (Regie: Andreas von Studnitz, Uraufführung: Ulm, 2015) oder *Eine griechische Trilogie* (eine Modernisierung und originelle Kombination von Aristophanes' *Lysistrata*, Euripides' *Troerinnen* und *Bakchen*, Regie: Simon Stone, Uraufführung: Berlin, 2018), die den Mythos in den Kontext des *female empowerment*, der #MeToo-Debatte und der fluiden Konstituierungsmechanismen von Geschlechterrollen stellen. Eine weitere Spielart des Stoffs mit einer innovativen Schwerpunktverlagerung präsentiert der Regisseur Ulrich Rasche am Wiener Burgtheater; einen Tag nach der Premiere (13.9.2019) wurde diese von mehreren Pressestimmen als „eine beeindruckende Materialschlacht“ (Guido Tartarotti, *Kurier*), als „eine wuchtig-plakative Inszenierung“ (Norbert Mayer, *Die Presse*), ja sogar als „das Spektakulärste, Aufwendigste und Aufregendste, das derzeit im deutschsprachigen Theater zu erleben ist,“ (Susanne Zobl, *News*) bezeichnet. Etwas verhaltener als diese euphorischen Reaktionen, dafür aber metaphorisch umso einprägsamer gerierte sich Stephan Hilpold (*Der Standard*) in seiner Kritik. Abgesehen davon, dass er die Aufführung – nicht zuletzt wegen



Die Bakchen. Pussy Riot (Ulm, 2015) | Foto: Ilja Mess. | zentral: Die Tötung des Pentheus (Fabian Gröver); links unten: Dionysos als Frau (Sidonie von Krosigk)

der Dominanz der Farbe Schwarz in den Kostümen – als „Rammstein des Theaters“ apostrophierte, arbeitete er pointiert die politische Botschaft heraus, die der Inszenierung zugrunde liegt und sich gezielt gegen rechtspopulistische Propaganda richtet: „Eines der ältesten Dramen der Menschheitsgeschichte wird zur Rohmasse für ein großes theatrales Statement. [...] *Die Bakchen* als ein Stück der Frauenemanzipation, das interessiert an diesem Abend nicht. *Die Bakchen* als ein Stück Aufklärung, wie man vielleicht rechtschaffen geplant hat, das funktioniert aber auch nicht. Das Theater des Ulrich Rasche ist nämlich viel stärker in dionysische Gefühls- und Paukenschlagsphären verstrickt als in apollinische Gedankenwelten. [Hier sieht man] die *Bakchen* als Identitäten-Drama.“ Dramatik, die unter die Haut geht, wird dabei nicht nur inhaltlich durch Strategien der sozio-kulturellen und politischen Aktualisierung, sondern auch audio-visuell durch eine einzigartige Bühnenästhetik

erzeugt: Ein Streichquintett und eine Perkussionistin sind im *default*-Setting zu sehen. Noch bevor sich der Vorhang hebt, erklingen die ersten Töne auf dem Schlagzeug. Solche Minimal-Music-Variationen begleiten das gesamte Stück; die Monologe der Protagonisten und die rhythmisch skandierten Chorpässagen sind davon nicht ausgenommen. Zudem punktet Ulrich Rasche mit dem sogenannten „Maschinentheater“, das er bereits bei seinen Inszenierungen von Georg Büchners *Woyzeck* (Basel, 2017) und von Aischylos' *Persern* (Salzburger Festspiele, 2018; Koproduktion mit dem Schauspielhaus Frankfurt) zum Einsatz brachte. Das Markenzeichen dieser Bühnentechnik sind mehrere Drehkreise und/oder schrankenartige Laufbänder, die mit einer elaborierten Hydraulik operieren, da sie in Höhe und Neigung verstellbar sind. So werden eine komplexe Architektur und eine beständige Dynamik auf der Bühne generiert. Alle Mitglieder des Ensembles werden, für das Publikum klar sichtbar,



Die Schar der Bakchen als Kollektiv in Ulrich Rasches „Maschinentheater“, Foto: Andreas Pohlmann (© Burgtheater, 2019)

mit Ketten an diesen Gerätschaften fixiert, was einen doppelten Effekt erzielt: Zum einen dient diese Vorsichtsmaßnahme dazu, die Trittsicherheit der Akteur:innen zu gewährleisten, zum anderen wird die Optik der bis ins kleinste Detail kontrollierten Gesten verstärkt, denn der eingeschränkte Bewegungsradius der Schauspieler:innen lässt das Sich-Aufbäumen gegen ein derartig imposantes Schanzkonstrukt wie einen wuchtig-ausladenden körperlichen Kraftakt anmuten. Nicht nur dieses maschinelle System, das als Metapher für den unabänderlichen Weltenlauf interpretiert werden kann, sondern auch Projektionen von *close-ups* des Bühnengeschehens auf

eine Leinwand transponieren das Stück technisch in die Postmoderne: Letzterer Kunstgriff kommt v.a. bei erzählerischen Rückblenden zum Einsatz, in denen die einzelne Stimme des klassischen Botenberichts chorisch multipliziert wird, wobei die facettenreichen visuellen Überblendungseffekte (Bühne ↔ Leinwand) zu einem bewussten Verschwimmen der Zeitebenen führen. Sprachlich orientiert sich das zehn Szenen umfassende Stück weitestgehend am Original des Euripides, dessen Übersetzung ins Deutsche von Wolfgang Schadewaldt die textuelle Grundlage bildet und von dem Dramaturgen Sebastian Huber stellenweise mit

Zitaten von Thukydides und Friedrich Nietzsche unterlegt wurde. Inhaltlich zirkuliert das Drama um den ideologischen Antagonismus sowie den emotionalen Zwiespalt zwischen Dionysos, dem Sohn der Semele und des Zeus, und Pentheus, dem Herrscher von Theben. Im Auftakt des Stücks will der Gott des Weines, des Rausches und der Entfesselung seine Divinität, die ihm von seinem Widersacher strittig gemacht wird, legitimieren, indem er die thebanischen Frauen (darunter auch Agaue, die Mutter des Pentheus) in Wahn versetzt und sie dadurch aus der Stadt auf den nahe gelegenen Berg Kithairon lockt. Um dem gewaltsamen Treiben dort Einhalt zu gebieten, beschließt Pentheus – wider besseren Rat von Seiten seines Großvaters Kadmos und des blinden Sehers Tiresias – mit Waffengewalt gegen Dionysos und seine rasende Anhängerinschar vorzugehen. Nachdem dieses Ansinnen misslungen ist, weil es der Gott mit seinem Gefolge geschafft hat, sich aus der Gefangenschaft zu entwenden, kommt es zum direkten Aufeinandertreffen von Pentheus und Dionysos, in dem letzterer den Herrscher von Theben in Neugierde und Verzückung versetzt; in dieser mentalen Disposition überredet er ihn dazu, das Kostüm einer Mänade anzulegen, um so dem Kult am Kithairon heimlich beiwohnen zu können. In einem retrospektiven Botenbericht wird geschildert, wie seine Siegesicherheit Pentheus letztendlich zum Verhängnis wurde: Er wähnte sich unsichtbar, als er auf einen Baumwipfel geklettert war, um von dort aus den orgiastischen Ritus zu beobachten; bald wurde er aber von den Bacchantinnen entdeckt und gewaltsam von seiner Aussichtswarte gestürzt. Trotz seines redlichen Bemühens,

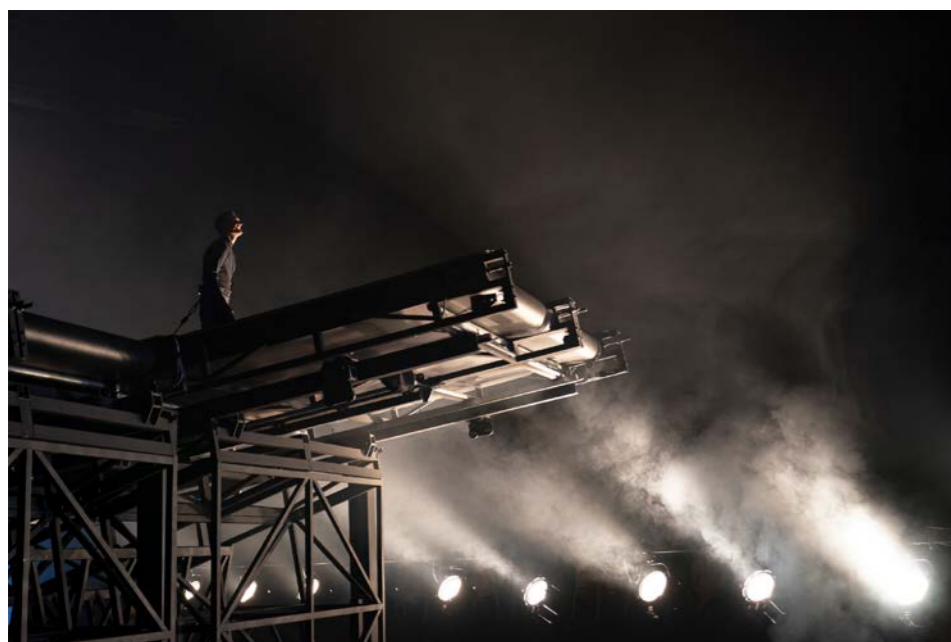


Konfrontation der Protagonisten Dionysos (links: Franz Pätzold) und Pentheus (rechts: Felix Rech), Foto: Andreas Pohlmann (© Burgtheater, 2019)

seine Identität zu offenbaren und sein Gegenüber zur Vernunft zu bringen, war ihm ein grausames Ende beschieden: Er wurde auf brutale Weise von den blutdürstigen Frauen zerfleischt. Federführend beteiligt an diesem Tötungsakt war seine eigene Mutter Agaue, die in der letzten Szene – in der Annahme, ein Löwenjunges auf der Jagd erlegt zu haben und nun dessen Haupt in Händen zu halten – mit stolzschneller Brust die Bühne betritt. Nach und nach löst sie sich durch gutes Zureden ihres Vaters Kadmos aus ihrer Verblen-

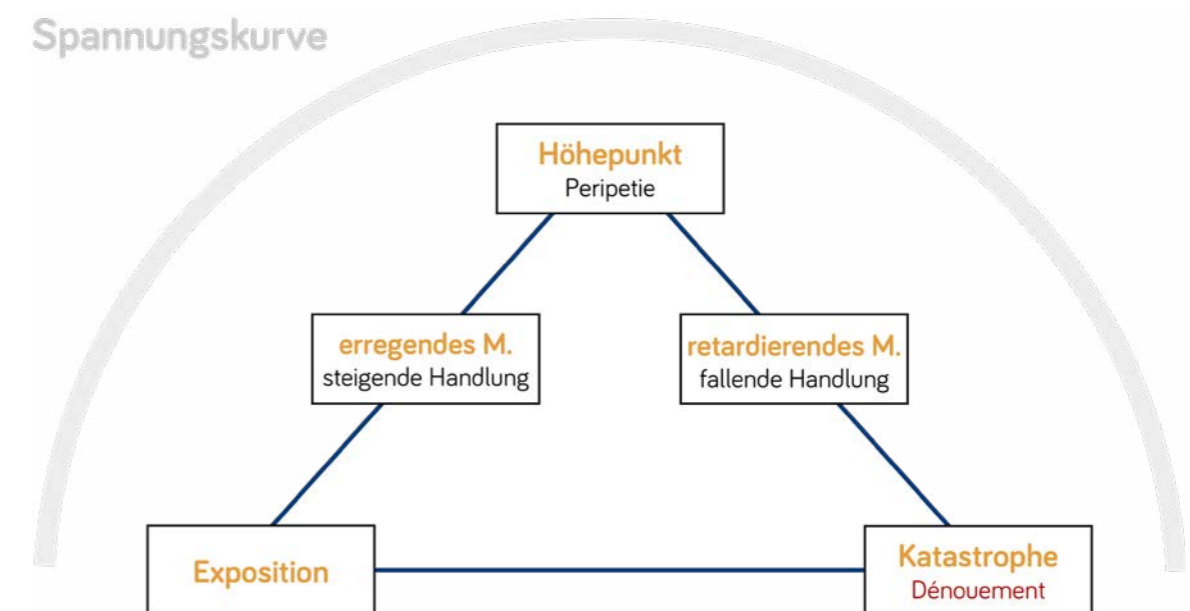
dung und wird durch eine Wiedererkennung (*ἀναγνώρισις*) zum Umdenken und zur Reue (*μετάνοια*) bewegt. Die vernichtende Erkenntnis, ihren eigenen Sohn ermordet zu haben, veranlasst sie, ihre eigene Identität in Frage zu stellen, was in ihren Beschluss mündet, ihre Heimat, die für sie nunmehr nichts weiter als ein unheilsvhwangerer Ort ist, für immer zu verlassen. Mit diesem Spannungsbogen erfüllen die *Bakchen* des Euripides alle Kriterien einer Mitleidstragödie im aristotelischen Sinn (*Poetik*, Kapitel 6–22), wie durch folgendes Schema veranschaulicht wird: Die Zuseher werden Zeugen eines tragischen Scheiterns, das dem Protagonisten durch einen Fehltritt (*ἀμαρτία*) widerfährt, nachdem er eine schlechte Wahl (*προαίρεσις*) zwischen zwei Handlungsoptionen getroffen hat. Im erregenden Moment wird der klimaktische Sparagmos des Pentheus intratextuell durch einen Präzedenzfall angedeutet: Kadmos, der seinen Enkel von seiner Hybris und seinem grenzenlosen Zorn gegenüber Dionysos abbringen will, versucht beschwichtigend auf ihn einzuwirken, indem er ihm das Schicksal des Aktaion vor Augen hält; dieser wurde, nachdem er die entblößte Jagdgöttin Diana im Gefolge ihrer Nymphen heimlich beim Baden beobachtet hatte, aufgrund seines Frevels in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden zerfleischt (V. 337–342). Dieses evidente Mahnmal proleptischer Gewalt missachtend, steuert Pentheus geradewegs auf seinen Untergang zu, wobei der graduelle Spannungsaufbau nicht

frei von ironischen Brechungen bleibt: Wenn der thebanische Herrscher dazu verleitet wird, sich auf ein *crossdressing* einzulassen und im Mänadenkostüm den Kithairon zu besteigen, dann symbolisiert er ein menschliches Analogon zu einem Opfertier. Diese Interpretation wird durch mehrere textimmanente Indizien unterstrichen, die Parallelen zum tradierten Ablauf eines Ritus aufweisen: Während eine klassische *victima* festlich geschmückt, mit *mola salsa* besprenkelt und erst nach einem performativ relevanten Dialog zwischen dem Schlachter und dem Priester (*Agone?* – *Age!*) zur Tötung freigegeben wurde, wirken all diese prozeduralen Elemente vor der Zerstückelung des Pentheus pervertiert: Eine seiner Markierungen als Objekt besteht in der femininen Verkleidung, die Dionysos ersinnt und sich damit – metatheatralisch gedeutet – als Regisseur geriert, der den thebanischen Herrscher zu einer Figur in seinem nach eigenen Spielregeln funktionierenden Schauspiel degradiert. Zudem wird Pentheus von den Bacchantinnen als ihr Opfer gebrandmarkt, wenn sie ihn vom Baum rütteln und mit Ästen bewerfen. In seriotomischer Inversion zum etablierten Ritus scheitern alle Kommunikationsversuche des Kostümierten, sein Appell an das Mitgefühl seiner Angreiferinnen verläuft ins Leere. Die Tragik seines Untergangs wird insofern potenziert und zu einem Familiendrama ausgeweitet, als seine eigene Mutter, im Bluttausch gefangen und vom dionysischen Geist befeuert, den Tötungsakt initiiert, was im Folgenden anhand einer Detailanalyse illustriert werden soll:



Pentheus will gegen die Bakchen vorgehen: Die Verschiebung der Bühne in den Publikumsraum symbolisiert seinen totalitären Machtanspruch, Foto: Andreas Pohlmann (© Burgtheater, 2019)

Spannungskurve



Handlungsschema und Spannungsaufbau einer Tragödie gemäß Aristoteles (*Poetik*)

αἱ δὲ μυρίαν χέρα
προσέθεσαν ἐλάτη κάξανέσπασαν χθονός·
ὑγού δὲ θάσσαν ὑπόθεν χαμαιριφής
πίπτει πρὸς οὐδας μυρίοις οἰώμασι
Πενθεύς· κακοῦ γὰρ ἐγγύς ὦν ἐμάνθανεν.
πρώτη δὲ μήτηρ ἤρξεν ἱερέα φόνου
καὶ προσπίτνει νιν· ὁ δὲ μίτραν κόμης ἄπο
ἔρριπεν, ὡς νιν γνωρίσασα μὴ κτάνοι
τλήμων Ἀγαύη. [...]
λαβοῦσα δ' ὠλένης ἀριστερὰν χέρα,
πλευραῖσιν ἀντιβάσα τοῦ δυσδαίμονος
ἀπεσπάραξεν ὤμον, οὐχ ὑπὸ σθένους,
ἀλλ' ὁ θεὸς εὐμάριαν ἐπεδίδου χερσῖν·
[...] ὄχλος τε πᾶς
ἐπέιχε βακχῶν· ἦν δὲ πᾶσ' ὀμοῦ βοή,
ὁ μὲν στενάζων ὅσον ἐτύγχαν' ἐμπνέων,
αἱ δ' ἠλάλαζον. ἔφερε δ' ἡ μὲν ὠλένην,
ἡ δ' ἶχνος αὐταῖς ἀρβύλαις· γυμνοῦντο δὲ
πλευραὶ σπαραγμοῖς· πᾶσα δ' ἡματομένη
χεῖρας διεσφαίριζε σάρκα Πενθεώς.

(V. 1109–1117, 1125–1128, 1130–1136)

Die [sc. Bakchen] nun legten tausendfach
Hand an die Fichte, rissen aus dem Grund sie los.
So hoch er saß, fiel aus der Höh zur Erd im Sturz
hin auf den Boden mit zahllosen Jammerschrei'n
Pentheus; daß Unheil nah ihm war, ward ihm bewußt.
Erst fing die Mutter als Priesterin die Schlachtung an
und warf sich auf ihn; der reißt sich das Band vom Haar
herunter, daß erkennen ihn, nicht töten soll,
Agaue, die unsel'ge. [...]
Und packend mit den Händen ihm den linken Arm,
gegen die Rippen tretend des Unseligen,
riss sie heraus die Schulter; nicht aus eigener Kraft,
Der Gott gab ihren Händen Leichtigkeit des Tuns.
[...] Die ganze Schar
griff zu der Bakchen; allwärts gab's zugleich Geschrei,
der stöhnt' und schrie, sosehr ihm dazu Atem blieb;
die jauchzten auf. Es trug die eine einen Arm,
einen Fuß die andre samt dem Schuh; bloß wurden durch
Ausreißen seine Rippen. Jede, blutbefleckt
die Hände, warf gleichwie im Ballspiel Pentheus' Fleisch.

(übersetzt von Oskar Werner)

durch die Gegenüberstel-
lung der schmerz erfüllten
Wehklagen des Pentheus
(ὁ μὲν στενάζων, V. 1132)
mit dem frohlockenden
Jubel der Mänaden (αἱ
δ' ἠλάλαζον, V. 1133) die
auditiven Kanäle des
Publikums bedient.
Die hier skizzierte Hybris
des Pentheus, die letztlich
zu seinem Verderben
führt, sowie die erstaun-
liche Verwandlungskunst
des Dionysos werden
auch von Ovid themati-
siert – zwar in Anlehnung
an Euripides, aber doch
mit einer anderen Akzent-
setzung: Ebenso wie sein
griechischer Vorgänger
legt der römische Dichter
eine Emphase auf das
Schicksal des Aktaion
(Met. III.131–252), das

gebracht worden. Bereits an diesem frühen
Punkt des Verwandlungsdrasmas stellt
Ovid seine Meisterschaft als psychologisier-
ender Erzähler unter Beweis, der Emoti-
onen auf der menschlichen und göttlichen
Ebene spiegelgleich zu schildern vermag:

Spernit Echionides tamen hunc ex
omnibus unus
contemptor superum Pentheus praesa-
gaque ridet
verba senis tenebrasque et cladem
lucis ademptae
obicit. Ille movens albertia tempora
canis
„Quam felix esses, si tu quoque lumi-
nis huius
orbus“ ait „fieres, ne Bacchica sacra
videres!
Namque dies aderit, quam non procul
auguror esse,
qua novus huc veniat, proles Semeleia,
Liber,
quem nisi templorum fueris dignatus
honore,
mille lacer spargere locis et sanguine
silvas
foedabis matremque tuam matrisque
sorores.
Eveniet! Neque enim dignabere nu-
men honore,
meque sub his tenebris nimium vidisse
quereris.“

Doch als einziger von allen verschmäht
ihn Echions Sohn Pentheus, der Verächter
der Götter. Er verspottet die propheti-
schen Worte des Alten und macht ihm
seine Blindheit, den schmerzlichen Ver-
lust seines Augenlichtes, zum Vorwurf.
Jener aber schüttelt die grauen Schläfen
und versetzt:
„Wie glücklich wärest du, wenn auch dir
dieses Augenlicht genommen würde, so
daß du die Mysterien des Bacchus nicht
sehen könntest! Denn der Tag wird kom-
men – und ich ahne, daß er nicht fern ist
–, an dem ein neuer Gott, Bacchus, Seme-
les Sohn, hier erscheinen wird. Wenn du
ihn nicht für würdig hältst, von dir durch
Tempel geehrt zu werden, wirst du, zer-
fleischt und verstreut, an tausend Stellen
den Wald mit deinem Blut besudeln und
auch deine Mutter und die Schwestern
deiner Mutter. Ja, es wird geschehen;
denn du wirst der Gottheit nicht die Ehre
geben. Beklagen wirst du noch, daß ich in
all meiner Blindheit nur allzu viel gesehen
habe.“

(übersetzt von Michael von Albrecht)

Während das wörtliche Echo πίπτει (V.
1112) – προσπίτνει (V. 1115) elegant den
Übergang von der ersten zur zweiten
Handlung (Fall vom Baum → Überfall
der Mänaden) signalisiert, kann man den
Sturz des Pentheus als einen zweifachen
ansehen: Er wird physisch von seiner
Aussichtsplattform und metaphorisch
auf die Bühne geholt. In anderen Worten
wird er – wenn auch unfreiwillig – vom

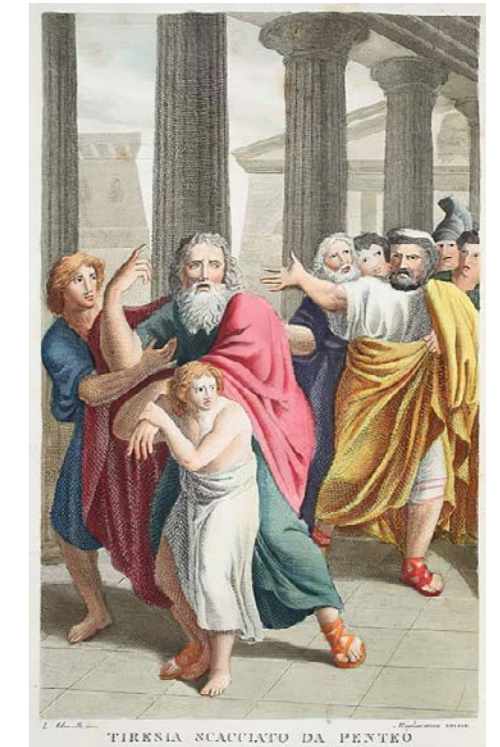
Voyeur zum Akteur. Es bleibt bis zu einem
gewissen Grad offen, ob Agaue hier,
am Höhepunkt der Tragik, lediglich als
passives Werkzeug dionysischer μανία
agiert oder eine bewusste schuldhaft
Verfehlung begeht, zumal sie in einem
auktorialen Kommentar, der Zweifel an
der Eigenständigkeit ihrer Entscheidung
aufwirft, als „unselige“ (τλήμων, V. 1117)
bezeichnet wird. Um die Grausamkeit und

dem Mythos der *Bacchae* in der narra-
tiven Chronologie vorausgeht und beim
Sparagmos des Pentheus eine zentrale
Rolle spielen wird. Abgesehen davon ist
die Dramaturgie bei Ovid im Vergleich zur
euripideischen Fassung des Mythos stark
verändert, was u. a. der Tatsache geschul-
det ist, dass der römische *poeta doctus*
mehrere Prätexte – darunter den home-
rischen *Dionysos-Hymnus*, Theokrits
Idyllion 26 sowie zwei Tragödien mit dem
Titel *Bacchae* aus der Zeit der römischen
Republik (einerseits eine fragmentarisch
erhaltene Fassung des Accius, andererseits
eine gänzlich verloren gegangene und nur
mehr bei Servius bezeugte Version des
Pacuvius) – auf komplexe Weise in seinen
Metamorphosen verschränkt. Anstelle ei-
ner umfassenden intertextuellen Analyse,
die den Rahmen dieses Artikels sprengen
würde, wird im Folgenden eine Auswahl
euripideischer Echos und ovidischer
Neuerungen in der Umsetzung des Mythos
blitzlichtartig beleuchtet.

In den *Metamorphosen* wird der Genea-
logie des Dionysos ein besonderer Platz
ingeräumt. Er wird als ein „doppelt Gebo-
rener“ (*tutaque bis geniti sunt incunabula
Bacchi*, Met. III.317) beschrieben. Seine
Mutter Semele habe ihn, nachdem sie von
Jupiter verführt worden war, empfangen,
sei dann aber durch eine List der gekränk-
ten, entehrten und auf Rache sinnenden
Juno hinters Licht geführt und vom Göt-
tervater selbst infolge eines leichtsinnigen
Versprechens von einem Blitz erschlagen
worden. Daraufhin sei Dionysos in eine
Wade des Jupiter eingenäht, in einer
Art Ersatzschwangerschaft ausgetragen
und auf diese Weise abermals zur Welt

In einem filmreifen Kameraschwenk leitet
er von der *ira Iunonis* zu den entsprechen-
den Gefühlsregungen des Pentheus über.
Bereits bei seinem ersten Auftritt wird er
als Prototyp eines Machtmenschen ein-
geführt, der sich über das Gesetz und die
Götter stellt, übernatürliche Fähigkeiten
wie die Sehergabe des blinden Tiresias ins
Lächerliche zieht und den wohlgemeinten
Warnungen des Propheten mit Verachtung
begegnet (Met. III.513–525):
In Anlehnung an die Charakterzeich-
nung des Euripides, der den Pentheus
als θεομάχος (V. 45) einführt, wird der
thebanische Herrscher hier als *contemptor
superum* (V. 514) stilisiert. Die kryptische
Ankündigung einer Racheaktion, die Dio-
nysos im Prolog der griechischen Tragödie
artikuliert, wird bei Ovid durch die Pro-
phetie des Tiresias konkretisiert: Der Se-
her antizipiert in einem *mini-plot* den wei-
teren Handlungsverlauf und lässt dabei die
Arroganz des Pentheus mit subtiler Ironie
an sich abprallen. Er lenkt den Gegenstand
des Spotts, seine Blindheit, auf seinen Ag-
gressor um, indem er ihm prophezeit, dass
ihm sein Sehvermögen sowie das daraus
erwachsene voyeuristische Vergnügen

sich der Hochmut und die Selbstgerechtig-
keit des Pentheus als die Ecksteine seines
tyrannischen Wesens heraus. Ein weiterer
Reflex dieses Naturells manifestiert sich
in seiner Schimpftirade, die er gegen die
Bevölkerung von Theben richtet, nachdem
diese die Epiphanie des Bacchus kollektiv
begrüßt und für den neuen Kult Feuer
gefangen hat. Anders als bei Euripides
werden bei Ovid sowohl Frauen als auch
Männer in den Bann der dionysischen
Verzückung gezogen: Unabhängig davon,
ob sie jung oder alt, arm oder reich sind,
verschmelzen ihre Stimmen zu einem
animalischen Jubelgeschrei (*Liber adest
festisque fremunt ululatibus agri*, Met.
III.528). Mit der Praktizierung des Ritus
geht demnach auch die Nivellierung von
sozialen Unterschieden einher. Nicht nur
die verschwimmenden Grenzen zwischen
etablierten hierarchischen Strukturen,
sondern auch die breite gesellschaftliche
Akzeptanz des Bacchus-Kults bereiten
dem ideologisch völlig isolierten Pen-
theus großes Unbehagen, was er in seiner
moralisierenden Predigt an die Thebaner
unverblümt anspricht: Er kritisiert die
schwindende Tugendhaftigkeit und Wehr-



Tiresias wird von Pentheus entlassen: „Tiresias scacciato da Penteo“, kolorierte Gravur von Luigi Ademollo, Illustration in einer Edition der *Metamorphosen* (Florenz, 1832)

tauglichkeit seines Volkes, die er als Kon-
sequenz der dionysischen *magicae fraudes*
(Met. III.534) ausmacht. Indem Ovid in
die Gestalt des Pentheus einige markante
Züge eines altrömischen *vir vere Romanus*
einfließen lässt, profiliert er ihn als Ver-
treter einer konservativen Weltordnung.
Da Pentheus den Idealen der *frugalitas*
und der *bellicosa virtus* verhaftet zu sein
scheint, lehnt er übertriebenen Luxus, wie
er sich beispielsweise in den Attributen der
Bacchus-Jünger (Purpurgewänder, Thyrsus-
stäbe, Efeukränze, parfümiertes Haar)
manifestiert, als ein Indiz von Verweich-
lichung entschieden ab und brandmarkt
diese Extravaganz als *insania*. Während er
mit patriotischen Kampfparolen um sich
wirft, zur Verteidigung der Stadt Theben
gegen den fremden Eindringling aufruft
und an die martialische Manneskraft
seiner Landsleute appelliert, reklamiert er
stillschweigend die Deutungshoheit über
die Definition von kulturell legitimierten
und verbotenen Bereichen für sich. Damit
verstärkt er die artifizielle Antithese von
Ordnung/Chaos, die auf die Dichotomie
von Theben/Kithairon übertragen wird.
Dass sich die Wirkungskraft des Dionysos/
Bacchus allerdings nicht so leicht räumlich
festmachen und im Rahmen eines Ritu-
als isolieren lässt, zeigt eine innovative
Schlüsselszene in der ovidischen Fassung



Sparagmos des Pentheus durch die Mänaden, Pompeji: Römisches Fresko in der Casa dei Vettii (VI 15, 1)

des Mythos, in der das Vexierspiel mit Identitätskonstruktionen, Illusionen und Täuschungsmanövern auf die Spitze getrieben wird. In Anlehnung an den homerischen *Dionysos-Hymnus* verwebt der römische Dichter die Episode der tyrrhenischen Schiffer in seine Verwandlungsgeschichte: Dem vor Wut schäumen den Pentheus, der es sich zum obersten Ziel gesetzt hat, den *commenta sacra* (*Met.* III.558) auf die Schliche zu kommen und die Wahrheit über den vermeintlichen Gott ans Licht zu bringen, wird ein entlarvter, gefangen genommener Gefolgsmann des Dionysos vorgeführt, der sich als etruskischer Seefahrer namens Acoetes zu erkennen gibt und in einer retrospektiven Erzählung seine Beweggründe für seine Bekehrung zum Bacchus-Kult erläutert: Auf der Fahrt nach Delos seien seine Gefährten auf einem Strand einem wehrlosen Jüngling von mädchenhafter Schönheit begegnet, der von Wein und Schlaf benommen schien und damit ein leichtes Opfer darstellte. Gekidnappt und in Fesseln gelegt haben sie ihn an Bord gebracht und die Warnungen des Acoetes, der als Einziger die Göttlichkeit des Knaben für unbestreitbar hielt, geflissentlich ignoriert. Dem aufkeimenden Gezänk unter den Seemännern, wie mit der Beute weiter zu verfahren sei, habe der aus seinem Rausch erwachte Junge selbst ein Ende gesetzt und sie angewiesen, Naxos anzusteuern. Entgegen ihrer Zusicherungen habe die Crew allerdings einen anderen Kurs eingeschlagen und daraufhin den Zorn des Gottes zu spüren bekommen. In Sekundenschnelle habe sich Dionysos in seiner wahren Gestalt zu erkennen gegeben, und – zu beiden Seiten flankiert von einer Phantom-Horde imposanter Raubkatzen (Tiger, Luchse, Panther) – die vergeblichen Ruderbewegungen der verängstigten Seemänner durch eine Efeuverankerung im Meer zum Stillstand gebracht: Die Schiffer selbst habe er in Delphine verwandelt; seiner prototypischen Rolle als *deus inludens* (*Met.* III.650) nachkommend habe er, gleichsam wie ein Regisseur in einem Theaterstück, die frisch Verwandelten angewiesen, sich im Reigen zu bewegen (*undique dant saltus / chori ludunt*, *Met.* III.683; 685). Nur Acoetes sei verschont geblieben, weil er von Anfang an keinen Zweifel an der Divinität des Knaben gehegt habe; aus Dankbarkeit und Ehrfurcht habe er sich danach in die Bacchusmysterien einweihen lassen. Pentheus, der am Ende dieser eingeflochtenen Rückblende keine klaren Handlungsanweisungen erhält, ist dazu angehalten, seine eigenen Schlüsse aus dem Gehörten zu ziehen. Seine Reaktion fällt negativ aus: Er wirkt nach dem



Bacchus verwandelt die tyrrhenischen Schiffer in Delphine: „TYRRHENI NAUTAE IN DELPHINOS“ (1616, Rijksmuseum), Gestaltung: David Vinckeboons, Gravur: Jakob Matham

langatmigen Exkurs erobert und spricht dem Acoetes jedwede persuasive Kraft ab. Nicht einmal der Schwur des Seemanns, der in einer vehementen Wahrheitsbezeugung besteht (*adiuro tam me tibi vera referre quam veri maiora fide*, *Met.* III.659–660), kann die Plausibilität der Binnenerzählung erhöhen, sondern erzielt paradoxerweise den gegenteiligen Effekt, indem er nicht nur dem thebanischen Herrscher als primärem intradiegetischen Zuhörer, sondern auch dem zeitgenössischen Leser den Fiktionalitätsstatus der Verwandlungsgeschichte klar vor Augen stellt. Wichtiger als die realistischen Details scheint demnach die moralische Quintessenz der *fabula* zu sein, welche die verheerenden Auswirkungen menschlichen Frevels gegenüber einer Gottheit thematisiert. Dieses *caveat* missachtend, kommt es Pentheus gar nicht erst in den Sinn, über mögliche Folgen seiner eigenen Hybris zu reflektieren – ganz im Gegenteil: Getrieben von blindem Zorn will er dem gefangenen Acoetes durch eine grausame Folter eine Lektion erteilen und lässt ihn von seinen Schergen abführen. Noch ehe die Marterwerkzeuge ihren Dienst tun können, lösen sich die Ketten vom Körper des Inhaftierten und die Tore springen wie von Zauberhand geöffnet auf, sodass der Bacchus-Jünger unversehrt entwischt kann. Diese wundersame Wende im Geschehen erinnert an eine analoge Szene in der Tragödie des Euripides, in der ein opulent dekoriertes lydischer Fremder dem Pentheus vorgeführt und einem Verhör unterzogen wird: Weil er nur kryptische

und bisweilen polemische Aussagen tätigt, welche die Autorität des thebanischen Herrschers in Mitleidenschaft ziehen, wird er unter Androhung einer Strafe abtransportiert, schafft es aber mit Leichtigkeit, sich aus den Fesseln zu lösen, wodurch er sich als Dionysos entpuppt (V. 434–518). Vor diesem Hintergrund könnte auch Acoetes den maskierten Bacchus darstellen, zumal er im Zuge seines Berichts über die tyrrhenischen Schiffer die Präsenz des Gottes bei/in sich eindringlich betont (*nec enim praesentior illo est deus*, *Met.* III.658–659). Während der euripideische Dionysos nach der Enttarnung dieses Illusionsspiels die Neugierde des Pentheus erweckt und ihn so zu seiner tödlichen Reise auf den Kithairon verleitet, setzt der als Acoetes anthropomorphisierte Bacchus bei Ovid auf den charakterlich dominanten Zorn des Pentheus als dessen emotionale Schwachstelle und mögliche Impulsquelle für weitere Handlungen. Die versierte rhetorische Provokation des Gottes besteht in der ausufernden Binnenerzählung, die den Geduldsfaden des thebanischen Herrschers derartig überstrapaziert, dass er keine Sekunde mehr verstreichen lassen möchte, ohne höchstpersönlich einen Lokalausgang in dem geheimen Bereich vorzunehmen, wo die Mysterienfeiern abgehalten werden: „*Praebuimus longis Pentheus „ambagibus aures“ inquit, „ut ira mora vires absumere posset.“* (*Met.* III.692–693) Beim Betreten der sakralen Zone wird Pentheus, der sich im Begriff wähnt, eine Aristie zu vollbringen, mit einem wütend

schnaubenden Kriegspferd verglichen (*ut fremit acer equus / et audito clamore recanduit ira*, *Met.* III.704.707) – eine Metapher, die bereits von den Epikern Apollonios Rhodios und Vergil auf ihre Heroen Jason (*Arg.* III.1259–1262) und Turnus (*Aen.* XI. 492–497) als verhängnisvolles Omen für ihr tragisches Scheitern angewandt wurde. Nicht zuletzt durch diese intertextuelle Überblendung wird das Schicksal des Pentheus besiegelt: Seine in Ekstase versetzte Mutter Agaue legt als Erste Hand an ihn, weil sie ihn für einen Eber hält. Unverzüglich folgt die ganze Schar der Bakchen, eine *turba furens* (*Met.* III.716), der mit Vernunft nicht mehr beizukommen ist, wie das Opfer schmerzhaft am eigenen Leib erfahren muss (*Met.* III.719–731):

Saucius ille tamen „Fer opem, matera“ dixit
 „Autonoe! moveant animos Actaeonis umbrae!“
 Illa, quis Actaeon nescit dextramque precanti
 abstulit, Inoo lacerata est altera raptu.
 Non habet infelix quae matri brachia tendat,
 trunca sed ostendens dereptis vulnera membris
 „Adspice, mater!“ ait. Visis ululavit Agaue
 collaque iactavit movitque per aera crinem
 avulsumque caput digitis complexa cruentis
 clamat, „Io comites, opus hoc victoria nostra est!“

Protagonisten durch den Vergleich mit einem Ballspiel, das die Mänaden mit seinen Gliedmaßen betreiben, eine relativ dezente ironische Färbung verleiht, wird dieser klimaktische Akt bei Ovid zu einer Groteske verzerrt: Der wehrlose Pentheus, der nicht einmal mehr bittflehend seine Arme ausstrecken kann, weil diese schon am Boden liegen, und deswegen seiner Mutter in einem Moment purer Verzweiflung seinen verstümmelten Kör-

Er war verwundet, doch rief er noch:
 „Hilf mir, Autonoe, Schwester meiner Mutter! Laß dich in deinem Zorn erweichen durch Actaeons Schatten!“
 Sie weiß nicht mehr, wer Actaeon ist, und reißt dem Bittenden den rechten Arm ab, den anderen zerfetzt Ino mit heftigem Ruck. Der Unselige hat keine Arme mehr, um sie seiner Mutter entgegenzustrecken, doch zeigt er ihr die verstümmelten Wunden ohne die am Boden liegenden Glieder. „Sieh mich an, Mutter.“ Bei dem Anblick heulte Agaue auf, warf den Kopf in den Nacken und ließ das Haar im Winde flattern. Das abgerissene Haupt mit blutigen Fingern umklammernd ruft sie: „Hurra, meine Gefährtinnen, dieses Werk habe ich siegreich vollbracht.“

(übersetzt von Michael von Albrecht)

Dass Pentheus in dieser lebensbedrohlichen Situation zuerst an die Gnade seiner Tante Autonoe appelliert, indem er ihr das Schicksal ihres eigenen Sohnes Aktaion vergegenwärtigt, legt die Vermutung nahe, dass die beiden Tötungsszenen von Ovid bewusst parallel und in Form einer Ringkomposition, die den thebanischen Sagenkreis im 3. Buch der *Metamorphosen* säumt, konstruiert wurde: Auslöser für den Blutmord ist jeweils die frevelhafte Beobachtung eines tabuisierten Gegenstandes (entblößte Diana/bacchantisches Ritual). Beide Akteure werden von Wesen aus ihrem engsten Umfeld, die ihnen eigentlich wohlgesonnen sind, sich aber beim Sparagmos in einem Zustand der Unwissenheit oder Verblendung befinden, ums Leben gebracht. Während Euripides der Schilderung der Zerstückelung seines

per entgegenhält, befeuert durch diese Haltung paradoxerweise ihren Blutaustausch. Anders als Euripides, der psychologisch einfühlsam die Handlungsautonomie der Agaue in Frage stellt, lässt Ovid keinen Zweifel an der Monstrosität ihrer Tat: Der Anblick ihres arm(los)en Sohnes lässt sie zu einer Bestie mutieren, die vergnüglich ihren Nacken zurückwirft, ihre Krallen in das Fleisch ihres Opfers gräbt und sein abgerissenes Haupt demonstrativ-triumphierend vor ihren Komplizinnen schwenkt. Dieser einprägsame Triumphgestus wird in der Inszenierung der *Bakchen* von Ulrich Rasche aufgegriffen: Agaue betritt in der letzten Szene mit erhobener rechter Hand die Bühne und erweist sich damit als treue Anhängerin des Dionysos, der seinen Bakchen als rechtspopulistischer Demagoge schlagkräftige Parolen wie „Wir



Die ekstatische Irrationalität der Agaue (Katja Bürkle) wird von ihrem Vater Kadmos (Martin Schwab) therapiert, Foto: Andreas Pohlmann (© Burgtheater, 2019)

holen uns unser Land zurück!“ oder „Hier ist nicht Gemeinsamkeit allein, hier ist Identität in der Umarmung des anderen.“ eingepflichtet. Erst nach einer Therapie-sitzung mit ihrem Vater Kadmos, dem Paradigma des abgeklärten Weisen, kommt Agaue zu einem für sie richtungweisenden Fazit, das nicht frei von politischen Untertönen ist: „Dionysos hat vernichtet! Das ist der Sieg der Negation! Das ist der Sieg des Verfalls!“ Obwohl zu hinterfragen bleibt, inwieweit die suggerierte Analogie zwischen dem Führer einer Identitätsbewegung und dem Gott Dionysos, der dem antiken Mythos gemäß konsequent als Fremder in Theben stilisiert wird, schlüssig ist, fokussiert die von Agaue artikulierten *take-home-message* ein Thema von unbestreitbarer zeitgenössischer Relevanz, das durch die Einbettung in *Die Bakchen* theatrale Ästhetik mit politischer Aktualität vermählt. So steht diese Burgtheater-Inszenierung in einem komplexen intermedialen Dialog mit ihren antiken Vorbildern: Eine Triangulierung der drei besprochenen Mythenfassungen zeigt, dass Ovid das euripideische Narrativ fragmentiert, die daraus entstandenen Bausteine in einem anderen literarischen Genre als sein Vorgänger neu zusammensetzt und die Geschichte an einigen strategischen Punkten in den römischen Wertekosmos einschreibt. Ähnlich verfährt Rasche, der den Stoff nicht nur thematisch aktualisiert, sondern ihn auch formdynamisch-kreativ vergegenwärtigt und damit ein bemerkenswertes *spectaculum* für alle Sinne schafft. ■

Die rätselhafte Komplexität der Tragödie

Aruna Margareta Reischl

„Über die Entstehung der griechischen Tragödie und die diesbezügliche Bedeutung des Dionysos-Kults.“ So lautet der Titel meiner Vorwissenschaftlichen Arbeit, die ich benötige, um das Gymnasium abschließen zu können. Dass ich mich zum Thema der griechischen Tragödie hingezogen fühlte, ergab sich schlichtweg daraus, dass ich mehrere meiner Interessensgebiete zu verbinden suchte, damit ich mich für das Schreiben meiner Arbeit auf mehreren Ebenen anspornen konnte. Und da die Griechen und die Theatergeschichte hervorragend zusammenpassten, kam es dazu, dass ich schon bald in der Bibliothek Literatur über die Anfänge der Tragödie ausfindig machte. Durch Internetrecherchen hatte ich nämlich erfahren, dass der Tragödienursprung wohl irgendwie mit Dionysos und dem Phänomen der Ekstase zusammenhing, ein Umstand, der mich in seinen Bann zog. Ich lieh mir also schnell ein erstes Überblickswerk aus. Es war simpel und ausführlich, beleuchtete jedoch die Entstehung der Tragödie bewusst nur von einer Seite. Dies war mir jedoch zu diesem Zeitpunkt kaum bewusst und eilig, fast naiv, reichte ich mein Thema auf der Online-Plattform ein. In den Sommerferien vor der Abschlussklasse hatte ich mir vorgenommen meine Vorwissenschaftliche Arbeit gänzlich zu schreiben, weshalb ich mir Unmengen an Ergänzungsliteratur besorgte. Unter anderem lieh ich mir eben diese Werke aus, die in meinem Überblickswerk kritisiert wurden. Diese nahm ich mir ursprünglich jedoch nur mit, um sie zitieren und somit meine Literaturliste erweitern zu können. Als ich aber begann

diese Bücher zu lesen, die mir als unseriös präsentiert worden waren, fiel mir schnell auf, dass einige der Autoren, die andere Ansätze als lächerlich hinstellten, sich nicht einmal die Arbeit gemacht hatten, die Argumente gegen ihre Theorien zu widerlegen. Dieser Umstand trieb mich in eine Krise, da die Streitpunkte oft linguistischer Natur waren, wodurch ich sie nicht selbst klären konnte. Dies betraf vor allem die Etymologie des Wortes *τραγῳδία*. Ich als Gymnasialschülerin ohne jeglichen Griechischunterricht konnte unmöglich feststellen, wie die Wortbestandteile *τράγος* und *ὄδη* nun zueinander stünden. Bedeutete das Wortgefüge, wie Walter Burkert meinte, „Gesang zum Bock“ beziehungsweise „Gesang zum Bockopfer“ und rührte von einem alten Opferritual her? Oder hatte doch Latacz recht, der als Wurzel der Tragödie einen improvisierten Gesang sah, der von Menschen vorgetragen wurde, die als Böcke verkleidet waren? Die Tatsache, dass sich meine restlichen Werke jeweils auf eine dieser beiden Worterleitungen bezogen, machte es mir nicht leichter eine Antwort zu finden. Nietzsche und Heinrich Kuch waren die einzigen Autoren, die eine Ausnahme zu dieser Regel darstellten. Da Nietzsches Werk jedoch keine wissenschaftlichen Grundlagen vorwies, konnte ich es schwer in meinen Text einbauen. Kuchs Aufsatz hingegen war der einzige mir bekannte, welcher sich gänzlich von der Wortzerlegung von *τραγῳδία* distanzierte. Obwohl seine Schrift „Gesellschaftliche Voraussetzungen und Sujet der griechischen Tragödie“ wohl die komplexeste Literatur war, die ich für meine Arbeit gelesen hatte, eröffnete sie mir ganz neue Dimensionen der Tragödie. Kuch meinte nämlich, man könne *τραγῳδία* als Ganzes von dem hethitischen Partizip *tarkuwant* herleiten, dessen grundlegendes Verb so viel bedeute wie tanzen. Davon soll sich der Begriff *τραγῳδός* ableiten, mit dem anatolisch-ionische Tänzer in Attika bezeichnet wurden. Daraufhin soll sich dieses Wort mit *κῶμοδοί* vermischt haben, womit die Mitglieder des singenden Komos bezeichnet wurden. So haben sich, nach Kuch, die beiden Bestandteile der Tragödie, die des Singens und des Tanzens, nicht nur in der Gattungsform der Tragödie, sondern auch in dem Wort *τραγῳδία* selbst vereint. Obwohl dies ein neuer, einleuchtender Ansatz war, brachte



Aruna Margareta Reischl

er mich der Erkenntnis der wahren Herleitung des Wortes nicht näher, da er nur eine dritte Theorie darstellte, die ich weder bestätigen noch widerlegen konnte. Diese Unfähigkeit, das Mysterium der Tragödie aufzulösen, führte dazu, dass ich den restlichen Sommer über meine Abschlussarbeit komplett ignorierte. Als ich mein Thema eingereicht hatte, wollte ich als Ergebnis meiner Vorwissenschaftlichen Arbeit ein genaues Bild der Tragödiene Entstehung präsentieren und kein ungefähres. Ich hätte natürlich einfach nur eine Theorie behandeln und die anderen schlichtweg nicht erwähnen können, doch das fühlte sich zu unehrlich an. Es brauchte eine Zeit, bis ich mich an den Gedanken gewöhnte, dass am Ende meiner Arbeit nicht der Ursprung der Tragödie in meinem Resümee stehen würde, sondern eben nur verschiedenen Faktoren, die eine Rolle gespielt haben könnten. Als ich jedoch diesen Umstand akzeptiert hatte, realisierte ich, dass würde ich klare Antworten finden, ich keinen Grund mehr hätte, mich weiterhin mit der Tragödie zu beschäftigen. Die Unsicherheit in der Quellenlage führte nämlich dazu, dass ich ein immer stärkeres Verlangen entwickelte, eben diese Quellen einmal selbst interpretieren zu können, um nicht mehr den Auslegungen anderer vertrauen zu müssen. Ich begann also wieder zu schreiben, aber dieses Mal mit einem anderen „Mindset“. Meine Vorwissenschaftliche Arbeit sah ich nun nicht mehr als großes Versagen meinerseits, sondern als Erstlingswerk, als die Literaturarbeit, die sie in Wirklichkeit war. Jedoch nahm ich mir



El Triunfo de Baco o Los Borrachos, Velázquez, Museo del Prado, 1628–29

zur gleichen Zeit vor, dass dies nicht meine letzte Auseinandersetzung mit demselben Themas sein sollte. Denn ebenso wie das Rätsel der Tragödie meine Gedanken einnahm und mich nicht in Ruhe lassen wollte, so nahm ich mir vor, es im Gegenzug auch nicht mehr in Ruhe zu lassen.

Natürlich taten sich im Zuge meines Schreibprozesses weitere Ungereimtheiten auf, jedoch konnte ich sie nun einfacher hinnehmen. Ob es sich nun um die Frage handelte, ob ein Satyr nun als Bock zähle, was genau die Kátharsis sei oder über welche Zeitspanne sich die Theaterfeste erstreckten, ich versuchte zumindest die verschiedenen Sichtweisen aufzuarbeiten. Eine Thematik, die mich faszinierte, war die Politisierung der Theaterfeste, vor allem die der Großen oder Städtischen Dionysien. Ihre Einführung war nämlich eine gut überlegte Maßnahme, die von den Tyrannen bewusst gesetzt wurde. Dionysos, der in seinem Ursprung ja ein Gott der Fruchtbarkeit und des Weines gewesen war, wurde vor allem von den bäuerlichen Schichten gehuldigt. Die Tyrannen, die sich im Ringen gegen die Aristokraten überwiegend auf den Demos stützten, nutzten so Dionysos, der von einem großen Teil des Volkes verehrt wurde, zu ihren Gunsten. Die Verstaatlichung der Dionysien war so inszeniert, dass sie augenscheinlich ein Geschenk an die unteren Schichten darstellen sollte.

Dies ereignete sich so, dass um 600 vor Christus unter dem Tyrannen Periander in Korinth der Satyrdithyrambos von Arion entwickelt wurde, während in Sikyon Kleisthenes bewirkte, dass die tragischen Chöre, die zwischendurch den Adrastos besungen hatten, dem Dionysos wieder zurückgegeben wurden.

Schließlich führte der Tyrann Peisistratos in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, genauer um 534, die Großen Dionysien auf Grundlage der Ländlichen Dionysien neu ein. Als Organisationsvorbild nahm er sich die Lenäen, die bereits städtisch waren, und übertrug deren übliche Theaterstellungen auch auf die Dionysien. Neben der Machtstärkung der Tyrannis führten diese neuen Festlichkeiten dazu, dass sich Athen zum religiösen Zentrum Attikas entwickelte, wodurch der Einfluss der lokalen Kulte des Adels, der eine fortwährende Bedrohung der Tyrannis darstellte, eingedämmt werden konnte.

In der Zeit des Delisch-Attischen Seebundes wurden die Großen Dionysien zu einer Bühne für die Machtdemonstrationen Athens. Zur Finanzierung des Theaterfestes wurden nämlich die Abgaben der Bündnispartner erhöht. Blieben jedoch Tribute übrig, so wurden sie im Dionysos-theater vor den abhängigen Partnern zur Schau gestellt, um Athens Hegemonie im Seebund prunkvoll zu demonstrieren.

Obwohl eigentlich nicht von Anfang an geplant war, dass die politischen Aspekte der Tragödie einen solch großen Teil meiner Arbeit ausmachen sollten, so wuchs das Kapitel mit meinem Interesse für das Thema immer weiter. Es ergab sich also durch meinen langen Schreibprozess, dass meine Arbeit schließlich ganz anders strukturiert war, als ich es eigentlich geplant hatte. In einer Hälfte behandelte ich nun die dionysischen Aspekte der Tragödie, also die Entstehungstheorien, Satyrn und den Dithyrambos als Dionysosgesang, während im zweiten Teil die Rede von den Theaterfesten und deren Verstaatlichung sowie von den frühen Dichtern war. Das Schlusskapitel handelt von der Kátharsis, von der tragödienspezifischen Lust, die einen weiteren rätselhaften Aspekt der Tragödie darstellt.

Meine Vorstellung von meinem Arbeitsprozess war anfänglich eine ganz andere gewesen. Ich hatte ihn mir leichter vorgestellt, und doch bin ich für die Schwierigkeiten fast dankbar. In einer gewissen Weise hatte mir die Tragödie geholfen, mich von meiner üblichen lösungsorientierten Denkweise zu distanzieren und offene Fragen hinzunehmen. Die Entstehung der Tragödie umfasst wohl viele Variablen, von denen einige vielleicht schon entdeckt wurden und andere noch vollkommen im Dunkeln liegen. Es liegt an der zukünftigen Forschung herauszufinden, wie diese Variablen miteinander verbunden sind und welche überhaupt Gültigkeit haben. Nachdem ich mich nun über ein Jahr mit der Tragödie auseinandergesetzt habe, kann ich sagen, dass ich sehr gespannt auf neue Erkenntnisse zur Tragödiene Entstehung warte, auch wenn sie vielleicht wieder das Bild zerstören, das in meinem Kopf entstanden ist. Und das ist gut so, denn genau das soll die Forschung auch bewirken. Es wäre auch möglich, dass, wenn mich die Tragödie lange genug in ihrem Bann hält, was nicht schwer ist bei ihrer zauberhaften, verwirrenden Komplexität, ich es vielleicht einmal sein werde, die Neuigkeiten im Feld der Tragödienforschung präsentieren kann. Sollte es wirklich so weit kommen, so werde ich mich sicherlich bemühen, alle Gegenargumente, die an meiner Theorie rütteln mögen, zu widerlegen. ■

Die sehr gelungene Vorwissenschaftliche Arbeit von Aruna Reischl, Maturantin am Stiftsgymnasium Wilhering, wurde von Gerald Rettenegger betreut. Für den cursor fasst sie ihre Arbeit zusammen.



Dionysostheater in Athen

INSCRIPTIONES LATINAE SALISBURGENSES

Auf lateinischen Spuren durch die Salzachstadt

Meinhard Leitich, Anton Roither, Johannes Karolus

Indocti discant,
et ament meminisse periti.
Charles-Jean-François Hénault, 1744

Vorgeschichte

Im Jahr 1987 veröffentlichte Meinhard Leitich, damals junger Pädagoge am Werk- schulheim Felbertal, eine Arbeit mit dem Titel „Lateinische Inschriften in der Stadt Salzburg“ im *Salzburger Archiv*. Seither sind reichlich 30 Jahre vergangen, das Büch- lein ist längst vergriffen und in Meinhard Leitich, mittlerweile im Ruhestand, reifte der Entschluss zu einer Neuauflage, die aus der noch recht bescheidenen Erstaus- gabe ein kräftig erweitertes und graphisch vollkommen neu gestaltetes Werk machen sollte. 2018 gewann er mit seinen noch aktiven Werkschulheim-Kollegen Anton Roither und Johannes Karolus fachlich versierte Mitarbeiter für dieses Projekt. In dreijähriger Arbeit entstand nun eine äußerst umfassende und wissenschaftlich wertvolle Dokumentation aller lateini- schen Inschriftentexte im Stadtgebiet von Salzburg, von der Römerzeit angefangen bis in die Moderne (allerdings unter Ausschluss von Inschriften in Kirchen und Friedhöfen).

Von den Römern bis zur Gegenwart

Der wahre Prachtband erschien im Juli 2021 – gerade rechtzeitig für die Ausga- be 2021 des Magazins „cursor“. Er lädt dazu ein, in die 2000-jährige Geschichte der Stadt einzutauchen und etwas vom Leben durch die Jahrhunderte, das diese stummen und doch so beredenen Zeugen verkünden, aufzunehmen. Hatten Christoph Brandhuber und Maxi- milian Fussl mit ihrem Werk „In Stein gemeißelt. Salzburger Barockinschriften erzählen“ 2017 ihren virtuellen Blick auf die epigraphischen Zeugen der Salzbur- ger Landesgeschichte zur Zeit des Barock gelenkt¹, so umfasst das von Meinhard Leitich, Anton Rother und Johannes Karolus verfasste neue grundlegende Werk

¹ Vgl. dazu den Beitrag der beiden Autoren in: cursor 14/2018, S. 49–51

zu den Lateinischen Inschriften der Stadt Salzburg 520 Inschriften, deren zeitlicher Rahmen sich von den Römern über Prun- kinschriften der Barockzeit bis zur Gegen- wart spannt. Die „Lateinischen Inschriften in der Stadt Salzburg“ umfassen auch inhaltlich ein breites Spektrum. Es reicht von der erzbischöflichen Prunkinschrift aus der Barockzeit bis zum Gasthauschild der Gegenwart, von der Ehreninschrift für einen „Bürgermeister“ des römischen Mu- nizipiums Iuvavum bis zur umfangreichen privaten Bauinschrift in Versform aus dem Spätmittelalter.

Marienstatue am Domplatz (s. Nr. 4, Seite 22f.)

Die Marienstatue steht zentral auf dem Platz vor dem Dom und weist damit poin- tiert auf die Marienverehrung als zentrales Unterscheidungsmerkmal zum evange- lischen Glauben hin. Salzburg hat sich im Zuge der Gegenreformation deutlich positioniert. Die sehr gelungene Abbildung zeigt das Spiel mit städtebaulicher Illu- sion: Maria erscheint hier gekrönt – die Krone befindet sich allerdings weit hinter der Marienstatue direkt an der Domfassa- de. Von der Franziskanergasse kommend kann man Maria geradezu selbst krönen, indem man unter den mittleren Torbogen tritt und das Haupt Mariens mit der an der Domfassade angebrachten Krone in eine Linie bringt. (vgl. dazu Nr. 4/2, S. 22f.)

Buch und Autoren

Die 520 erfassten Inschriften sind in 331 Nummern gegliedert. Am Beginn stehen jeweils die topographischen Daten und die Beschreibung der zu den Inschriften ge- hörenden Darstellungen wie Wappen und Heiligenfiguren. Den Mittelpunkt bilden dann die Texte, sie werden buchstabenge- treu wiedergegeben, Abkürzungen werden aufgelöst und die gesamte Inschrift kom- petent übersetzt. Daran schließt eine Einordnung der In- schrift in ihre Zeit und den Kontext ihrer Entstehung an. Diese Kommentare bieten tiefe Einblicke in die Kulturgeschichte der Stadt Salzburg und ihrer Bewohnerinnen



Marienstatue am Domplatz

und Bewohner. Über 290 hochwertige Bil- der machen die Beschreibungen lebendig und nachvollziehbar. Die Anordnung nach Spaziergängen in den städtischen Regio- nen und das benutzerfreundliche Register laden zum Aufsuchen der Inschriften „in situ“ ein. Die aufwändige Gestaltung des Buches wird durch die Kooperation mit dem Stadtarchiv Salzburg und dem Verein „Freunde der Salzburger Geschichte“ ermöglicht. Den Autoren – alle drei Pro- fessoren des Werkschulheims Felbertal in Ebenau bei Salzburg mit der für das Pro- jekt optimalen Fächerkombination Latein, Geschichte und Deutsch – ist damit ein gleichermaßen spannender wie lehrrei- cher Gang durch die zweitausendjährige Geschichte der Stadt Salzburg gelungen.



Autoren Johannes Karolus, Anton Roither, Meinhard Leitich mit Sabine Veits-Falk (Stadtarchiv und Vorstand „Freunde der Salzburger Geschichte“) und Hans-Peter Miller (Stadtarchiv und Vorstand „Freunde der Salzburger Geschichte“)

Meinhard Leitich unterrichtete bis 2013 Latein und Deutsch und betreute die Schulbibliothek des Werkschulheims Felbertal. Er verfasste bereits 1987 ein erstes Buch über die lateinischen Inschriften Salzburgs.

Anton Roither, unterrichtet Deutsch, Ge- schichte und Sozialkunde/Politische Bil- dung und Wissenschaftliches Arbeiten am Werkschulheim Felbertal. Er ist Fachko- ordinator Geschichte und Sozialkunde, Kustos für Geschichte und Geografie und Redakteur des Jahresberichts.

Johannes Karolus, unterrichtet Latein am Werkschulheim Felbertal und ist für die Öffentlichkeitsarbeit des Werkschulheims Felbertal tätig.

Meinhard Leitich, Anton Roither und Johannes Karolus: Lateinische Inschriften in der Stadt Salzburg. INSCRIPTIONES LATINAE SALISBURGENSES (Schriften- reihe des Archivs der Stadt Salzburg, Bd. 59 = Salzburg Studien, Bd. 21), Salzburg 2021, 360 Seiten mit über 290 Farbabbil- dungen, ISBN: 978-3-900213-51-0, Preis: € 29,70



Inschrift auf der Kapitelschwemme

Das Buch ist im Stadtarchiv und im Buch- handel erhältlich, kann aber auch versand- kostenfrei (innerhalb von Österreich) und im Falle kostenpflichtiger Artikel gegen Rechnung per E-Mail bestellt werden. Über den folgenden QR-Code gelangen Sie zu den Bestellinformationen:

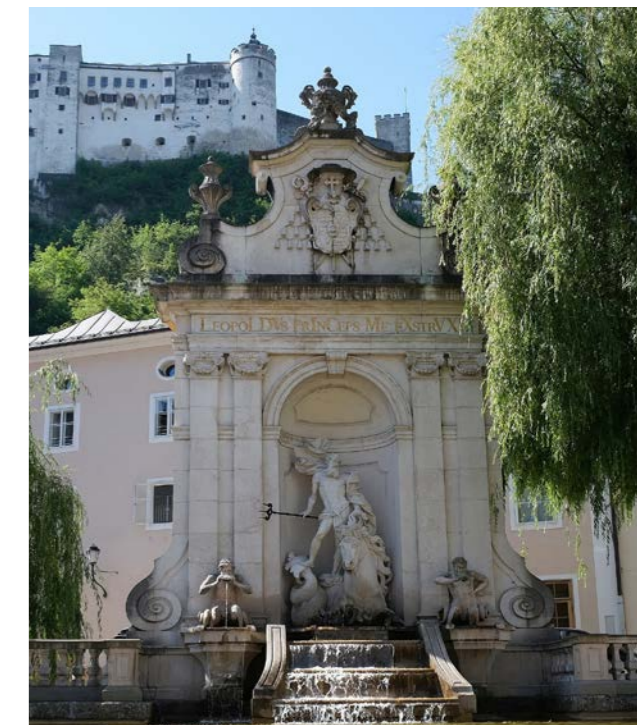


Kapitelschwemme (s. Nr. 33, Seite 50f.)

goldene Inschrift im Architrav, darüber Wappen; unter Legatenhut und auf Kreuz, Krummstab und Schwert im Schildhaupt Wappen des Erzstifts, darunter quad- riertes Wappen Firmian mit Herzschild; weißer Marmor

LeopoLDVs prInCeps Me eXtrVXIIt

Fürst Leopold hat mich erbaut.



Kapitelschwemme

Die Pferdeschwemme des Domkapitels („Kapitelschwemme“) ließ Erzbischof Leopold Anton Eleutherius Freiherr von Firmian (reg. 1727–1744) an Stelle eines einfachen Brunnens in barocker Prunkar- chitektur errichten, das Chronogramm er- gibt das Jahr 1732; Bildhauer Josef Anton Pfaffinger lieferte die Skulpturen Neptun und Seepferd sowie Wappen und Vasen²; sein Name als Schöpfer dieser Kunstwerke ist als Inschrift unterhalb des linken Posei- don-Fußes zu erkennen: „I(osef): A(nton): Pfaffinger“. Erzbischof Leopold wird hier nur als Fürst, nicht als Erzbischof betitelt. Das entspricht einer durchaus üblichen Methode, bei rein geistlichen Bauwerken mehr den geistlichen, bei rein weltlichen Bauwerken mehr den weltlichen Charakter des Bauherrn hervorstreichen. Im Ver- gleich zur ausführlichen Inschrift an der Hofmarstallschwemme, die zur selben Zeit errichtet wurde, erscheint hier die Anfüh- rung nur eines Vornamens und eines Titels als auffallende Bescheidenheit. ■

² Christoph Brandhuber und Maximilian Fussl, In Stein gemeißelt. Salzburger Barockinschriften erzäh- len, Salzburg/Wien 2017, S. 26.

swr***, pleu***, plavate, fluere, flouwen, fließen, flow, ...

Etymologie als Hilfe beim Lernen von Sprachen

Bruno Buchberger

„swr, pleu, flu, ... Hört ihr's, wie es fließt?“ Ich saß mit offenem Mund in der Lateinstunde unseres Gymnasialprofessors Dr. Walter Hohlbrugger.

Die Einsicht in die Evolution unserer Sprachen aus dieser einen und anderen Stunden hat mich mein Leben lang begleitet. In der Tat war der Unterricht von Professor Hohlbrugger bei fast jedem Vokabel durchflossen von etymologischen¹ Erläuterungen². Der etymologische Unterricht war für mich auch immer eine praktische Hilfe beim Erlernen anderer Sprachen. Z. B. würde man sich ohne etymologisches Verständnis schwertun, das russische Wort „plavat“ (schwimmen) als ganz natürlich in der Bedeutungsgruppe von „pleu***“³ zu empfinden. Ich habe darüber in einem anderen Beitrag in dieser Zeitschrift (vgl. cursor 2/2004, S. 3) geschrieben.

Ich sehe auch eine große Zukunft für Etymologie als Klammer von den natürlichen Sprachen zu den heute so zentralen Programmiersprachen und zurück: Wir stehen an der Schwelle, die Verbindung zwischen dem ungeheuren Weltwissen, das in natürlicher Sprache formuliert vorhanden ist, und den Denkalgorithmen zu schaffen, mit denen aus großen natürlichsprachlichen Wissensbasen tieferes, verborgenes, zusammenfassendes Wissen erschlossen werden könnte – wenn nur das Weltwissen in den formalen Sprachen der Computerei vorhanden wäre! Bei den derzeitigen Ansätzen für diese wichtige Aufgabe der Transformation von Wissen in



Studierende am Research Institute for Symbolic Computation der JKU Linz bei ihrer Graduierung

einer natürlichen Sprache in eine formale (oder natürliche) Sprache nimmt man auf die Wortwurzeln wenig Rücksicht. Vielmehr lässt man künstliche „Intelligenz“ in Millionen von Fallbeispielen von Phrasen äußerliche Ähnlichkeiten erkennen, ohne zu „inter-legere“, d. h. „zwischen“ den Buchstaben und Wörtern zu „lesen“, woher sie kommen. Verständnis für den Ursprung bedeutet, den Vorgang zu verstehen, als sich in Reaktion auf Situationen (Bedeutungen; Semantik) gewisse Lautkombinationen (Formen; Syntax) bilden. Oder überspitzt: Verständnis für den Ursprung bedeutet, bis zum Zeitpunkt in der Geschichte der gesprochenen Sprache zurückzugehen, als Syntax und Semantik noch eins waren.⁴ Ein Einbeziehen der Sprachgeschichte sehe ich also als Schlüssel für die nächste Ebene der Durchdringung und Einbindung der natürlichen Sprache in die Weiterentwicklung von Sprachen im Computer-Zeitalter. Doch dazu vielleicht ein anderemal.⁵

Heute möchte ich lieber im Gedanken an das „swr*** bis flow“ meines verehrten Lateinlehrers über eine sehr praktische

4 Dieser Gedanke spielt in der vedischen Literatur eine wichtige Rolle. Bei der Rezitation der Veden (ein Weltkulturerbe!) in der Sprache Sanskrit sollte im Idealfall die Bedeutung aus dem Klang klar werden.

5 Es war bezeichnend für Hohlbrugger, dass er auch mal nach einer Mathematikschularbeit die noch frischen Mathes-Aufgaben an der Tafel anschaute und die Lösungen hinschreiben konnte. Ja, sprachliche Perfektion und mathematisches Denken ist im Wesentlichen dasselbe!

Erfahrung mit etymologischem Unterricht berichten und zwar im Umgang mit den Studenten meines internationalen Masterprogramms für Informatik. Hier hatte ich in den vergangenen Jahren jedes Jahr eine Gruppe von ca. 20 Top-Studenten⁶ aus unterschiedlichsten Ländern rekrutiert, die natürlich alle mehr oder weniger perfekt Englisch können müssen, damit sie in meinem Programm studieren und mit der Literatur und an Projekten arbeiten können. Das Ziel des Programms ist, dass möglichst viele von ihnen im Großraum Linz bleiben, um unsere Innovationskraft zu verstärken. Diese Studenten werden von oberösterreichischen Firmen gesponsert, mit denen sie dann ein konkretes Entwicklungsprojekt bearbeiten.

Für die Studienzeit ist Englisch wichtig und auch ausreichend. Aber sobald sie in Österreich bleiben wollen, ist es für den beruflichen Alltag unumgänglich, dass sie rasch Deutsch lernen. Dazu bieten wir im Programm auch ausführliche Deutschkurse nach den üblichen normierten Stufen A1, A2, ... an. Damit aber auch Anfänger rasch auf Touren kommen (und auch Fortgeschrittene einen Aha-Kick bekommen), habe ich für diese Studenten einen Crash-Kurs „1500 German Words in One Week“⁷

6 Alles personenbezogenen Wörter in diesem Artikel umfassen alle Geschlechter.

7 Bruno Buchberger, „1500 German Words in One Week by Bruno's Method“, Skriptum, Research Institute for Symbolic Computation, Johannes Kepler Universität, 2016.

entwickelt, der einfaches etymologisches Wissen in die Praxis umsetzt:

Es ist ja bekannt, dass im Englischen zwei wesentliche Sprachschichten zusammenkommen:

- die ältere germanische Sprachschichte, die Englisch mit Deutsch gemeinsam hat,
- die jüngere romanische Sprachschicht auf Grund der Übernahme normannisch-französischer Sprachelemente seit dem Beginn der Eroberung Englands durch die Normannen ab 1066.

Es verwundert deshalb nicht, dass alle Wörter der englischen Sprache für Gegenstände und Konzepte, die historisch alt sind, im Wesentlichen, d. h. abgesehen von Lautverschiebungen, gleich den deutschen Wörtern sind, während alle Wörter für die moderneren Gegenstände und Konzepte im Wesentlichen, d. h. abgesehen von systematischen Änderungen der Endungen gleich den lateinischen Wörtern sind. Da im Deutschen die lateinischen Wörter als „Fremdwörter“ für den gehobenen Sprachgebrauch Eingang gefunden haben, ergibt sich die folgende Gleichung:

English = altes, lautverschobenes Deutsch plus endungsvariirtes Fremdwörterdeutsch.

Und natürlich sind die Aussprachen anders, aber nicht sehr viel anders als zwischen Mundarten der zwei Sprachen. Das heißt man kann mit intelligenten Menschen, die englisch sprechen und, so wie es bei Informatikstudenten sein soll, abstrakt und in formalen Regeln denken können, ungefähr 1500 deutsche Wörter in wenigen Tagen bereit stellen und einüben, indem man obige Gleichung auf die englischen Wörter anwendet.

Man braucht dafür zwei Gruppen von Regeln:

- Die relativ einfachen für die Variierung der aus dem Lateinischen kommenden englischen Wörter zu den entsprechenden deutschen Fremdwörtern. Diese Regeln können die Studenten alleine entdecken, wenn man die Beispiele ansieht.
- Die Regeln für die Lautersetzungen⁸ für die alten englischen Wörter, um zu den entsprechenden deutschen Wörtern zu gelangen. Diese Regeln habe ich explizit

8 Ich möchte das hier nicht „Lautverschiebungen“ nennen, weil es hier ja nicht darum geht, in welcher Richtung sich welche Laute (vor allem Konsonanten) historisch in welche anderen geändert haben.

formuliert. (Wenn man die Wörter, die mit der gleichen Regel transkribiert werden können, zusammenstellt, kann man die Regel auch selbst erfinden.)

Beide Gruppen von Regeln habe ich in einem Skriptum für meine Studenten zusammengestellt und dazu auch noch die Liste der 1500 wichtigen Wörter, die man auf diese Weise schnell lernen kann. Beispiele von Wörtern und Regeln aus der ersten Gruppe:

organization	→	Organisation
constitution	→	Konstitution
...		
reality	→	Realität
quality	→	Qualität
quantity	→	Quantität
...		

Beispiele von alten Wörtern aus der germanischen Sprachfamilie:

arm	→	Arm
hand	→	Hand
eye	→	Auge
heart	→	Herz
thorn	→	Dorn
...		

Beispiel einer Regel für die Lautersetzungen für die Wörter germanischen Ursprungs:

s + Konsonant am Wortanfang	↓	
		sch + Konsonant

wie z. B. in:

storm	→	Sturm
(gesprochen: Schturm!)		
sleep	→	schlafen
slot	→	Schlitz
...		
slim	→	schlimm
small	→	schmal.

Die letzten zwei Beispiele sind interessant, weil diese und ähnliche immer dafür als Argument genommen werden, dass man „ja nicht meinen darf, dass ein ähnliches Wort etwas Ähnliches bedeutet“ und man deshalb beim Erlernen von Sprachen ja nicht diese „Eselstrümpfen“ bauen sollte. Ich halte dieses Bedenken für akademisch. In der Praxis ist es sehr wohl so, dass die meisten etymologisch ähnlichen Wörter

in Englisch und Deutsch tatsächlich im Wesentlichen dasselbe bedeuten, und das sollte man für das rasche Lernen ausnutzen! In den wenigen Fällen, in denen das nicht so ist, hat sich die Bedeutung nur wenig geändert, sie ist in demselben gedanklichen Zusammenhang geblieben (was ich historisch sehr interessant finde) und man kann und soll in diesen Fällen auch ein *Caveat* anbringen. Natürlich setzt das ein gewisses Sprachgefühl voraus, wann etwas in der Form Ähnliches tatsächlich etymologisch denselben Ursprung (und deshalb wahrscheinlich eine ähnliche Bedeutung) hat.

Dazu eine Anekdote: Ich habe einmal in den USA einen Kollegen getroffen, der ein bisschen Deutsch konnte und vor einem von einem Deutschen geführten Geschäft mit der Aufschrift „Delikatessen“ gemeint hat, das käme von „delikat“ (*delicious*) „essen“. – Auf Etymologie aufgebauter Sprachunterricht soll eben gerade dieses Sprachgefühl entwickeln, dass man weiß, wo sprachgeschichtlich begründeter Sinnzusammenhang besteht und wo nicht. Noch ein Beispiel einer Regel für die Lautersetzungen⁹:

th + Vokal am Wortanfang	↓	
		d + Vokal

wie z. B. in:

thank	→	dank(en)
that	→	dass
thin	→	dünn
...		

In meinem Crash-Kurs habe ich für die ca. 1500 englischen Wörter, für die die entsprechenden deutschen Wörter nach den obigen Prinzipien ähnlich sind, jeweils eine Zeile der folgenden Art zusammengestellt:

englisches Wort / Wortart / deutsches Wort / Ursprung des Worts / Regel

Wenn die Wortart „noun“ ist, steht dort der Artikel. Bei „Ursprung des Worts“ kann entweder stehen: Germanisch, Lateinisch, Griechisch, modernes Englisch, modernes Französisch.

9 Die Lautersetzungen betreffen im Wesentlichen Konsonanten und Konsonantengruppen. Diese sind die eigentlich bedeutungstragenden Teile von Silben, während die Vokale ja sehr labil sind in dem Sinne, dass sie in Dialekten oder verwandten Sprachen bzw. bei der Flexion der Wörter viele Variationen erfahren.

Also z. B.:

substantial/Adjektiv/substantiel/lateinisch / -ial
→ iell

thorn / der / Dorn / germanisch / th + Vokal ...
→ d + Vokal

...

Natürlich muss man zuerst eine Aussprachetabelle einüben, damit die deutschen Wörter gelernt werden können. Auch ist bei jedem Wort die Betonung angegeben.

Zusätzlich gibt es Tabellen,

- um bei einem englischen Wort aus dem Präfix oder Suffix zu erkennen, ob der Wortstamm lateinisch ist,
- um ein Gefühl für die Bedeutungen der lateinischen Präfixe und Suffixe zu bekommen (wodurch die Bedeutung der Wortstämme modifiziert wird),
- um ein Gefühl zu bekommen, wie man aus deutschen Wortstämmen kompliziertere Wörter durch Präfixe und Suffixe macht und was diese Präfixe und Suffixe bedeuten.

Außerdem schlage ich einfache Satzstrukturen vor, mit denen die 1500 Wörter in Satzzusammenhängen eintrainiert werden können.

Beispiel einer Satzstruktur:

Artikel Hauptwort Modalverb
Artikel (Akkusativ) Hauptwort (Akkusativ)
Verb (Infinitiv).

Damit können dutzende Sätze der folgenden Art trainiert werden:

Die Hand kann das Glas erreichen.
Der Freund wird das Haus finden.
Der Lehrer soll dem Schüler zuhören.
...

Man beachte:
Die entsprechenden Wörter im englischen und deutschen Satz sind etymologisch verwandt, in diesen Beispielen sämtlich germanischen Ursprungs.

Ich verteile auch Blätter mit deutschen Texten, die (fast) nur Wörter enthalten, die in der Liste der 1500 etymologisch verwandten Wörter vorkommen, sodass die Studenten vom Fleck weg lange Texte sofort verstehen können.

Beispiel eines solchen Textes:

Am Wochenende war ich in Wien. Wien ist eine relativ große City. Ich sage „relativ groß“, weil (because) das natürlich nur in Relation zu den anderen österreichischen Städten korrekt ist. Relativ zu den großen Metropolen der Welt ist Wien natürlich klein (small). Wien hat nur 1.7 (eins Komma sieben) Millionen Einwohner (inhabitants). Aber Wien ist sehr attraktiv sowohl (as well) für Touristen als auch für diejenigen (those), die in Wien leben wollen.

Die Erfahrung mit diesem Crash-Kurs vor Beginn der eigentlichen Deutschkurse ist nicht schlecht. Es braucht allerdings bei den Studenten den Mindset, brutal auf Tempo vorzugehen, d. h. das Prinzip zu verstehen und dann die 1500 Wörter zu pauken unter Verzicht der netten Bildchen, schönen Geschichten, motivierenden Fotos etc. üblicher Sprachbücher (die ja ohnehin nachher zum Einsatz kommen). Diese Einstellung haben aber viele MINT-Studenten, weil sie gewohnt sind, abstrakt zu denken und große Mengen Details durch wenige abstrakte Regeln zu beherrschen.

Die Idee des etymologischen Sprachunterrichts habe ich dann noch ein Stück weitergetrieben: Es stellt sich heraus, dass die internationalen Studenten, die nach dem Studium wie erhofft im Großraum Linz bei Firmen anheuern, größte Schwierigkeiten haben, im Berufsalltag Deutsch zu verstehen, auch wenn sie Deutsch schon sehr gut gelernt haben. Die österreichischen Kollegen sprechen nämlich meist ohne Rücksicht auf die Ausländer im Dialekt. Ich halte es zwar für sinnlos, wenn die Ausländer sich bemühen, im Dialekt sprechen zu lernen. Denn wenn sie dann beruflich in anderen Dialektzonen, z. B. in Deutschland, tätig sind, ist es geradezu lächerlich, wenn sie einen Dialektakzent haben. Sehr wohl ist es aber für diese Studenten sehr wichtig, dass sie verstehen, wenn die Kollegen im Dialekt sprechen.

Dazu habe ich gemeinsam mit meiner Frau, die den Deutschunterricht bestreitet, nach demselben Prinzip der „Regeln für Lautersetzungen“ ein Skriptum erstellt, mit welchem es die Studenten in kurzer Zeit schaffen sollten, den Linzer Dialekt zu verstehen.¹⁰ Die Erarbeitung dieser Regeln war für mich selbst eine sehr inspirierende Tätigkeit. Ich habe dazu über ein Wochenende systematisch alle Vokal-Konsonant-Kombinationen in deutschen Wörtern

angeschaut und zu meinem eigenen Erstaunen festgestellt, dass man eigentlich mit sehr wenigen (ca. 20) Regeln auskommt, um die Transkription von Deutsch in den Linzer Dialekt (und umgekehrt) zu schaffen.

Beispiel einer solchen Regel:

i + l + Konsonant
↓
ü + Konsonant

wie z. B. in

wild → wüid
hilf → hüif

Dazu kommen noch einige Regeln über geänderte Grammatik, die stimmhafte Aussprache stimmloser Konsonanten, das Auslassen von Lauten, etc.

Nach Präsentation der Regeln machen wir dann Übungen im Transkribieren von Texten und vor allem Verständnisübungen von gesprochenen Dialogen im Dialekt. Auch mit diesem Dialekttraining – das meines Wissens erstmalig und einmalig ist – haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht.

Zusammenfassend möchte ich mit diesem Erfahrungsbericht einmal mehr dafür plädieren, den Unterricht in den alten Sprachen in den Lehrplänen ernst zu nehmen, allerdings mit besonderer Betonung des etymologischen Verständnisses. Beim Lernen der Wörter sollte man auch gleich den Blick für die Wortwurzeln und ihre Variationen in den verschiedenen indo-europäischen Sprachen schärfen. Damit lernt man schon einen Grundwortschatz für einige moderne Sprachen mit und entwickelt so etwas wie ein „europäisches Sprachgefühl“. Dementsprechend ist zu fragen, ob der spezielle Latein- oder Griechischunterricht nicht zusammenfassend als Fach „alte Sprachen“ angeboten werden sollte unter Einschluss anderer alter Sprachen aus dem indo-europäischen Sprachkreis. ■

Kontakt für Rückfragen:
Em. Univ.-Prof.
Dr. Dr.h.c.mult. Bruno Buchberger
+43 664 4211646
bruno.buchberger@jku.at
www.brunobuchberger.com

¹⁰ Bruno und Bettina Buchberger, „The Linz Dialect“, Skriptum, Research Institute for Symbolic Computation, Johannes Kepler Universität, 2016.

Roland Girtler im Interview

Einsichten eines Wanderes zwischen den Welten

Peter Glatz und Wolfram Kautzky

Warum Österreichs wohl bekanntester Soziologe Roland Girtler eine Lanze für Latein bricht, erfahren Sie im folgenden Cursor-Interview, das wir im Wiener Café Landtmann führten.

Cursor: Lieber Roland, es gibt viele Leute, die keine Krone-Leser sind und trotzdem deine wöchentliche Sonntags-Kolumne „Streifzüge“ kennen. Worauf führst du die Popularität dieser Kolumne zurück?

Girtler: Ich glaub, die Leute wollen unterhalten werden, aber auch ein bisschen was dazulernen. Deswegen erzähl ich Geschichten von meinen Reisen – von den Leuten, die ich getroffen habe, ihren Bräuchen, von den Bauwerken, aber auch von der Herkunft der Namen der Orte, in die ich gekommen bin.

Cursor: Apropos Reisen: Ein Markenzeichen deiner Kolumne ist ja der Einleitungssatz „Als vagabundierender Kulturwissenschaftler bin ich in XY unterwegs“. Gibt’s da nicht Uni-Kollegen, die ein wenig die Nase rümpfen, wenn die Soziologie auf diese Weise „popularisiert“ wird?

Girtler: Das ist schon vorgekommen, aber ich hab’ ihnen auch tatsächlich manchmal Stoff für solche Kritik gegeben. Ich bin ja Feldforscher, und da hab’ ich naturgemäß schon mit allen Bevölkerungsgruppen zu tun gehabt – auch mit städtischen Randkulturen, also Dirnen, Zuhältern, Sandlern und Ganoven. Einmal hab’ ich einen Taschendieb in meine Vorlesung auf der Uni geholt. Nachher hat einem meiner Professorenkollegen die Geldbörse aus dem Sakko gefehlt.

Cursor: Und wie ist die Geschichte ausgegangen?

Girtler: Ich hab’ meinen Freund, den Oberganoven Pepi Taschner, kontaktiert und der hat die Sache wieder in Ordnung gebracht.

Cursor: Berührungängste hast du also nie gehabt, oder?

Girtler: Die darf ein Feldforscher auch nicht haben. Manche Kollegen sind der Meinung, man müsse Angehörige solcher Randgruppen „von oben“ betrachten oder

„bessern“, aber in Wirklichkeit muss man ihnen auf Augenhöhe begegnen. Einer meiner Lieblingssprüche lautet: Si vivis Romae, Romano vivito more (= Wenn du in Rom lebst, sollst du nach römischer Art leben). D. h. wenn man sich in fremden Kulturen bzw. Randkulturen aufhält – sei es als Tourist oder Forscher –, ist es ratsam, dass man die fremden Regeln des Anstands respektiert und sich nach diesen richtet. Nur so bekommt man einen wirklichen Zugang zu den Leuten.

Cursor: Berühmt geworden bist du ja in den 80er-Jahren durch den „Wilderer-Fall“ in Osttirol. Was ist damals passiert?

Girtler: Die Familie Walder war seit Menschengedenken auf ihrem Bauernhof in Kalkstein, Gemeinde Innervillgraten, sesshaft. Es waren echte Bergbauern, die durch die Jahrhunderte in Auseinandersetzung mit der Natur hier arbeiteten und lebten. Hier wurde auch im Jahre 1905 Josef Walder, der Vater der Walder-Geschwister, geboren. Es wird erzählt, Josef Walder sei ein herzenguter Mensch gewesen, der den in Not geratenen Dorfbewohnern gerne half. Er heiratete Anna Senfter aus Außervillgraten, mit der er zwölf Kinder hatte. Ihr jüngstes Kind war Pius, es war der Liebling der Eltern und der Geschwister. Die Walder-Buben wurden tüchtige Holzfäller, sie liebten die Wälder, kannten die Grenze zu Italien genau, was ihnen beim Schmuggeln von Vieh half, und sahen es als keine Sünde an, dass sie hin und wieder ein Stück Wild schossen – ganz im Stile der alten Bergbauern, die sich als die Herren über das Wild sahen und es nicht akzeptierten, dass Aristokraten und andere feine Leute für sich alleine das Jagdrecht in Anspruch nahmen.

Cursor: 1982 ist es aber dann zu einem tragischen Zwischenfall gekommen ...

Girtler: Dass die Walder-Buben hin und wieder in den Wäldern sich herumtrieben, wusste man in Innervillgraten. Man nahm an, sie seien als Wilderer unterwegs. Vor allem Pius wurde verdächtigt, Wildschütz zu sein. Der damals 42-jährige Johann Schett, er war ein fanatischer Jäger, hatte sich offensichtlich mit zwei weiteren Aufsichtsjägern abgesprochen, Pius Walder das Handwerk zu legen. Am 8. September 1982 hatten die drei Jäger



Roland Girtler

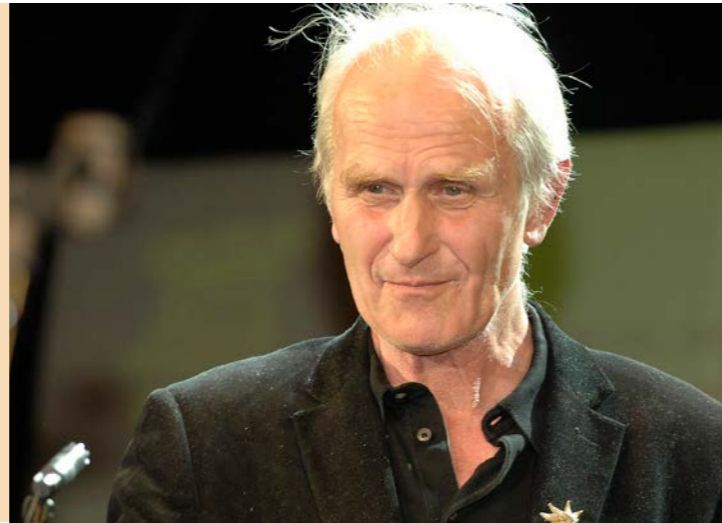
angeblich Schüsse im Wald bei Kalkstein vernommen und hielten Nachschau. Als sie plötzlich vor Walder standen, flüchtete dieser. Dann fielen mehrere Schüsse, und Pius Walder sackte zusammen, kollerte einige Meter den Steilhang hinunter und lag stundenlang röchelnd in seinem Blut. Spät kam Hilfe. Er muss eine robuste Natur gehabt haben. Am Grab hat dann sein Bruder Hermann Rache geschworen.

Cursor: Und was war deine Rolle dabei?

Girtler: Ich habe dann alle fünf Jahre eine Rede vor Ort gehalten. Später hab’ ich auch ein Buch über die Sache geschrieben: „Wilderer: Rebellen in den Bergen“. Die Wilderei ist ja Relikt einer altherwürdigen Tradition. Die Wilderer genossen hohes Ansehen, weil sie ein Jagdrecht beanspruchten, das den Reichen gehörte. Sie waren faire Jäger, die nur das geschossen haben, was sie auch essen konnten. Starb einer von ihnen, lebte er in Erzählungen und Liedern weiter. Seit Mai 2000 bin ich übrigens wissenschaftlicher Leiter des Mu-

Ehrungen von Roland Girtler:

- Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse (verliehen durch den Bundespräsidenten)
- Ehrenkiberer des Vereins der Wiener Kriminalbeamten
- Preis der Stadt Wien für Volksbildung
- Ehrenmitglied der Gmoabauern am Manhartsberg
- Goldene Ehrenmedaille der Gemeinde Spital am Pyhrn
- Ehrenbotschafter der Pyhrn-Priel Urlaubsregion
- Ehrenmitglied des Stelzhamerbundes in Linz
- Träger des 1. Bierbandordens der Brauerei Schladming
- Ehrenmitglied des Kulturvereins Pabneukirchen
- Ehrenlandler in Siebenbürgen
- Ehrenmitglied der Zigeuner von Hermannstadt (Sibiu)
- Kulturmedaille des Landes Oberösterreich



seums Wilderer im Alpenraum – Rebellen der Berge in St. Pankraz bei Hinterstoder (OÖ). Leider müssen wir uns jetzt für dieses Museum eine neue Heimstätte suchen.

Cursor: Zurück zu weniger Blutrünstigem: Uns als Altphilologen freut ja besonders, dass du in deinen Kolumnen immer wieder auf die lateinische oder griechische Herkunft verschiedenster Begriffe verweist. Wo hast du dir das einschlägige Wissen angeeignet?

Girtler: Meine Eltern waren beide Ärzte, da hab' ich schon früh lateinische und griechische Begriffe mitbekommen. Und natürlich durch das humanistische Gymnasium im Kloster Kremsmünster. Ich habe nicht zu den Allerbesten der Klasse gehört, aber interessiert haben mich die Alten Sprachen sehr. Übrigens haben meine Eltern einmal zu streiten begonnen, weil meine Mutter den Anfang der *Ilias* falsch aufgesagt hat.

Cursor: Gibt es einen lateinischen Autor, den du mehr als alle anderen schätzt?

Girtler: Für mich als Soziologen ist natürlich Cäsar sehr interessant, vor allem wegen seiner ethnografischen Exkurse.

Cursor: Könnte man dich also mit Fug und Recht einen Amicus Linguae Latinae nennen?

Girtler: Unbedingt!

Cursor: Hast du noch einen weiteren lateinischen Spruch auf Lager, den du besonders magst?

Girtler: Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo. Soll heißen: Wenn man ein Ziel erreichen will, benötigt man eine entsprechende Beharrlichkeit.

Cursor: Wie schön, wenn man ein Interview mit einem Gerundium beenden

kann! – Würdest du uns zum Abschluss noch eine deiner berühmten Visitenkarten verehren?

Girtler: Mit dem größten Vergnügen! **Cursor:** Danke für das Interview – und alles Gute für die nächsten 100 Krone-„Streifzüge“! ■

Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler, geb. 1941, Soziologe an der Uni Wien; Verfasser von über 50 Büchern (u. a. *Der Strich, Vom Fahrrad aus, Pfarrersköchinnen* u. v. a.)

Per Klick auf den QR-Code erreichen Sie einen Beitrag über Roland Girtler in „Wien heute“ am 06.08.2012



Original-Visitenkarte von Univ.-Prof. Dr. Roland Girtler (ohne private Daten)



Roland Girtler

- Wanderer zwischen den Welten
- Radler
- Doktor der Philosophie
- Vagabund
- Feldforscher
- Experte für Sandler & Sennerinnen, Dominas & Pfarrersköchinnen, Aristokraten & Ganoven
- Scholar in Gottes Weltuniversität
- Universitätsprofessor
- Ehrenkiberer

ECCL – European Certificate for Classics

Bärbel Flaig

Das European Certificate for Classics war viele Jahre lang ein besonderes Anliegen unseres früheren Präsidenten Alfred Reitermayer (2007–2011), der sich immer wieder dafür einsetzte, dass dieses Examen eine Anerkennung in Brüssel bekam. Dies ist ihm gelungen, so wie es ihm auch gelungen ist, in Sarah Breslin, Executive Director of the European Center for Modern Languages (ECML), eine namhafte Schirmherrin zu gewinnen. Dennoch bleibt der intendierte Punkt, eine Angliederung an den GERS (Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen für Sprachen) auch für Latein zu erreichen, bis heute ein offener Wunsch. Altphilologen versuchen zwar immer wieder, diesen zu erlangen, aber trotz aller Errungenschaften wie z. B. der Anpassung der Prüfungen der Alten Sprachen im Bundeswettbewerb für Fremdsprachen in Deutschland, in dem es sogar einen Hörverstehensteil für Latein und Griechisch gibt, bleibt immer die Schwierigkeit, dass Latein und auch Altgriechisch keine gängigen Verkehrssprachen mehr sind, auch wenn man beide Sprachen selbstverständlich auch zur Verständigung sprechen kann.

Das ECCL existiert für beide klassischen Sprachen, Latein (ELEX) und Griechisch (EGEX). Seit drei Jahren nun regelmäßig auf zwei Anforderungsniveaus, Vestibulum (Anfänger nach ca. 1 Lernjahr) und Ianua (Fortgeschrittene I, nach ca. 3–4 Lernjahren).

Die Konzeptionen für ELEX Vestibulum und ELEX Ianua von 2009 wurden letztes Jahr von Bärbel Flaig in Zusammenarbeit mit John Bulwer, Präsident der Euroclassica von 2015–2019, überarbeitet und stellen nun die Grundlage der beiden Examina dar. Ebenso wurde die Konzeption für EGEX Vestibulum und EGEX Ianua von Jeroen Vis überarbeitet. Diese Dokumente stehen auf der Homepage der Euroclassica www.euroclassica.eu.

Für das ELEX Vestibulum wird ein Basiswortschatz von ca. 400 Wörtern zugrunde gelegt. Diese Wörter stehen in der Konzeption ebenso wie die grundlegenden grammatischen Phänomene (aufgeteilt in Lexis, Morphologie und Syntax), die neben einem grundlegenden Textverständnis und einem grundlegenden kulturellen Hinter-

grund vorausgesetzt werden. Das eigentliche Examen besteht aus 20 Fragen zu einem Text aus dem bekanntesten griechischen bzw. lateinischen Mythos, basierend auf einem adaptierten Text und seiner Grammatik, sowie 20 Fragen zu grundlegendem Wissen um die römische Antike. Die Vorlage ist auf Latein/Englisch erstellt und wird in den Ländern von den Landeskoordinatoren in die jeweilige Muttersprache übertragen, bevor sie den Prüfungsteilnehmerinnen bzw. Prüfungsteilnehmern vorgelegt wird.

Für ELEX Ianua wird ein Wortschatz von ca. 900 Wörtern, der ebenfalls in der Konzeption abgedruckt ist, sowie ein komplettes Grammatikcurriculum vorausgesetzt. Den inhaltlichen Hintergrund liefern wichtige Figuren aus der Geschichte, der Rhetorik und der Politik wie Cicero, Cato, Quintilian bzw. Platon, Aristoteles und Herodot. Dazu kommen wichtige Ereignisse aus der römischen und griechischen Geschichte. Ianua umfasst 30 Fragen zu einem Originaltext oder einem leicht bearbeiteten Text, seiner Morphologie/Syntax sowie seinem kulturellen Hintergrund und zehn Fragen zum Leben in der Antike, römischer/griechischer Topographie und alltäglichem Latein.

Das Examen ist auf Latein und Englisch/Französisch/Deutsch abgefasst. Auch EGEX ist auf beiden Niveaus durchführbar. Der Text des EGEX Vestibulum basiert auf griechischen Mythen, wohingegen EGEX Ianua auf adaptierten Texten zur griechischen Geschichte beruht. Auch für EGEX existieren Vokabellisten, die je etwa 100 Wörter mehr für Griechisch als für Latein verlangen. Auf dem Niveau Vestibulum werden die Hauptbestandteile des Kasussystems sowie Präsens, Aorist und Imperfekt vorausgesetzt. Für Ianua kommen dazu noch die Partizipien, die unterschiedlichen Modi sowie die medio-passiven Formen als wesentlicher Bestandteil. Bei EGEX müssen auf beiden Niveaus je 10 Fragen zu Morphologie, Syntax, Textverständnis und Allgemeinwissen über die Antike beantwortet werden. Die Vorlage für EGEX Vestibulum ist auf Griechisch/Englisch abgefasst, eine muttersprachliche Übersetzung kann ggf. dazukommen; die Vorlage für EGEX Ianua wird auf Griechisch/Englisch/Französisch



Bärbel Flaig, Coordinator ECCL

erstellt. Für EGEX ist eine Übersicht „Required knowledge of language and culture“ auf der Euroclassica-Homepage verfügbar. **Die Themen der letzten Jahre:**

ELEX Vestibulum
Der Raub der Sabinerinnen (2020 – Bärbel Flaig, Germany)
Coriolanus (2019 – Bärbel Flaig, Germany)
Tantalus (2018 – John Bulwer, Great Britain & Northern Ireland)

ELEX Ianua
Thales von Milet (2020 – Bärbel Flaig, Germany)
Philosophie des glücklichen Lebens (2019 – Bärbel Flaig, Germany)
Then fall, Caesar (2018 – John Bulwer, Great Britain & Northern Ireland)

EGEX Vestibulum
Herakles (2020 – Jeroen Vis, The Netherlands)
Trojanischer Krieg (2019 – Jeroen Vis, The Netherlands)
Kirke (2018 – Jeroen Vis, The Netherlands)

EGEX Ianua
Lukian zur „Begrüßung“ (2020 – Karine Rondier, France)
Peloponnesischer Krieg (2019 – Karine Rondier, France)
Prometheus (2018 – Karine Rondier, France)



Die Examina stehen alle (mit Lösungen) auf der Homepage der Euroclassica <https://www.euroclassica.eu/portale/euroclassica/eccl.html> und können dort eingesehen werden.

Die Teilnehmerzahlen der letzten Jahre haben gezeigt, dass beide Examina gerne angenommen und in ganz Europa geschrieben werden. Als Beispiel möchte ich hier coronabedingt die Zahlen des Jahres 2019/20 anführen. (s. Tabelle 1: ELEX; Tabelle 2: EGEX)

Es zeigt sich, dass die Zahlen in Ländern wie Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Spanien besonders hoch sind. Aber auch Länder, in denen klassische Sprachen an Schulen weniger unterrichtet werden

können, wie z. B. Schweden, sind mit einigen Teilnehmerinnen und Teilnehmern vertreten. In manchen Ländern lassen sich die Zahlen sicherlich im Laufe der Jahre noch erhöhen. Dieses Jahr kam uns hier das Corona-Virus in die Quere. Ihm ist es geschuldet, dass die aktuellen Zahlen nicht repräsentativ sind, da durch die Schulschließungen trotz mehrfacher Verlängerung des Endtermins für die Examina, die in der Regel jährlich zwischen dem 26. September (europäischer Sprachentag) und dem 23. Dezember geschrieben werden können, viele Schulen in ganz Europa nicht teilnehmen konnten. Die Gesamtauswertung für 2020/2021 kann auf der Homepage eingesehen werden, zeigt aber in einigen Ländern deutliche Einbrüche.

Moodle-Version

Dieses Jahr gab es in Österreich einen Versuch, dem vielen Kopieren der Texte und Aufgaben durch eine Moodle-Version online zu entkommen. Dieser Versuch ist sehr erfolgreich verlaufen und diese Form des Exams steht nächstes Jahr allen Ländern offen. In vielen Ländern war es in diesem Jahr allerdings schwierig, das Examen ob in der herkömmlichen oder der computergestützten Form durchzuführen, da die Schulen in vielen Ländern über lange Zeit geschlossen waren. Der Probelauf aber hat gezeigt, dass diese Weiterentwicklung sicherlich die Zukunft der Examina sein wird. ■

Latin and Greek in Secondary Schools in North Macedonia

Vesna Dimovska

I

In the Republic of North Macedonia, the teaching of Classics does not have a long tradition. In fact, it started shortly after World War II. In 1946 the state university of Ss. Cyril and Methodius in Skopje was established and from the very beginning the Department of Classical Philology started its mission to educate teachers of ancient Greek and Latin. As long as the country was part of former Yugoslavia (i.e. until the beginning of the 1990s), Latin was taught as a compulsory subject in two academic years in high schools with two classes per week, as well as in some vocational secondary schools (of medicine, veterinary medicine, pharmacy and dentistry). Ancient Greek, on the other hand, was only an occasional part of curricula¹. Over the last 30 years, since the country became independent and the political system changed from one-party to a multi-party system (it is evident that changes in government result in relatively frequent changes in the educational system in general), this has had a negative effect on the status of classical languages. These changes in educational policy, which are highly dependent on and linked to political change and often require short-term reforms, do not allow for implementation of long-term, coherent and consistent strategies, let alone monitoring their effect.

II

Noadays in the Republic of North Macedonia, Latin and Ancient Greek or Classical Civilisation can be studied at all three levels of education (primary, secondary and high), but to a degree that cannot be considered satisfactory.

a) As part of nine-year primary education (6–14 years of age), sixth grade students (11 years of age) have the opportunity to broaden their knowledge about Classics through the syllabus of Classical Culture in European Civilisation. This is an elective subject chosen by approximately one third

¹ In the classical gymnasium which existed between 1948 and 1956 and also between 1976 and 1982, where Latin and Ancient Greek were taught for four years, with a weekly quota that was not smaller than three lessons per week for both. After that, classical languages were also taught for two academic years with two lessons per week during the existence of the so-called cultural studies qualification in all gymnasiums.

of the students. Well-illustrated textbooks for students and guidebook for teachers are provided by the state².

b) Four-year secondary education is comprehensive for all children 14–18 years of age. Some classical topics are covered as part of the subjects Mother Tongue and Literature, History and Art, which are compulsory for all students. In the second year of gymnasial curricula, an elective subject called Classical Language (among other four subjects) is offered, where students may choose either Ancient Greek or Latin (primary level), depending on their interest. In the last two years of gymnasial curricula, however, every student has to choose one of six areas of subjects (modules) according to their future university studies requirements: 1. Natural Sciences and Mathematics, module A or B; 2. Social Sciences and Humanities, module A or B, and 3. Languages and Arts, module A or B. Once a student has chosen a module, this whole “package” of elective subjects becomes compulsory. Two of these packages – Natural Sciences and Mathematics B and Social Sciences and Humanities A – involve studying Latin for one year, with two lessons per week, while Languages and Arts A involve studying one of the two classical languages in two academic years, with two lessons per week. In vocational secondary schools of medicine, Latin is compulsory in the first year with two hours per week. Two years ago, Latin was removed from the curricula of the secondary school of veterinary medicine and is still optional in secondary schools of economics and law, but we must regretfully admit that interest in Latin in these schools is currently rather weak. For both, gymnasiums and vocational secondary schools, there are different textbook series for different levels. Every teacher is free to choose one of them and they are free for all students in their mother tongue. It should be mentioned that syllabi and newer textbooks give teachers greater freedom to combine contents, be more creative, use social media and the latest technology when teaching. However, traditional grammar-based approach still

² Printed in three teaching languages (Macedonian, Albanian and Turkish) and distributed by the Ministry of education.

prevails, although the efforts to apply new pedagogical or methodical approaches in the teaching of classical languages and culture are not completely missing in Macedonian educational practices. The Ministry of Education and Science and the Bureau for Development of Education regularly organise trainings, courses, seminars and counselling for all teachers in primary and secondary education. There are really good and beneficial individual examples of teachers who personally create and maintain websites, blogs or similar electronic tools with content that help students to acquire and expand their knowledge of classical languages and culture. However, these efforts are incidental, motivated by individual teachers’ enthusiasm and are not general practice or part of any broader targeted-oriented initiative.

Teachers assess students’ knowledge through oral exams and written tests. The final grade is mostly based on the result that the students get at the written test at the end of each half term, which consists of various questions on grammar and a translation of several sentences from Latin into the language of instruction (Macedonian, Albanian, and Turkish).

III

In addition to state institutions, certain assistance or suggestions about new approaches and methods of teaching classical languages are continuously offered by the Association of Classical Philologists Antika as part of their regular activities or through projects specially designed for this purpose. For example, the project Hermes in 2019 presented teachers with suggestion on how to teach content related to ancient cultural heritage (epigraphy, literature, art) in various subjects in secondary education through field visits of archaeological sites and museums and attending theatre plays. This project inspired a new one, Hermes 2, in 2020 the goal and result of which was the creation of the web platform <https://hermes.org.mk>, offering various useful content for teachers and students as well.

The schools where classical languages are taught and the teachers who teach in these schools cooperate with the university of Ss. Cyril and Methodius, more specifically the Institute of Classical Studies, which is part of the faculty of philosophy. The

Tabelle 1: ELEX 2019/2020

country	Vestibulum			Ianua			participants V/I in total/schools
	bronze	silver	gold	bronze	silver	gold	
Austria	155	134	38	113	20	20	502/211/19
Belgium (Flanders)	412	377	146	232	118	1	935/351/?
Belgium (Wallonia)	66	30	2	38	6	2	320/208/9
Bosnia Herzegovina	25	31	7	19	5	1	?/?/9+5
Croatia	145	94	42	19	6	0	710/94/21
France	276	86	26	4	0	4	1411/47/?
Germany	95	54	9	38	16	1	220/207/14
Lithuania	13	4	4	4	0	0	85/12/9+1
Netherlands (The)	290	132	14	116	16	1	922/254/31
Northern Macedonia	14	15	10	1	0	0	40/?/8+1
Russia	46	32	7	19	7	1	310/296/5
Spain	216	178	59	35	10	8	789/129/64+22
Sweden	4	2	2	0	0	0	31/0/1
Switzerland	1	4	1?	5	1	0?	?/?/1
United Kingdom				4	9	2	?/?/2
European Schools	11	7	6	0	0	0	?/?/3

Tabelle 2: EGEX 2019/2020

country	Vestibulum			Ianua			participants V/I in total/schools
	bronze	silver	gold	bronze	silver	gold	
Austria	13	21	5	0	0	0	50/0/2
Belgium (Flanders)	53	21	5	10	37	33	79/80/?
Belgium (Wallonia)	11	8	0	3	6	3?	41/?/3+2
Bosnia Herzegovina	4	1	0	1	9	2	?/?/1
Croatia	0	1	0	13	12	10	50/56/21
France	9	4	3	22	11	16	123/71/?
Netherlands (The)	95	26	13	37	50	19	679/98/32
Russia	22	19	5	13	21	16	?/303/3
Spain	66	49	18	16	30	30	230/79/29+18

faculty provides logistical support for the activities of Antika, such as the organization of national annual competitions in classical languages for students of secondary schools, held for the last 50 years. In 2019 the Institute of Classical Studies launched the one-year project³ Identifying the Needs and Potentials for Reviving the Classical Gymnasium in Macedonia, the goal of which was to identify the need to reinstate the concept of a classical gymnasium in North Macedonia. As a result of this project, in 2020 an initiative and a project summary was prepared and submitted to the Ministry of Education driven by the hope that the forthcoming reforms in secondary education will envisage a better status of the classical languages in Macedonian schools.

³ <http://fzf.ukim.edu.mk/wp-content/uploads/2020/09/FZF-Int.-Bulletin-03-2019.pdf>

IV
Meanwhile, the main problems of the educational system remain: declining numbers of students in general (due to several reasons not always directly connected with the curricula) versus excessive numbers of students in some classes (up to 40); cluttered syllabi; teachers demotivated due to increasing administrative demands; low salaries and lack of options for career advancement etc. Apart from the specific challenges teachers of Latin and Greek face, the greatest one is breaking the stereotype that Classics today are an anachronistic discipline, unnecessary in the modern world of globalization, modern technologies and progress based on a strong and dynamic economy. Unfortunately, this stereotype is equally present in the public, among parents, as well as in the institutions in charge of educational policies. Another major challenge is also related to

the prejudice that the studying of classical languages is too difficult and requires a lot of time, dedication and methodical approach contrary to the general tendency among young people to achieve quick and clearly visible results and progress in some other fields or subjects. Last year the Covid-19 pandemic encouraged teachers all over the world to find new forms and tools of teaching. So, some novelties in teaching Latin and Greek are certainly on their way. Nevertheless, classical philologists, their associations and other scholars have no other option but continue their efforts to demonstrate all their arguments, why, how intense and in what way exactly classical languages should be integrated into secondary school curricula in North Macedonia. ■

Enjeux et perspectives de la lecture des textes latins dans le modèle scolaire luxembourgeois

Franck Colotte



I. L'enseignement du latin en milieu scolaire multilingue

I.1. Un système philologique et traductionnel

Un système philologique et traductionnel La question fondamentale de savoir « pourquoi et comment faire lire des textes latins et grecs aujourd'hui ? » s'inscrit pleinement dans les objectifs fondateurs de la « philosophie » de l'enseignement et de l'apprentissage du latin au Grand-Duché de Luxembourg. En effet, l'enseignement du latin, s'appuyant sur des réformes successives (c'est la loi de 1908 qui va organiser l'enseignement secondaire pendant la première moitié du XXe siècle jusqu'à la grande réforme de 1968. En 1923, le latin passe de 7 à 6 heures en VIIe et VIe. En Ve, le latin est également ramené de 7 à 6 heures. En IIIe, le grec passe de 6 à 5 heures ; en IIe et en Ire section latine A et C, les auteurs grecs sont ramenés à 0,5¹) qui l'ont conduit à ce qu'il est devenu (un système essentiellement philologico-traductionnel exigeant) et

s'insérant dans le contexte plus général du multilinguisme caractéristique de ce pays qui ne compte pas moins de trois langues administratives (luxembourgeois – français – allemand), forme concurrentiellement des « élèves-traducteurs », c'est-à-dire aptes à mettre en pratique des techniques et compétences axées sur le passage d'une langue ancienne source à une (pluri-) langue cible) et des « élèves-lecteurs », à savoir aptes à développer des stratégies de conceptualisation et de contextualisation textuelles propres aux langues dites « vivantes ». Nous pouvons donner d'autres exemples : en 1945–47, toutes les classes auront six heures de latin ; la langue véhiculaire sera l'allemand de la VIIe à la Ve, de la IVe à la Ire, on recourait à l'allemand pour la grammaire et au français pour la traduction des auteurs. On peut relever la grande importance de la grammaire au moins jusqu'en IIIe. On lit principalement César et Ovide puis Virgile, un peu de Tite-Live, d'Horace et de Cicéron (Discours). Dans certaines écoles, on a conservé les manuels en usage durant l'Occupation allemande. Pour le reste, on utilise les livres luxembourgeois et français ; pour le grec en 1948–49, on recourait à un manuel allemand intitulé *Studium Graecum*

(Teubner, G. Röttger) pour l'apprentissage de la langue en Ve et en IVe, et à partir de la IIIe, on utilise des livres français pour la traduction des auteurs². Il convient en tout cas d'emblée de préciser qu'au Grand-Duché, un texte latin se traduit et s'enseigne, à l'heure actuelle (et ce depuis la réforme de l'enseignement de 1968, qui constitue, dans ce domaine aussi, une « révolution » dans l'histoire de l'enseignement luxembourgeois), uniquement en français, alors que dans le passé, l'enseignement et la traduction se faisaient à la fois en allemand (dans le cycle inférieur de l'enseignement dit « classique », c'est-à-dire les quatre premières années du lycée) et en français (dans le cycle supérieur dudit enseignement, c'est-à-dire durant les trois dernières années d'études secondaires). L'enseignement et l'apprentissage de cette langue ancienne ne peuvent nullement être dissociés du contexte plurilingue non seulement en milieu scolaire, mais encore dans l'ensemble

² Schmit (M.), *Regards et propos sur l'enseignement supérieur et moyen eu Luxembourg. Essai documentaire*, Luxembourg, Publication de la Section historique de l'Institut grand-ducal de Luxembourg, vol. 116, 1999, p. 327–332 ; 358–368 ; 565–572.

de la société. Traduire un texte du latin au français fait de l'élève-latiniste un double « allophone », pour ainsi dire, dans la mesure où, alphabétisé en allemand, ayant pour pratique langagière – dans son environnement social proche – le luxembourgeois, il traduit la première étrangère (ancienne) à laquelle il est confronté en une autre langue apprise – le français – située, selon son niveau, entre le niveau « langue étrangère » et « langue seconde ». Cette perspective plurilingue complexifie les stratégies destinées à la fois à former un élève-traducteur et un élève-lecteur : toutes les opérations mentales auxquelles ce dernier est confronté – passage d'une langue à l'autre (à d'autres langues, en réalité, si l'on considère le statut du luxembourgeois comme langue-levier) et mise en place de mécanismes interprétatifs (donc de création de réseaux de sens à partir d'énoncés linguistiques exprimés ici en langue étrangère), le contraignent à un processus réflexif (d'analyse linguistique) voire méta-réflexif (de perception qu'il a de sa propre réflexion).

I.2. Situation de l'enseignement du latin depuis 2002

Ajoutons à présent quelques données chiffrées précisant la situation de l'enseignement du latin dans l'enseignement secondaire luxembourgeois. Depuis 2002, ce dernier prévoit, pour la section latine, un minimum de quatre années d'étude du latin correspondant à un volume horaire total de 16, 5³ heures, et un maximum de six années correspondant à un volume horaire total de 22, 5 heures que sanctionnent les épreuves écrites et orales du baccalauréat luxembourgeois. L'immense majorité des élèves issus de la section dite « latine » ou « classique » (s'opposant à d'autres dénominations telles que « moderne », « musicale », etc. selon la dominante de la classe) suivent un enseignement de quatre ans (qui peut cependant être interrompu avant la fin de la période, ce qui entraîne la nécessité de passer un examen-passerelle vers la section « moderne » en anglais, qui ne figure au programme de la section « latine » que la troisième année, et non la deuxième comme pour les autres sections). Les études de latin sont divisées en deux moments distincts : d'abord, dans les classes du cycle inférieur, VIe et Ve, l'élève est essentiellement initié au système grammatical de la langue latine (vocabulaire, morphologie, syntaxe) – initiation qui s'appuie sur la traduction de texte en latin

³ Depuis 2002, la répartition du volume horaire se fait ainsi : 1ère année : 6 h / semaine ; 2e : 4,5 h ; 3e : 3 h ; 4e : 3 h ; 5e : 3 h ; 6e : 3 h.

facilité (au même titre qu'il existe, pour le FLE, les textes en « français facile ») ; ensuite, dans le cycle supérieur, à partir de la classe de IIIe, l'élève aborde l'étude de la littérature latine en lisant des extraits de quelques grands auteurs : César, Bellum gallicum, Cicéron, Verrines et Catilinaires, Ovide, Métamorphoses, etc. Dans cette structure, la classe de IVe occupe une place charnière : l'élève y complète l'étude de la langue en étudiant quelques phénomènes complexes de syntaxe latine et en même temps est introduit à la lecture des auteurs en traduisant des extraits simplifiés d'auteurs latins comme César, Cicéron, Pline le Jeune, etc. Après la classe de IIIe, les élèves de la section classique ont terminé leur cursus obligatoire de latin et reçoivent un certificat attestant qu'ils ont suivi quatre années d'études en latin ; ce certificat est généralement admis en équivalence du Kleines Latinum en Allemagne. Les élèves intéressés par le latin et désirant disposer d'une bonne formation classique pour aborder les études universitaires peuvent toutefois continuer l'étude du latin dans les classes de IIe et de Ire (correspondant aux deux dernières années d'études secondaires). Ils liront entre autres des textes de philosophes latins (Cicéron et Sénèque), et des poètes (Virgile et Horace). À la fin de la classe terminale, ils présenteront une épreuve de latin à l'examen de fin d'études secondaires comportant à l'écrit la traduction en français d'un texte connu et d'un texte inconnu et à l'oral la traduction et le commentaire d'un texte connu. Les deux dernières années constituent une phase d'approfondissement pour ainsi dire « tentaculaire » en ce sens que la lecture de tel ou tel extrait de texte sert d'abord à l'exercice du déchiffrement morphosyntaxique ; ensuite et surtout à sa mise en perspective conceptuelle, diachronique, culturelle, mythologique, etc. Une fois la traduction établie – et donc une fois que l'élève a été familiarisé avec le texte auquel il a déjà consacré un certain temps, ce dernier se trouve placé au centre d'un apprentissage à géométrie variable qui lui permet d'asseoir certaines notions-clefs, certains aspects des *realia* romaines, faire le lien avec la modernité prise au sens large du terme (de la Renaissance au XXIe siècle). C'est cette indispensable contextualisation qui constitue le défi majeur de l'enseignement de latin aujourd'hui (tout en préservant la dimension purement philologique) autant que la perspective la plus fructueuse dans la constitution d'une culture générale élargie et transférable dans d'autres contextes scolaires et/ou culturelles.

Cet enseignement accordé une place conséquente à l'apprentissage philologique traditionnel fondé sur l'étude d'un

grand nombre de structures morphosyntaxiques nécessaires à la bonne intelligence et à la traduction dans un premier temps d'extraits simplifiés, puis de textes originaux de poètes (e.g. : Virgile, Lucrèce, Ovide) et de prosateurs (e.g. : Cicéron, Sénèque, Tacite). Les trois premières années, l'enseignement s'appuie essentiellement sur la série Invitation au latin 5e / 4e / 3e parue aux éditions Magnard à la fin des années 90⁴ (ce qui posera un jour un problème de livres dans la mesure où ces manuels français ne seront pas édités *ad vitam aeternam*, et ce pour des raisons de politique éditoriale et/ou budgétaire). À cela s'ajoute un fascicule de vocabulaire en adéquation avec les textes de ces manuels, rédigé par des professeurs luxembourgeois et édité par le Ministère de l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse, qui est le ministère de tutelle non seulement des professeurs en tant que tels, mais encore de la Commission Nationale des Programmes de Latin et de Grec (CNPLG), qui, forte d'une voix consultative et en partie décisionnaire servant d'intermédiaire entre les professeurs et les instances ministérielles, est composée d'un président, d'un secrétaire et d'un représentant de chaque établissement d'enseignement secondaire où le latin est enseigné, c'est-à-dire une quinzaine de lycées d'enseignement classique et général, ce qui représente un total (tous niveaux confondus) d'environ 900 élèves latinistes (donc une « population » largement minoritaire au sein de l'institution scolaire). Ces chiffres sont à la hauteur d'un pays ayant la taille d'un département français de taille moyenne d'environ 626 000 âmes (au début de l'année 2020) résidant au Grand-Duché (auxquelles s'ajoutent quotidiennement environ 200 000 travailleurs frontaliers). Ces chiffres, constants depuis un certain nombre d'années, ne sont évidemment en rien comparables aux données statistiques bien plus conséquentes de ses pays voisins. Qu'en est-il au final des textes législatifs encadrant officiellement l'enseignement du latin ? Contrairement à ce qu'on pourrait s'attendre, ils ne sont pas légion. Dans le Journal officiel du Grand-Duché de Luxembourg détaillant la loi du 29 août 2017 portant sur l'enseignement secondaire et servant de base à la réforme en cours du « cycle supérieur », le latin n'est mentionné qu'une seule fois (Art. 47) : « À l'entrée en classe de sixième classique, les élèves peuvent choisir l'étude du latin⁵ ».

⁴ Gason (J.) – Lambert (A.) – Trézigny (H.), *Invitation au latin (5e / 4e / 3e)*, Paris, Magnard Collèges, 1997–1999.

⁵ Texte consultable sur le site suivant : <http://legilux.public.lu/eli/etat/leg/loi/2017/08/29/a789/jo>.

¹ Nous remercions notre collègue et ami le Pr. Joseph Reisdorfer pour toutes les informations qu'il a aimablement mises à notre disposition.

Peut-on imaginer une mention plus laconique et plus creuse que celle-ci ? Il a ainsi incombé à la Commission Nationale des Programmes de Latin et de Grec de rédiger le document-cadre des finalités du latin : la triple compétence (linguistique – transdisciplinaire – culturelle) mise en évidence par ce document officiel synthétisant l'esprit dans lequel s'enseigne le latin, met en lumière la double articulation qui caractérise l'enseignement et l'apprentissage du latin chez des élèves que l'on forme à devenir des « élèves-traducteurs » et des « élèves-lecteurs ». Une autre question vient à l'esprit : selon quels modèles s'oriente le système scolaire luxembourgeois en matière de langues anciennes ? En nous référant à l'article de Violaine Houdart-Merot, « Textes traduits et traduction dans le secondaire : des destins liés », paru dans *Le français aujourd'hui* en 2003, nous pourrions dire que le système luxembourgeois répond à un modèle hybride combinant les « humanités » du XIXe siècle en France évoluant de la traduction latine à l'explication française, et la « lecture méthodique » apparue dans les années 80⁶ dans la mesure où le système luxembourgeois demande d'appliquer aux textes anciens les méthodes de lecture utilisées en classe de français (et de langue vivante, de façon générale). Le latin emprunte ainsi aux langues dites modernes / romanes leurs outils d'analyse et leur métalangage tout en persévérant dans l'affirmation d'un sens « véritable » et unique du texte à traduire. La traduction y est également perçue comme une sorte d'« acte littéraire », faisant preuve à la fois de « rigueur » et de « finesse », tout en respectant le plus possible les structures du texte original, donc en se distançant des traductions un peu (trop) éloignées du texte original que pratique parfois la Collection des Universités de France (C.U.F.) des éditions Les Belles Lettres, voire des « belles infidèles » - selon l'expression consacrée depuis le XVIIe siècle, qui « pour plaire et se conformer au goût et aux bienséances de l'époque, sont des versions « revues et corrigées » par des traducteurs conscients (trop, sans doute) de la supériorité de leur langue et de leur jugement⁷ ».

II. Défis et démarches

II.1. L'élève-traducteur et l'élève-lecteur

La spécificité luxembourgeoise consiste, comme nous l'avons vu, en la double

formation d'un élève-lecteur et d'un élèves-traducteur, ce qui nécessite la mise en place de stratégies qui sont relatives à la fois à l'enseignement et à l'apprentissage du lexique et des techniques de traduction d'un côté, et d'élargissements ludico-culturel ainsi que d'approfondissements pour ainsi dire « tentaculaires » destinés à souligner la ductilité transculturelle des événements historiques/auteurs/concepts étudiés en classe, leur réception aux époques moderne et contemporaine (donc en adéquation avec les programmes d'enseignement de disciplines connexes telles que l'histoire, les cours de langue, cours « Vie et Société », philosophie, etc.). Or, au Grand-Duché de Luxembourg comme ailleurs, les démarches méta-réflexives ainsi que les pratiques didactiques des enseignants de lettres classiques soucieux de mettre en relief une question aussi essentielle qui touche le cœur de l'enseignement de cette langue ancienne, notamment au niveau secondaire. Cet enseignement, fort d'une tradition remontant au XVIIe siècle – nous pensons notamment au jeu théâtral néo-latin du collège jésuite de Luxembourg qui combinait apprentissage du latin (certes sur fond de morale et de catéchèse) et art de la scène⁸, s'appuie sur une structure tripartite qui s'appelle et se complète – comme le démontrent Béatrice Bakhouché et Eugénie Duthoit dans leur article « Méthodes d'apprentissage du latin à l'Université : entre tradition et innovation » publié dans la Revue Internationale de Pédagogie de l'Enseignement Supérieur et dont nous nous inspirons dans la mesure où il correspond aux réalités luxembourgeoises : d'abord l'appréhension d'un système par l'apprenant : « il découvrirait que les mots traduisent des concepts, des réalités, qui ne sont pas ceux de son univers, et qui s'en rapprochent pourtant⁹ » (comme l'écrit Anne Armand dans) ; ensuite, l'apprentissage du raisonnement : « Reasonner, c'est trier des informations, c'est aussi chercher à les relier entre elles, anticiper sur la suite de la phrase et du texte, formuler des hypothèses, interroger le sens qui émerge peu à peu » (Armand, 1997, p. 12) ; enfin la mise en œuvre d'une progression s'appuyant sur des objectifs d'apprentissage liés aux savoir-faire de traduction, aux connaissances d'une littérature et d'une civilisation. À cela s'ajoutent les deux exercices phares de l'apprentissage de la langue latine sont

que sont la version latine et le thème latin – selon la classification opérée par Pierre Grimal dans son ouvrage *Le Guide de l'étudiant latiniste*, paru aux Presses Universitaires de France en 1971. Officiellement au programme des trois premières de latin (l'équivalent des classes de 5e à 3e en France), ils constituent la pierre angulaire de l'apprentissage morphosyntaxique qui domine l'enseignement du latin dans le système luxembourgeois. Bien que chacun s'accorde sur l'importance à donner à la dimension civilisationnelle du cours de latin – dans l'idée de l'acquisition progressive de « sources culturelles majeures », de « références culturelles » constituant une culture générale pouvant être transférée dans d'autres contextes, ce dernier aspect reste le parent pauvre dans le système d'évaluation certificative des trois premières années puisqu'il n'entre dans la note (attribuée sur 60 points au Luxembourg) que sous la forme d'une « question bonus » de deux trois points. Son statut est encore hybride et précaire dans le « cycle inférieur » même s'il semble incohérent à de plus en plus d'enseignants de ne pas évaluer un élément faisant partie intégrante du cours – le ciment, pour ainsi dire, de l'édifice que représente cet apprentissage. Cet aspect est le « liant » de la transposition didactique, c'est-à-dire, pour en reprendre la définition technique que l'on pourrait métaphoriser, un produit servant à agglomérer des matières inertes, à faire adhérer une substance à un support. Quel sens plus profond pourrait-on donner à l'importance de la dimension culturelle (au sens large du terme) ? En revanche, dans le cycle dit « supérieur », correspondant au lycée proprement dit en France, cet aspect culturel /civilisationnel cesse le plus souvent d'être réduit à sa partie congrue dans la mesure où il constitue le tremplin avantageux vers le prolongement et l'approfondissement pluridimensionnel et multi-référentiel du processus de traduction.

II.2. Lecture à vue

L'objectif purement centré sur la traduction de textes s'appuie, dans un premier temps, sur du « latin facile » (c'est-à-dire sur des extraits d'auteurs facilités et calibrés en fonction essentiellement des points grammaticaux à traiter, donc « caviardés » au sens que lui donne le monde de l'édition) – type de textes sous-tendant l'enseignement dans le cycle dit « inférieur » ; dans un second sur des extraits originaux tirés d'œuvres de poésie et/ou de prose (souvent au choix du titulaire, sauf en classe terminale où le programme est fixé par le Ministère l'Éducation nationale, de l'Enfance et de la Jeunesse). Quel que

soit le type de textes ou le niveau envisagé, l'idée fondatrice de cette pratique traductionnelle est – idéalement tout du moins – de développer les compétences lexicales et morphosyntaxiques d'un élève dans la perspective d'une « lecture à vue », pour employer ce terme appartenant à la didactique de la musique. Cet art de la première interprétation – qui se veut aussi un moyen de découverte ludique – se propose donc d'enseigner les mécanismes qui permettent une approche (assez) rapide et (assez) aisée d'un texte (le plus souvent de prose) rédigé en latin classique. Il ne s'agit naturellement pas de considérer le latin comme une langue dite « vivante » ou maternelle – ce qui supposerait d'en être un locuteur et/ou un scripteur natif (ce qui est malgré tout l'optique d'une méthode d'apprentissage telle que celle de Hans H. Orberg, *Lingua Latina per se illustrata*, ou de publications entièrement rédigées en latin comme par exemple la traduction du *Petit Prince* de Saint-Exupéry – *Regulus* – par Auguste Hauray, 1910–2002), mais de donner à l'élève, grâce à un enseignement systématique et raisonné (s'appuyant notamment sur l'exercice du thème et de la version), des bases solides au niveau morphosyntaxique et lexical. Vu le volume horaire attribué au cours de latin, le nombre de chapitres de grammaire ainsi que celui de mots de vocabulaire offre la possibilité à l'enseignant de couvrir un vaste spectre dans les domaines précités. Si l'on compare l'apprentissage linguistique du latin à celui des autres langues dites « modernes » auxquels les élèves sont confrontés (en qualité de deuxième, troisième voire quatrième langue selon les sections), l'on constate que l'apprentissage systématique se veut le plus exhaustif possible, par exemple dans le passage en revue des différentes formes du système verbal. L'idée d'une « lecture à vue » influence donc considérablement l'apprentissage grammatical et lexical, qui se veut par conséquent exigeant, orienté vers un déchiffrement s'efforçant de faire fi d'instruments tels que le dictionnaire, le manuel de grammaire ou de tout autre support de traduction. Ces exigences rapprochent l'enseignement et l'apprentissage du latin de la didactique des langues dites « modernes » qui cherchent notamment à contextualiser l'assimilation des mots de vocabulaire, des structures et règles de fonctionnement de la langue¹⁰. Ces

10 S'agissant de méthodes nouvelles d'enseignement, nous avons lu avec profit l'ouvrage de Dominique Augé, *Refonder l'enseignement des langues anciennes : le défi de la lecture*, Grenoble, ELLUG, 2013. Cet ouvrage est une mine de pistes de réflexion, de propositions concrètes destinées à faire évoluer l'enseignement du latin, de le refonder en tenant compte des orientations

dernières constituent par conséquent un tremplin privilégié vers des stratégies de lecture comparables à celles employées dans le cours de français par exemple, et qui font d'autant plus sens qu'elles sont passées par le filtre structurant et fondateur de l'acquisition personnelle du sens du texte. Cette étape essentielle, pouvant parfois être perçue comme fastidieuse et chronophage, fonde néanmoins le « plaisir du texte » (pour reprendre la formule barthésienne) en l'ancrant dans le double processus de déchiffrement du sens et la création interprétative de sens. Les stratégies de lecture, telles qu'elles sont généralement pratiquées au Grand-Duché, se fixent comme triple objectif d'abord de créer les conditions d'accès au texte (phase de lancement, d'appropriation du contenu textuel), ensuite de mettre en lumière les enjeux conceptuels de l'extrait (phase d'assimilation herméneutique) et enfin créer les conditions de ramification (phase de transformation par interaction. Ainsi, pour envisager une réponse à la question « comment faire lire des textes latins (et grecs) aujourd'hui ? », nous souhaiterions fournir un exemple de séquence didactique centrée sur un extrait de la Lettre à Lucilius n° 101, qui peut être abordée en classe de IIe (l'équivalent d'une classe de Première en France). Cet exemple nous permettra en mettre en évidence les stratégies de lecture à l'œuvre afin d'amener les élèves non seulement à traduire le texte, à le « digérer », mais encore à en faire la base / le prétexte d'un questionnement (à l'instar du « thaumazein¹¹ » platonicien) et d'une mise en perspective, donc d'en dégager les enjeux littéraires, historiques, philosophiques, politiques, etc. en sorte d'alimenter (sans forcer la métaphore) le phénomène d'« innutrition » (ou « imitation créatrice », concept cher aux humanistes de la Renaissance) qui consiste à digérer, assimiler et à transformer par une interaction les apports textuels auxquels on est confronté.

CONCLUSION DES MÉTHODES DE TRADUCTION AUX STRATÉGIES DE LECTURE

Héritier des jésuites, l'enseignement du latin au Grand-Duché de Luxembourg est, dans sa configuration actuelle, celui qui, en Europe, comporte le plus grand nombre d'heures de cours (qui auraient paru être une peau de chagrin aux professeurs en exercice au XIXe siècle ayant connu un vo-

actuelles de la didactique des langues anciennes (voire modernes).

11 Platon, *Théétète*, 155d, in *Œuvres complètes*, Paris, Flammarion, 2008, p. 1909.

lume horaire hebdomadaire allant jusqu'à 10 heures !) ; faisant perdurer la pédagogie traditionnelle essentiellement axée sur l'étude raisonnée du fonctionnement de la langue et de ses structures morphosyntaxiques, il forme par conséquent d'abord des « élèves-traducteurs » capables de déchiffrer – idéalement sans outils de traduction comme le dictionnaire et/ou une grammaire normative – des textes de prose autant que de poésie d'un niveau de difficulté croissant allant jusqu'aux auteurs étudiés pour le baccalauréat (Cicéron et Sénèque pour la prose ; Virgile et Lucrèce pour la poésie). La dimension traductionnelle (donc lexico-philologique) de l'enseignement luxembourgeois, disparaissant ou en voie de disparition dans un certain nombre de pays européens, demande aux élèves un effort non négligeable dans la mesure où, plongés dans un bain plurilinguistique (qui caractérise le pays de façon générale), ils sont amenés à traduire une langue ancienne en une autre langue que leur langue maternelle, en l'occurrence en français (qui constitue la langue d'enseignement et de traduction, mais rarement la langue maternelle de l'enseigné). Dans un tel contexte alloglossique, le mode de fonctionnement traductionnel – ainsi que son niveau d'exigence – est donc élevé au vu des caractéristiques définitoires précitées.

Or, l'idée humaniste qui sous-tend un tel dispositif didactique est aussi et surtout celle d'une lecture à vue, comme on le ferait avec un texte rédigé en une langue dite moderne, vivante. Cette survivance jette les bases philologiques du deuxième objectif de l'enseignement du latin au Luxembourg, à savoir la formation d'un « élève-lecteur », capable d'appliquer à un extrait de prose ou de poésie une batterie de stratégies de lecture, d'analyse et d'interprétation des textes, qu'il s'agisse de leur armature rhétorique, de leur ornement stylistique, des stratégies narrativo-argumentatives qui les composent, etc. Comme a tenté de le montrer la séquence-type, élaborée avec un groupe de stagiaires alors en formation à l'Institut de formation de l'Éducation nationale (IFEN), le texte n'est plus une fin philologique en soi, mais un tremplin multidimensionnel sur lequel s'appuient les stratégies interprétatives, réflexives, communicatives, etc. les plus diverses. Ces deux dimensions s'appellent et se complètent en sorte de non seulement maintenir le niveau élevé de traduction pratiqué au Grand-Duché de Luxembourg, mais encore d'adopter les techniques et stratégies de lecture appliquées dans les autres cours de langue et de littérature suivis par les élèves (et ce quel que soit leur cycle). Cette double dimension, qu'adopte

6 Houdart-Merot (V.), « Textes traduits et traduction dans le secondaire : des destins liés », *Le français aujourd'hui*, n° 142, 2003/3, p. 19–28.

7 Horguelin (P.), *Anthologie de la manière de traduire. Domaine français*, Montréal, Linguatex, 1981, p. 76.

8 Reisdorfer (J.), « *Dramata festiva mixta musica*. Étude sur le théâtre des jésuites au Collège de Luxembourg », *400 Joer Kolleisch*, tome I, *Du collège jésuite au collège municipal 1603–1815*, Luxembourg, éditions Saint-Paul, 2003, p. 173–186.

9 Armand (A.), *Didactique des langues anciennes*, Paris, Bertrand-Lacoste, 1997, p. 11.



une bonne partie du corps enseignant, contribue à la redynamisation d'une discipline d'enseignement consciente des défis qui se présentent à elle, parmi lesquels figurent l'apprentissage du français en souffrance depuis de nombreuses années ainsi que le support numérique qui fait évoluer la donne traditionnelle notamment du point de vue de l'indispensable « tri » de l'information ainsi que des sources documentaires. Ainsi, situé « au confluent de deux fleuves » - celui de la tradition et la modernité, pour pasticher la célèbre for-

mule chateaubriandienne, l'enseignement du latin au Grand-Duché de Luxembourg puise sa richesse et sa diversité à la fois dans les racines d'une connaissance approfondie de la langue (ce qui structure l'esprit et permet d'en comprendre les finesses) et la nécessaire contextualisation interprétative qui constitue un ciment culturel « tentaculaire » au sens large du temps. Sans prétendre à l'absolu, il est malgré tout question de transformer le regard que portent les élèves sur ce qui est censé, à travers l'accès direct et pour

ainsi dire personnalisé au texte, devenir une catégorie de pensée, un adjuvant dans l'élargissement et la structuration d'un héritage culturel revigoré par une évolution, qui nous semble très favorable, vers l'enrichissement et l'approfondissement interprétatif. ■

Franck COLOTTE
Enseignant / chercheur
Formateur à l'Institut de formation de l'Éducation nationale (IFEN – Luxembourg)

reflective, communicative, etc. strategies are based. These two dimensions are called and complement each other in such a way as not only to maintain the high level of translation practised in the Grand Duchy of Luxembourg, but also to adopt the reading techniques and strategies applied in the other language and literature courses followed by the pupils.

Keywords:
Latin – teaching and reading strategies – multilingual school environment – translation methods – interpreting perspective

S.34 m.: Bayerische Staatsbibliothek, Digitalisat
S.34 u.: Bayerische Staatsbibliothek, Digitalisat Hotz:
S.37 o.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johann_Heinrich_Wilhelm_Tischbein_-_Goethe_in_the_Roman_Campagna_-_Google_Art_Project.jpg
S.37 u.: https://www.taitoroberto.com/mappe_prospettiche.html
S.38 o.: <http://wikimapia.org/103162/de/Unvollendet-Obelisk-von-Assuan#/photo/5460927>
S.38 u.: Quelle nicht gefunden
S.39 o.l.: Scan aus: Vicenzi, Alessandro et alii: La Galleria delle Carte geografiche in Vaticano, Rom 2012, S. 146
S.39 o.r.: Scan aus Wirsching, Armin: Obeliskens transportieren und aufrichten in Ägypten und in Rom: 3. erweiterte Auflage mit einem Exkurs zu den Memnonkolossen, o.O. 2013, S. 96
S.39 u.: Scan aus Wirsching, Armin: Obeliskens transportieren und aufrichten in Ägypten und in Rom: 3. erweiterte Auflage mit einem Exkurs zu den Memnonkolossen, o.O. 2013) S. 87
S.40: privat Peter Glatz
S.42 o.: Scan aus: Fontana, Domenico: Die Art, wie der vatikanische Obelisk transportiert wurde..., Band 1: Teilreprint. Band 2: Kommentarband mit Übersetzung (Teilreprint d. Orig.-Ausg. Rom 1590), Leipzig 1987, S. 1
S.42 u.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Obeliskenspitze_Musei_Capitolini.jpg, Maus-Trauden
S.43 o.: Scan aus: Fontana, Domenico: Die Art, wie der vatikanische Obelisk transportiert wurde..., Band 1: Teilreprint. Band 2: Kommentarband mit Übersetzung (Teilreprint d. Orig.-Ausg. Rom 1590), Leipzig 1987, S. 8
S.43 u.: Scan aus: Fontana, Domenico: Die Art, wie der vatikanische Obelisk transportiert wurde..., Band 1: Teilreprint. Band 2: Kommentarband mit Übersetzung (Teilreprint d. Orig.-Ausg. Rom 1590), Leipzig 1987, S. 25
S.44 o.r.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a2/o_Sale_Sistine_II_-_Salle_des_Archives_pontificales_%281%29.jpg, Jean-Pol GRANDMONT
S.45 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Circus_Gai_et_Neronis#/media/Datei:Circus_of_Nero.png
S.45 u.: https://de.wikipedia.org/wiki/Vatikanischer_Obelisk#/media/Datei:Alzare_l'Obelisco_Vaticano.png
S.46 o.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/e8/Obelisk_of_St._Peter.jpg
S.46 u.: Scan aus: Epigrammata Guilielmi Blanci [= Guillaume Leblanc] Albiensis iuriconsulti in Obeliscum, Rom 1586, S. 5
S.47 o.l.: Scan aus: Alföldy, Géza: Der Obelisk auf dem Petersplatz in Rom: Ein historisches Monument der Antike; Schriften der philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Heidelberg 1990, Tafel V
S.47 o.r.: Scan aus: Alföldy, Géza: Der Obelisk auf dem Petersplatz in Rom: Ein historisches Monument der Antike; Schriften der philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften; Heidelberg 1990, Tafel VII
S.47 u.: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Maggiore-obelisk.jpg>
S.48 u.: https://de.wikipedia.org/wiki/Tiburtinische_Sibylle
Kreuz:
S.49 o.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johannes_Oporinus_\(Herbst\)_Line_engraving_1688_Welcome_V0004362.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johannes_Oporinus_(Herbst)_Line_engraving_1688_Welcome_V0004362.jpg)
S.49 u.: Holzschnitt mit Portrait Gaspar Bruschs aus: Catechismus/ Das ist/ ein Kinderlehr/ Herrn Philippi Melanthonis, auß dem Latein ins Deütsch gbracht / durch Gasparem Bruschen Poeten. (...), Nürnberg (Hans Guldenmundt) 1544. Kopie nach einer Wiedergabe dieses Bildes bei: Karl Siegl, Zur Geschichte der Egerer Familie Brusch mit besonderer Berücksichtigung des Humanisten Kaspar Brusch und seines Veters Balthasar Brusch, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen 69 (1931), 204.
S.50 u.: https://de.wikipedia.org/wiki/Philipp_Eduard_Fugger#/media/Datei:PhilippEduardFugger.jpg
S.51 o.: [https://de.wikisource.org/wiki/Datei:Statt_Villach_in_prospect_\(Merian\).jpg](https://de.wikisource.org/wiki/Datei:Statt_Villach_in_prospect_(Merian).jpg)
S.52 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Andrea_Doria#/media/Datei:Andrea_Doria_as_Neptun_by_Angelo_Bronzino.jpg
S.52 u.: privat Gottfried Kreuz
Fortsetzung Seite 55

Abstract

The aim of this article is first of all to explain and put into perspective the nature and functioning of Latin teaching in the Grand Duchy of Luxembourg. One of the specific features of Luxembourg is the large number of hours devoted to learning this ancient language in secondary education ('classical' section). This teaching is based on learning the fundamental structures of grammar through texts. The student from Luxembourg is therefore both a student translator and a student reader who, thanks to his knowledge of

grammar and vocabulary, is expected to be able to translate, especially in the last two years, authors who have distinguished themselves in the «literature of ideas» or in poetry. This article also seeks to demonstrate that such an approach is a real challenge requiring the implementation of ad hoc didactic strategies for pupils who translate an ancient language into a language other than their mother tongue. Finally, it also aims to emphasise that the text is no longer a philological end in itself, but a multidimensional springboard on which the most diverse interpretative,

Abbildungsverzeichnis, Teil 1

Schön:
S.7 u.: <https://wortwuchs.net/katharsis/> (letzter Zugriff: 30.12.2020)
S.8 u.: https://en.wikipedia.org/wiki/File:Pompeii_-_Casa_dei_Vettii_-_Pentheus.jpg (letzter Zugriff: 30.12.2020)
S.9 o.: [https://www.meisterdrucke.com/kunstdrucke/Luigi-Ademollo/196429/Tiresias-entlassen-von-Pentheus-oder-Tirenia-Scacciato-da-Penteo,-Buch-III,-Illustration-von-Ovids-Metamorphosen,-Florenz,-1832-\(handgefärbte-Gravur\).html](https://www.meisterdrucke.com/kunstdrucke/Luigi-Ademollo/196429/Tiresias-entlassen-von-Pentheus-oder-Tirenia-Scacciato-da-Penteo,-Buch-III,-Illustration-von-Ovids-Metamorphosen,-Florenz,-1832-(handgefärbte-Gravur).html) (letzter Zugriff: 30.12.2020)
S.10 o.: Quelle: <https://bombaxpress.com/fabula-brevis-bacchus-et-acotes/> (letzter Zugriff: 30.12.2020)
Reischl:
S.12 o.: privat Aruna Margareta Reischl
S.12 u.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Athen_Dionysos-Theater.JPG
S.13 o.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vel%C3%A1zquez_-_El_Triunfo_de_Baco_o_Los_Borrachos_\(Museo_del_Prado,_1628-29\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vel%C3%A1zquez_-_El_Triunfo_de_Baco_o_Los_Borrachos_(Museo_del_Prado,_1628-29).jpg)
Glatz:
S.14 o.: Johannes Karolus
S.15 o.l.: Andrea Karolus
S.15 o.r.: Johannes Karolus
S.15 u.: Johannes Karolus
Buchberger:
S.16 o.: privat Bruno Buchberger, JKU Glatz und Kautzky:
S.19 o.: privat Roland Girtler
S.20 o.: privat Roland Girtler
Flaig:
S.21 o.: privat Bärbel Flaig
Stamatis:
S.29 o.: privat Dimitrios Stamatis
S.29 u.: privat Dimitrios Stamatis
S.30 l.: privat Dimitrios Stamatis
S.30 m.l.: privat Dimitrios Stamatis
S.30 m.r.: privat Dimitrios Stamatis
S.30 r.: privat Dimitrios Stamatis
Holzberg:
S.32 o.,u.: Digitalisat
S.33 o.: privat Niklas Holzberg
S.33 u.: Bayerische Staatsbibliothek, Digitalisat
S.34 o.: Bayerische Staatsbibliothek, Digitalisat

Graecia capta

Latin Studies in Modern Greece:

An International Passport to the Western World

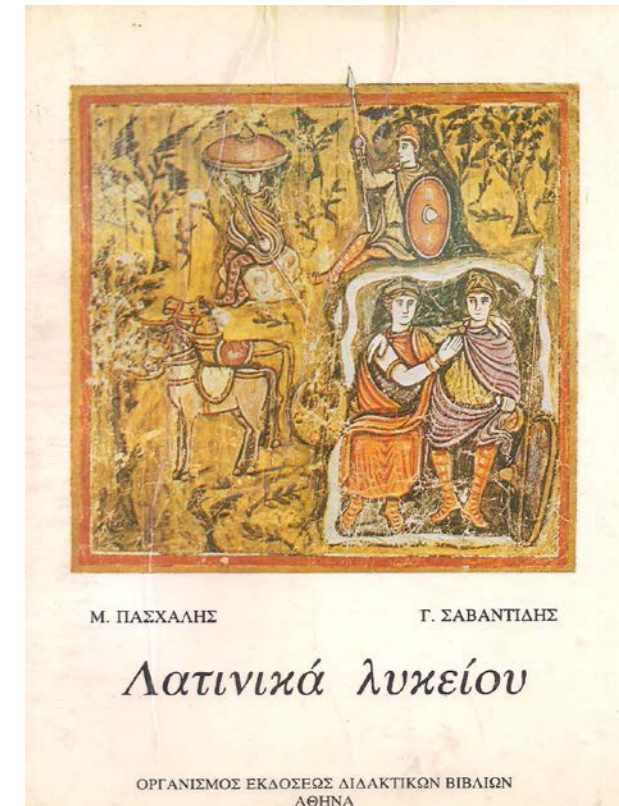
Dimitrios Stamatis

Nowadays, classical education is no longer considered to be the main pillar of the Western civilization. The case of Latin, though, which along with the ancient Greek language and literature constitute the main corpus of its curriculum, seems to be of particular interest. Having transformed its original linguistic dimensions into a broader cultural academic field that connects or enables the most 'eminent' cultures globally to be united under the scope of research, it aims mostly at providing future generations not only with the precious and tested values of humanity, but also with a fresh method of treating modern problems. Latin proved its value as an irreplaceable research and communication tool for classical scholarship during the Enlightenment and beyond, yet nowadays, beyond the obvious fact that knowing it improves the understanding of European Latin languages, its contribution applicable to the linguistic 'arsenal' of sciences, medicine, biology, and, more traditionally, law is admittedly considered to be broad and is highly appreciated by various segments of the academic community worldwide. In other words, it comprises the background of a futuristic philosophy. That underlines the significance

of classical studies to the contemporary world. Never before in modern times has it been of similar importance to promote classical education.

As far as Greece as the cradle of unique achievements for the modern world, ranging from the birth of democracy and the relevant political institutions to the flourishing of fine arts and theatre, is concerned, where the classical civilization thrived, Latin was constantly and continuously highly appreciated even in difficult circumstances, since it was considered to be the second, but equally important pillar of the Greek educational system that focused on its primary goal of connecting the new generations with their glorious past. The teaching of Latin in Greek schools along with that of ancient Greek was introduced in 1829 as a result of a study on Greek education prepared by a committee of eminent Greeks under the chairmanship of Anthimos Gazis. It is worth noting that this committee began to meet in 1824, the third year of the Greek Revolution, with the idea of the new state to orientate the interests of society towards the ideas of the Enlightenment at the urging of Adamantios Korais, so that Hellenism aligned its education with that of the rest Europe. Since 1836, when Latin was first included in the school curriculum, however, its place in education has fluctuated considerably as teaching Latin was frequently mainly associated with the prevailing nationalist ideals claiming that there are intimate relations of the Greek world with the Roman one, as well as an interactive/rival relationship of Latin with ancient Greek.

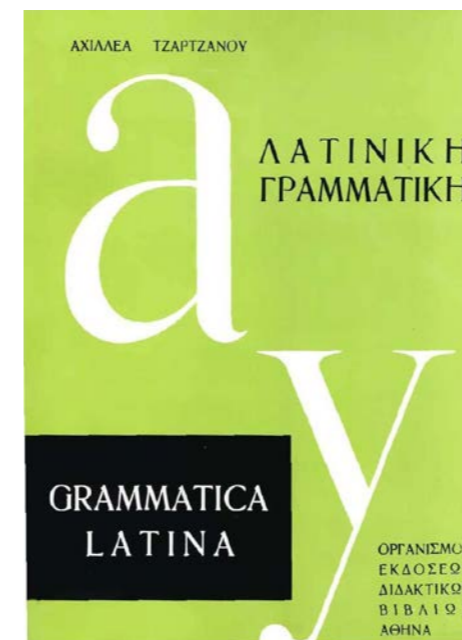
Not surprisingly, Latin has gradually started to be considered synonymous with conservative policies and was associated with chauvinistic aspirations. This fact turned Latin learning into an element of political confrontation and, moreover, into an apple of discord between conservative and liberal political factions in Greece. The persecution of Latin seemed like a kind of crusade for progressive governments, with Io. Tsirimokos, Minister of Education of El. Venizelos, being the first to announce its abolition, following a proposal by Dimitris Glinos (1913), a renowned phi-



The most popular modern Latin learning textbook used in Greek highschools since the '80s

losopher, educator and politician. Furthermore, in 1944 in the midst of the Greek civil war, the Popular Education plan of the NLF (EAM) provided for the complete abolition of Latin and ancient Greek in schools, as well as a spelling simplification of vowels.

In any case, the tight bond of Greek education and classical studies, which were traditionally respected as the most preferred academic field by the aptest pupils, belongs to the past. The cultivation of critical thinking which the study of ancient Greek and Latin promotes succumbs to a more general fear of discrediting classical education as a whole in favor of more technocratic options. In a series of educational reforms in recent years classical studies have been gradually dismantled in favor of technocratic training, which is easily measurable and valued in terms of money. Learning Latin has nowadays been limited



Latin Grammar by Achilles Tzartanos. Irreplaceable handbook for Greek highschool pupils since 1948

into an inactive examination subject of the national exams.

Those constant changes affected secondary education, ancient Greek courses have been replaced by modern translations and the teaching hours have been gradually decreased. Even worse, the reforms implemented in 2018 led to the complete abolition of Latin courses in Greek highschools, a fact that caused diffuse annoyance within the Greek educational community and was immediately restored the following year after elections that led to a new conservative government. The restoration of Latin in the highschool curriculum, however, did neither provide any qualitative upgrade of its content nor advance any further reference to literature, particular authors or works. In any case, the concern about the necessity or not of teaching Latin in secondary education is not only a Greek matter.

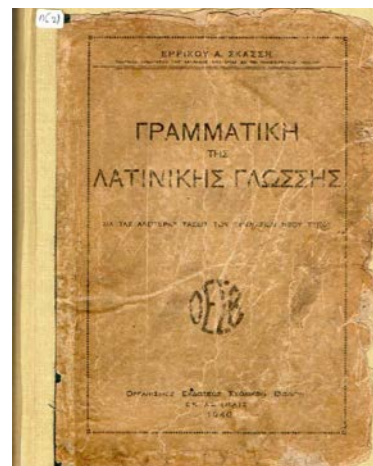
It is also a critical issue in countries whose language and culture are directly related to Latin tradition. Similarly, objections to teaching Latin have been made from time to time in England, where Latin has been virtually eradicated from public education, Italy, where it has been drastically reduced, Germany (where, however, there is a tendency to restore it in several schools from which it had been abolished), Spain, the USA and elsewhere.

Can such policies, however, ignore the choice of multinational companies such as Apple and IBM to train their IT executives by teaching them ancient Greek? It was only recently that Facebook added the ancient Greek and Latin language options to the ones that can be used by the users of this specific social medium. Now,

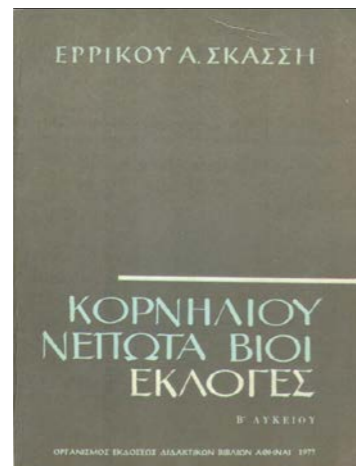
young people all around the world can use Greek and Latin if they have already been familiar with the languages. All the above show a new trend and a need that has to be satisfied. It is definitely not too late for brave decisions that will affect the national strategy for education over time. Classical education has the potential to support the needs of the future generations, of the Greek youth that needs the general awareness of the global wisdom that was the heritage of classical Greece and its long-term Roman heritage. It is up to the Greek state to return the status they had in the place where classical civilization was born to classical studies and especially Latin literature. This would certainly set the foundations for a new and promising erat. ■

Information

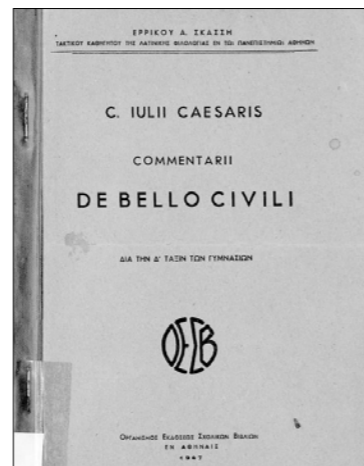
- The last reform 2019 restored the position of Latin as a compulsory exam course for the national exams. Therefore, in Greece Latin is taught in the last two grades of senior high school. The number of the humanistic studies candidates in 2020 was 21.994 and 24.818 two years before. This means that each year Latin is taught to a total of about 40.000 to 50.000 pupils.
- Latin is offered by every senior general high school in Greece (1255 national and 93 private senior high schools).
- A Latin course lasts for two academic years (last grades of lycaeam) since it is considered a preparatory lesson for the national exams.
- In Greece there are no longer classical high schools (gymnasia) since the 1980s, so Latin is tested only in the final exams of the last two grades of lycaeam as part of the national exams.
- There are no experts in Latin. Greek teachers are mostly classicists teaching ancient Greek, Latin and other literary courses. Of those less than 1000 teach Latin.
- The restoration of the Latin course in the general curriculum was a necessity and a public request. It was, however, done hastily and without perspective. It remains just a preliminary way to learn the language and does not promote the culture, the literary genres, any work or any author. It needs a revision urgently.



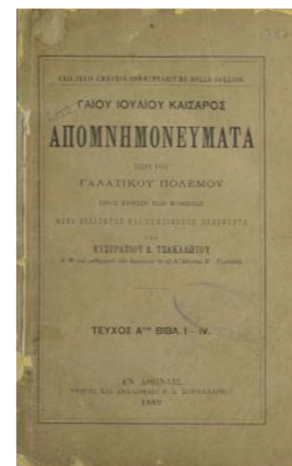
A handbook of Latin Grammar by Erricos Skassis for the senior classes of Greek Gymnasia (1940)



A selection of important passages from Corn. Nepos' Lives intended for the Greek senior High school (Lycaeam) – 1977



A handbook of Caesar's Commentarii de bello Civili, edited by Err. Skassis for the use of Greek pupils in the fourth class of Gymnasium (1947)



A handbook of Caesar's Commentarii de bello Gallico, edited by Eustr. Tsakalotos for the use of Greek pupils in general (1889)

Lucretia historisch, dramatisch, elegisch

Von Livius zu Hans Sachs und Ovid

Niklas Holzberg

Als ich im Januar 2005 am Vorabend einer von Peter Glatz in Wels organisierten Fortbildungstagung während der Taxifahrt durch die Stadt an einer Hans-Sachs-Straße vorbeikam, war mir klar, warum es eine solche dort gibt: Der Nürnberger Schuster und Dichter Hans Sachs (1494–1576) hatte 1513 auf seiner Gesellenwanderschaft in Wels, wo eine Meistersingergesellschaft existierte, nachweislich Station gemacht. 23 Jahre später erzählt er mit der Stimme seines poetischen Ich in einem Spruchgedicht vom 25. August 1536, er sei in Wels im kaiserlichen Tiergarten an einer Quelle eingeschlafen und habe im Traum die neun Musen erblickt, die ihn zum Dichter berufen hätten. Hier haben wir den ältesten Text, der von der Musenweihe eines deutschsprachigen Dichters berichtet, und wahrer Kern dürfte sein, dass Sachs in Wels seine ersten Verse schrieb. Dabei handelte es sich noch nicht um seinen ersten Beitrag zum Meistersang, der sein wichtigstes Genre werden sollte – durch Richard Wagners Oper wurde er als Meistersinger von Nürnberg in der ganzen Welt bekannt –, sondern um ein Liebeslied. Gesungen hat er von 1519 an auch seine Meisterliedversionen von Erzählgut der Weltliteratur, zu denen zahlreiche antike Geschichten gehören, z. B. die vom Selbstmord der Lucretia. Das Meisterlied über sie schuf Sachs am 16. Mai 1548, und er dürfte es bald danach bei einer der Singeschulen – so nannten die Meistersinger ihre Konzertveranstaltungen – im Rahmen des Zechsingens in einem Wirtshaus am Sonntag nach der Kirche persönlich zum Besten gegeben haben.

Die besondere kulturhistorische Bedeutung des Nürnbergers besteht darin, dass er die rund 6200 Dichtungen, die er produzierte, in den Dienst der literarischen Bildung seiner Standesgenossen stellte, der Angehörigen der Mittelschicht sowie der „gehobenen“ Unterschicht der Handwerksge-sellen, Arbeiter, Tagelöhner und niederen Angestellten in Sachs' Heimatstadt. Unter ihnen überwogen Analphabeten, denen man Literatur nur durch Medien mündlicher Kommunikation nahebringen konnte. Darum bemühte sich der Dichter, und er wählte zu diesem Zweck poetische Gattungen Meisterlieder, nicht-meisterliche

Lieder, Verserzählungen auf Flugblättern mit Illustrationen, die den Inhalt des Geschriebenen bequem erschlossen, und für Handwerkerbühnen bestimmte Theaterstücke. Mit einem Großteil der Texte, die den vier Gattungen zuzuordnen sind, vermittelte Sachs u. a. Klassiker von Homers *Odysee* bis zu Boccaccios *Decameron*, die zuvor lediglich für die Gebildeten der Oberschicht verständlich waren, in leicht fasslichen Adaptionen an sein illiterates Nürnberger Publikum. Doch nicht allein zu diesem, sondern auch zu den Ohren der sozial Gleichrangigen in anderen Städten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation konnte er mit seinen Medien vordringen, z. B. zu den Ohren der Meistersinger von Wels, zu denen Abschriften seiner Meisterlieder gelangten. Ob die Welsler wie die Nürnberger Meistersinger von Sachs geschriebene Theaterstücke spielten, entzieht sich meiner Kenntnis. Auf keinen Fall war ihre Stadt wie bei Sachs' allererster Dichtung ebenso der Entstehungsort des ersten deutschsprachigen Dramas, dem ein weltlicher und speziell ein antiker Stoff zugrunde liegt: der von Sachs am 1. Januar 1527 verfassten *Tragedia von der Lucretia, auß der Beschreibung Livii, hat 1 actus und 10 person*. Für eine Aufführung des Stücks haben wir zwar kein Zeugnis, aber die Premiere müsste es in Nürnberg erlebt haben.

Wie Sachs im Titel verrät, bearbeitete er die Version der Lucretia-Geschichte bei Livius (1, 57, 4–59, 2). Sie darf als eine der prominentesten Einzelerzählungen im Werk des römischen Historikers gelten und ist als solche – Begriff und Definition stammen von dem Latinisten Kurt Witte (1885–1950) – sehr kunstvoll ausgestaltet. Wie die meisten dieser Narrationen weist sie eine Gliederung in drei Teile auf, die hier noch dazu etwa gleiche Länge haben, und wird durch den Einsatz von Erzählmitteln dargeboten, die primär aus fiktionalen narrativen Texten vertraut sind. Vermutlich nicht als Bericht über ein historisches, sondern ein in den Bereich der Legende gehörendes Ereignis zu betrachten, schildert die livianische Lucretia-Episode den Anlass zur Beseitigung der Königsherrschaft und zur Begründung der Republik im römischen Stadtstaat. Schon im ersten Teil (57,

4–11) legt die Verwendung eines Wandermotivs nahe, dass die Einzelerzählung in der Tradition von Heldenmythen steht: Es handelt sich um das Motiv der „Frauenwette“, das eigentlich „Männerwette“ heißen müsste, weil es ja die Vertreter des „starken“ Geschlechts sind, die in einer Trinkerrunde um die Erringung des Ehrentitels „ich hab die Beste“ rivalisieren. Bei Livius geht es um die Keuscheste, als die sich die Frau des Collatinus herausstellt, nachdem man unter römischen Heerführern im Lager von Ardea die lateinische Entsprechung zu „Topp“ ausgerufen und durch Über-raschungsbesuche bei den Wettobjekten die Probe aufs Exempel gemacht hat. Eine Motivparallele bietet außer z. B. *Decameron* 2, 9, Shakespeares *Cymbeline*, Henry Fieldings *Tom Jones* auch Goethes *Faust*, aus dem ich zitiere; es spricht Gretchens Bruder Valentin, noch von der Keuschheit seiner Schwester überzeugt: *Wenn ich so saß bei einem Gelag, / wo mancher sich berümen mag, / und die Gesellen mir den Flor / der Mägdlein laut gepriesen vor, / mit vollem Glas das Lob verschwemmt: / den Ellenbogen aufgestemmt; / saß ich in meiner sichern Ruh', / hört' all dem Schwadronieren zu / und streiche lächelnd meinen Bart, / und kriege das volle Glas zur Hand / und sage: Alles nach seiner Art! / Aber ist eine im ganzen Land, / die meiner trauten Gretel gleicht, / die meiner Schwester das Wasser reicht? / Topp! Topp! Kling! Klang! Das ging herum; / die einen schrieen: / „Er hat recht / sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!“ / Da saßen alle die Lober stumm.*

Für so manchen Vertreter des „starken“ Geschlechts ist gerade die *puclittia* einer Frau, die sich seinem sexuellen Begehren verweigert, ein besonderes Stimulans; Ochs von Lerchenau drückt das im *Rosenkavalier* angesichts der Ablehnung durch Sophie von Faninal geradezu klassisch aus: *Gibt gar nichts auf der Welt, was mich so enflammt / und also vehement verjüngt als wie ein rechter Trotz*. Eben diese Einstellung beobachtet Livius bei dem Prinzen Sextus Tarquinius, dem Verlierer der Wette, denn er sagt zu dessen Entschluss, Lucretia zu vergewaltigen: *cum forma tum spectata castitas incitat*. Latein ist allein schon darin unübertrefflich, dass es sogar



Sextus Tarquinius bestürmt Lucretia, Kupferstich von Georg Pencz (1500–1550)

in einen so knappen Satz ein Stilmittel einzubringen vermag, und zwar dasjenige, das man nach wie vor unbekümmert das „Gesetz der wachsenden Glieder“ nennt; Lucretia im Unterricht behandelnden Lehrern sei empfohlen, das speziell hier naheliegende Double entendre „offiziell“ lieber zu ignorieren, zumal die Schüler wohl von selbst darauf kommen. Was da bei Sextus wächst, wird in der Geschichte durch das Schwert symbolisiert, mit dem er sich in Teil 2 der Einzelerzählung (58, 1–5) der schlafenden Gattin des Collatinus nähert, und der Dürer-Schüler und Sachs-Zeitgenosse Georg Pencz (1500–1550) hat die erotische Konnotation auf seinem Kupferstich deutlich zum Ausdruck gebracht: Der Prinz mit der unverkennbar phallisch geformten Waffe in der Hand ist bereits nackt, als er auf die seltsamerweise gleichfalls nackte Lucretia einstürmt. Ein solches Bild stand dem sittenstreng erzählenden Livius schwerlich vor Augen, aber er geht immerhin so weit, die nicht zuletzt durch den „rechten Trotz“ geweckte Geilheit des jungen Mannes sich wenigstens in den Worten, die er zu der Erwachenden spricht, artikulieren zu lassen, zumindest implizit: *Sex. Tarquinius sum; ferrum in manu est, moriere, si emiseris vocem*. Der Mann ist sexuell offenbar so heftig erregt, dass er die drei asyndetisch aneinandergereihten kurzen Sätze – wieder greift übrigens das Gesetz der wachsenden Glieder – förmlich herausstößt, und man kann sich dazu denken, wie heftig er atmet.

Zum *mori* zeigt sich Lucretia ja erst einmal bereit, aber dann nicht mehr, als Sextus ihr

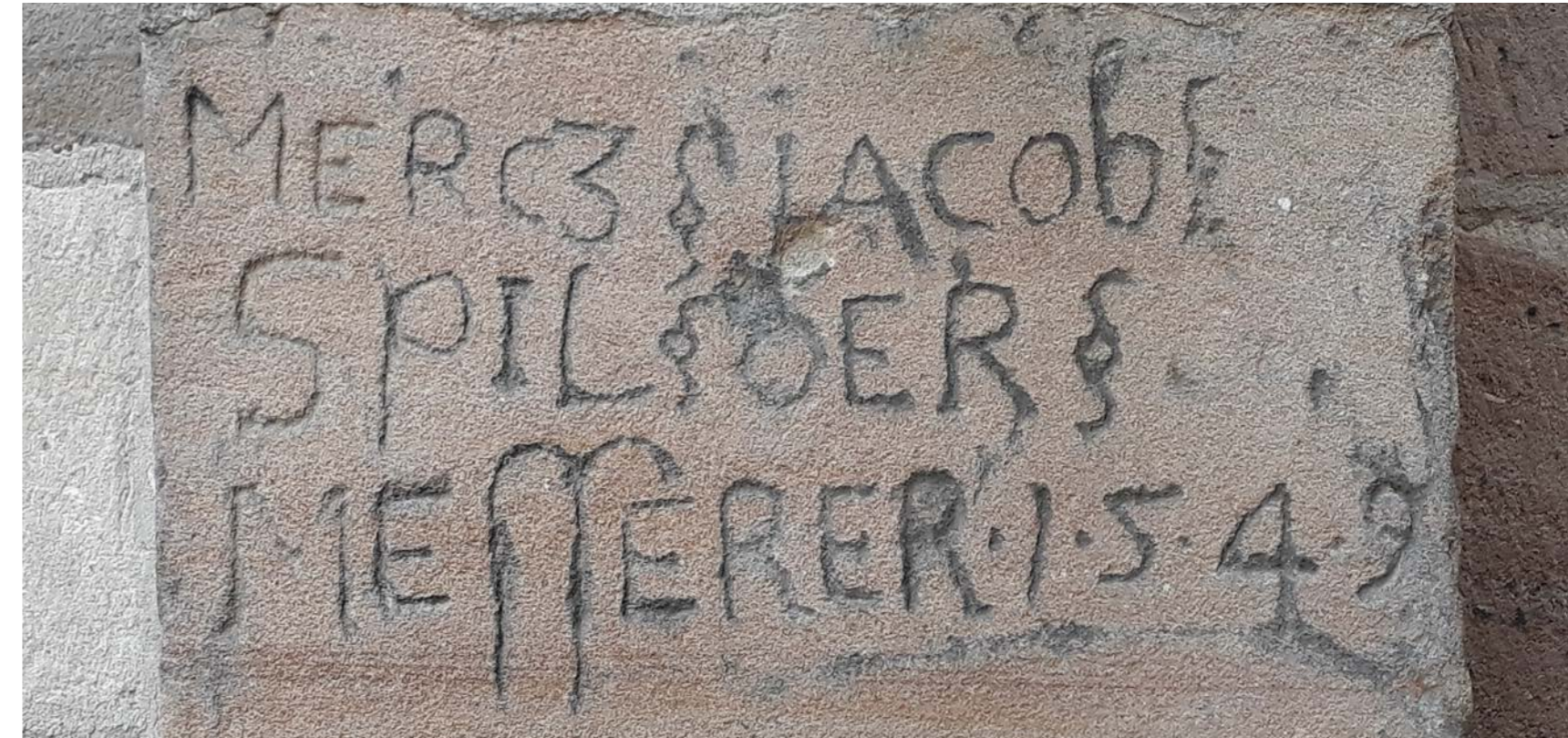
droht, zusammen mit ihr einen Sklaven zu töten und diesen nackt neben sie zu legen. Da erscheint ihr die temporäre Preisgabe ihrer *castitas* als die geringere Schande gegenüber derjenigen, in die sie geriete, wenn die Nachwelt die „Bescherung“ zu sehen bekäme, mit deren potentieller Inszenierung der Prinz die Frau erpresst. Doch die erzwungene Willfährigkeit gegenüber dem Mann mit den *arma* (auch in der Bedeutung, die zwar nicht der brave Stowasser verzeichnet, nicht einmal in Fritz Loßeks verdienstlicher Neubearbeitung, aber das ebenso brave Oxford Latin Dictionary we-



Tod der Lucretia, Kupferstich von Georg Pencz (1500–1550)

nigstens indirekt unter 8c) ist für Lucretia schlimm genug, dass sie den Freitod wählt. Das rechtfertigt sie in Teil 3 der Geschichte (58, 6–59, 2), bevor sie sich ersticht, in einer längeren Rede, in deren erstem Abschnitt sie eine Bemerkung zur Schuldfrage macht. Sie antwortet hier zunächst auf die Frage, die ihr Mann ihr stellt, als er, zusammen mit ihrem Vater Sp. Lucretius, P. Valerius und L. Iunius Brutus am Morgen nach der Vergewaltigung, auf ihre Bitte zu ihr kommt: *satin salve?* „Ist alles gut?“ kann man das mit Hans Jürgen Hillen übersetzen, und das passt eigentlich nicht so recht angesichts der Tatsache, dass Lucretia *adventu suorum* in Tränen ausbricht, aber im Englischen fragt man ja auch dann, wenn man sieht, dass es jemandem sehr schlecht geht, „Are you okay?“. „Minime“, erwidert Lucretia mit zwei klangvollen ‚i‘ und ‚m‘, aus denen man ihre Empörung heraushören kann, und fährt dann fort: *quid enim salvi est mulieri amissa pudicitia? vestigia viri alieni, Collatine, in lecto sunt tuo; ceterum corpus est tantum violatum, animus insons; mors testis erit*. Für sie ist also ihr „Herz ... frei von Schuld“ (Hillen), und diese weisen die Herren dann dem Vergewaltiger zu, da „der Geist sündige, nicht der Leib“ (*mentem peccare, non corpus*).

Zur Schuldfrage vertrat Augustinus rund 400 Jahre später in *De civitate dei* 1,19 eine andere Meinung als der nicht-christliche Historiker Livius. Für den Kirchenvater besteht die Möglichkeit, dass Lucretia, während Sextus sie vergewaltigte, Lust empfand, und das wäre Sünde gewesen, und erst recht mit ihrem Selbstmord habe



Inschrift rechts neben dem Eingang der Nürnberger Marthakirche, 1549 (Foto: Niklas Holzberg)

die Frau dann gegen Gottes Gebot verstoßen. Danach wäre sie so oder so schuldig. Diese Auffassung beeinflusste natürlich die mittelalterliche und frühneuzeitliche Interpretation der livianischen Einzelerzählung. Gilt das auch für Sachs? Ehe ich seine Version des Abschnitts 1 von Lucretias Rede bei Livius betrachte, ist allgemein etwas zu seiner *Tragedia* zu sagen. Ich kann mich mit knappen Angaben begnügen, da ich das Stück ausgiebig in einem von Joachim Gruber 1995 edierten Auxilia-Band zu Livius und noch ausgiebiger in einem dort zitierten Aufsatz analysiert habe. Mit Sachs' *Lucretia* liegt uns noch kein mehraktiges Drama vor, wie der Dichter es erstmals 1530 und dann mehrfach schuf und für eine richtige Bühne bestimmte, sondern die äußere Form entspricht noch der eines Fastnachtspiels, eines komischen Sketches mit sozial niedrigen Städtern und Bauern als agierenden Personen. Ein derartiges Stück wurde in einem Wirtshaus oder privat dargeboten, war auf einen Schauspielplatz beschränkt, präsentierte ein leicht zu überschauendes Geschehen und bestand aus rund 300 Versen; in der *Tragedia* sind es 336. Sachs strich die Episode im Lager vor Ardea und damit die ganze „Frauenwette“ und erreichte so, dass alles *uno in loco* abläuft, in diesem Falle im Haus des Collatinus in Rom. In den fünfziger Jahren des Seicento, als Sachs zum Direktor einer von mehreren Nürnberger Theatertruppen

geworden war, inszenierte er regelmäßig Dramen mit fünf und mehr Akten, und jetzt verfügte er über mehrere Spielstätten, in denen eine große Bühne aufgebaut und mit Kulissen ausgestattet werden konnte. Da Nürnberg sich 1525 zur Reformation bekannt hatte und von nun an in einigen der vielen Kirchen keine Gottesdienste mehr stattfanden, konnte man die nicht mehr geweihten Gebäude zu Theatern umfunktionieren. Eines von ihnen, das als solches urkundlich häufig erwähnt wird – geworden war, inszenierte er regelmäßig Dramen mit fünf und mehr Akten, und jetzt verfügte er über mehrere Spielstätten, in denen eine große Bühne aufgebaut und mit Kulissen ausgestattet werden konnte. Da Nürnberg sich 1525 zur Reformation bekannt hatte und von nun an in einigen der vielen Kirchen keine Gottesdienste mehr stattfanden, konnte man die nicht mehr geweihten Gebäude zu Theatern umfunktionieren. Eines von ihnen, das als solches urkundlich häufig erwähnt wird –

schmiede) hier ein *spil* mit dem Titel *Jacob* veranstaltet. Wer das vor Ort liest, steht vor dem ältesten erhaltenen Theater des deutschen Sprachraums. Sachs verfasste außer der *Lucretia* 18 Dramen, deren Stoff er antiken Klassikern entnahm; bei ihnen handelt es sich um Homers *Odysee*, Herodots *Historien*, den *Plutos* des Aristophanes, die *Menaechmi* des Plautus, den *Eunuchus* des Terenz, vier weitere Einzelerzählungen in *Ab urbe condita*, Ovids *Metamorphosen*, Plutarchs



Titelblatt aus dem Folioband *Romische Historie vß Tito Livio gezogen* von Bernhard Schöffelin, Mainz, 1505

Alexander, Antonius, Artaxerxes, Romulus und Theseus sowie Lukians Dialog Charon. Diese Texte las der Dichter nicht im Original, sondern in Übersetzungen, die zu seiner Zeit herauskamen und von denen er mehrere für seine eigene, relativ umfangreiche Bibliothek erwarb. Die meisten von den Verdeutschungen geben die griechische oder lateinische Vorlage mehr oder weniger wörtlich wieder, manche aber bearbeiten sie, und das trifft auch auf den Livius zu, der Sachs als Prätext für seine *Lucretia* diente. Der durch Holzschnitte illustrierte Folioband trägt den Titel *Romische Historie vß Tito livio gezogen*, erschien 1505 in Mainz und stammt von Bernhard Schöfflerlin. Der 1436/37 in der Reichstadt Esslingen am Neckar geborene Doktor beider Rechte wurde durch Graf Eberhard im Barte von Württemberg, den späteren ersten Herzog des Landes (1445–1596), der ihn 1488 zum Rat auf Lebenszeit ernannte, zur Adaption des livianischen Geschichtswerkes ange-regt. Es entstand eine durch eingestreute Geschehenskommentare erweiterte Nach-erzählung, welche die von dem römischen Historiker gelieferten Fakten im Großen und Ganzen getreulich rekapituliert, aber aus dem christlichen Geist des Seicento an nicht wenigen Stellen uminterpretiert.

Schöfflerlins Version der Lucretiaerzählung ist unverkennbar durch die Erklärung des Augustinus zur Schuldfrage eingefärbt, was in der Passage besonders deutlich wird, wo der Livius-Bearbeiter schildert, wie die Römerin auf die Erpressung durch Sextus Tarquinius reagiert, und ihre Ent-scheidung kommentiert:

Da das Lucrecia hort/ das sie den tod vnd schand beide lyden müßt/wie ir zu hertzen wer/ ist mer zu gedencken daß zu schrei-ben/ und kam in ein zweifelheffig gemüt was ir ze tün wer/ dan den tod vorcht sie nit souil als vner/ Es zwang sie aber das schantlich wort/ vnd das man zu ewigen zyten ir nachreden vñ sagen solt/ sie het mit eynem hußknecht ir egebrochen/ vñ wer also umb verschulde sachen zu dem tod kömen/ wan sie noch als ein he din/ nit wißt den lon/ der den ihenen/ die vnuerschulten tod lyden in hymel bereit ist/Darumb ward sie vß weiblicher blödkheit überwundē/ das sie Sexto ver-gondet synen willen zuuolbringen. (XIX)

Im Frühneuhochdeutschen, das uns in einer leicht alemannisch getönten Varian-te vorliegt, bedeutet blödkheit noch nicht dasselbe wie heute, sondern „Schwäche“. Diese den Frauen von Schöfflerlin und sei-nen Zeitgenossen unterstellte Charakterei-genschaft ist es letztlich, welche Lucretias



Holzschnitt aus dem Folioband *Romische Historie vß Tito livio gezogen* von Bernhard Schöfflerlin, Mainz, 1505

Da das Lucrecia hort/ das sie den tod vnd schand beide lyden müßt wie ir zu hertzen wer/ ist mer zu gedencken daß zu schrei-ben/ und kam in ein zweifelheffig gemüt was ir ze tün wer/ dan den tod vorcht sie nit souil als vner/ Es zwang sie aber das schantlich wort/ vnd das man zu ewigen zyten ir nachreden vñ sagen solt/ sie het mit eynem hußknecht ir egebrochen/ vñ wer also umb verschulde sachen zu dem tod kömen/ wan sie noch als ein he din/ nit wißt den lon/ der den ihenen/ die vnuerschulten tod lyden in hymel bereit ist/Darumb ward sie vß weiblicher blödkheit überwundē/ das sie Sexto ver-gondet synen willen zuuolbringen

Textausschnitt (XIX) aus dem Folioband *Romische Historie vß Tito livio gezogen* von Bernhard Schöfflerlin, Mainz, 1505

Handeln laut dem Herrn Hofrat lenkt, zumal sie, wie er betont, als Nicht-Christin nicht wissen kann, dass unschuldig Ge-tötete im Himmelreich belohnt werden. „Schwäche“, das soll, wie ich meine, auch die Empfänglichkeit für sexuellen Lust-gewinn implizieren, und so haben wir schon hier die Verurteilung Lucretias als einer Frau, die aufgrund der durch ihre Schwäche bedingten *libido* zum Koitus mit einem Mann bereit gewesen sei. Klar zum

Ausdruck bringt Schöfflerlin diese Meinung über das Verhalten der Römerin in seiner Wiedergabe von Teil 1 ihrer Rede, den ich zum Vergleich noch einmal zitiere:

quid enim salvi est mulieri amissa pu-dicitia? vestigia viri alieni, Collatine, in lecto sunt tuo; ceterum corpus est tantum violatum, animus insons; mors testis erit. wie magstu Collatine lieber hußwirt nym-mer mer eynichen willen oder lieb zu mir

wie magstu Collatine lieber huß-wirt nymmer mer eynichen willen oder lieb zu mir habē/ wan du gedenckst/ das du schlaffbeth mit eins frömbden mannes fußtritt bemackelt vnd also enteret ist/ vñnd du myn vatter/ wie magstu mich ymer mer frölich ansehen/ So du der lesterlichen tatt/ die ich din kind begangen hab gedenckst

Textausschnitt (XX) aus dem Folioband *Romische Historie vß Tito livio ge-zogen* von Bernhard Schöfflerlin, Mainz, 1505

habē/ wan du gedenckst/ das du schlaff-beth mit eins frömbden mannes fußtritt be-mackelt vnd also enteret ist/ vñnd du myn vatter/ wie magstu mich ymer mer frölich ansehen/ So du der lesterlichen tatt/ die ich din kind begangen hab gedenckst/ (XX)

Die zunächst direkt an Collatinus ge-richtete Antwort auf dessen Frage er-weitert Schöfflerlin durch das, was sich für Lucretia aus dem Eingriff in dessen Besitzrecht ergibt: Ihr Mann wird die ihm vorübergehend Genommene und dadurch Entehrte nicht mehr lieben können. Der Livius-Bearbeiter sieht wie dieser vor allem den Ehegatten als die durch die Tat des Prinzen geschädigte Person. Das steht im Einklang mit der in Antike, Mittelalter und früher Neuzeit gängigen Auffassung: „Der arme, arme Mann!“ Und noch ein armer Mann galt, wenn er noch lebte, als geschädigt: der Vater der Vergewaltigten. An ihn wendet sich Lucretia nur bei Schöp-ferlin, und in diesem Kontext lässt sie er-kennen, dass sie sich als schuldig erachtet: Sie bezeichnet die Tatsache, dass sie der Erpressung durch den Prinzen nachgege-ben hat, als *lesterliche tatt*. Das aber deckt sich nicht mit *corpus est tantum violatum, animus insons* im Livius-Text, wozu sich denn auch bei Schöfflerlin keine Entspre-chung findet.

Sehen wir nun, was bei Sachs aus den ge-rade zitierten Sätzen seiner Vorlage wurde:

Colatine, lieber gemahel, wie möchtest du willen zu mir han, wann du denkst, das ein frembder man dein schlaffbett vermackelt schmechlich? und, mein vatter, wie möchtest du mich doch immermehr frölig ansehen, wann du denckest, an mir geschehen ein solche lesterliche that?

Sachs hält sich sehr eng an seinen Prätext. Man kann ihm förmlich bei der geradezu mechanischen Umsetzung der Schöfflerlin-schen Prosa in seine vierhebigen Reim-paare zuschauen und dabei konstatieren, dass er zwar den für ihn vielleicht allzu alemannischen *hußwirt* in einen *gemahel* umgewandelt hat, aber das *schlaffbeth* wörtlich übernahm. Unbewusst dürfte er korrigiert haben, was bei Schöfflerlin Re-sultat der verfehlten Wiedergabe von *vesti-gia* ist: Damit gleicht der *Doctor utriusque iuris* einem Gymnasiasten, der bei der Benutzung eines Wörterbuches „daneben greift“: Schöfflerlin wählte statt Stowasser b) „Abdruck, Merkmal“ (wo auch unsere Stelle angeführt wird: „*vestigia viri alieni in lecto* Li Spuren eines fremden Mannes im Bett“) Stowasser a) „Fußspur, Fußstap-

fen“. Ich erinnere mich sogar an einen Studenten in meinen einstigen Latinums-kursen, der *vestigia sepulcrorum* mit „Fußstapfen der Gräber“ wiedergab. Wenn Sachs hier nicht absichtlich verbesserte, so doch vermutlich im letzten der acht Verse: Dort erscheint anstatt von Schöfflerlins *lesterlicher tatt*, die Lucretia ihrer Aussage zufolge *begangen* hat, eine *lesterliche that*, die der Frau *geschehen* ist. Der Nürnber-ger betrachtet die Römerin zumindest in diesem Vers nicht als mitschuldig am Handeln des Prinzen, sondern als dessen Opfer. Insgesamt wertet Sachs, wie ich in dem Auxilia-Aufsatz darzulegen versu-che, seine Lucretia gegenüber derjenigen Schöfflerlins auf. Er ist zwar nicht frei von christlichen Vorurteilen gegenüber der Heidin und lehnt Selbstmord ab, aber man kann immerhin festhalten, dass er, der das erste weltliche Drama nach einem litera-rischen Vorbild in deutscher Sprache und so etwas Neues schuf, auch darin „inno-vativ“ ist, dass er mehr Verständnis für die Protagonistin aufbringt als der strenge Herr Kirchenvater und der ideologisch offenkundig direkt an diesen anknüpfende Livius-Bearbeiter.

Gemeinsam hat Sachs mit Schöfflerlin, Augustinus und Livius, dass, wie bereits angesprochen, es ausschließlich die andro-zentrische Weltsicht des Altertums und der Renaissance ist, welche die Geschichte von einer vergewaltigten und sich danach umbringenden Frau prägt. Das kommt schon bei dem römischen Historiker in Teil 2 der Rede Lucretias zum Ausdruck. Dort gibt die Vergewaltigte durch ihren Selbstmord allen künftigen Frauen eine Richtschnur für deren Verhalten nach ei-ner Vergewaltigung, indem sie sagt, keine *impudica* könne *Lucretiae exemplo* wei-terleben. Für antike Römer wie Collatinus, die in ihrem Verfügungsrecht geschmälert wurden, weil ihnen die vergewaltigte Frau untergeordnet war, bedeutete sie nach dem *stuprum* – ein Wort für „Vergewal-tigung“ hat das Lateinische nicht, zumal Zwang zu „erlaubtem“ Sex kein Problem darstellte – ein großes Ärgernis vor allem vor der Öffentlichkeit. Deshalb war es das Beste, wenn sie irgendwie verschwand, im Mittelalter dann z. B. in einem Kloster. Umso bemerkenswerter ist, dass Ovid in seiner Version des Lucretia-Mythos innerhalb der *Fasti* (2, 721–846) wenig-stens Ansätze zu einer Betrachtung des „Falles“ zeigt, welche den point of view der Frau in verblüffend hohem Maße berück-sichtigt. Das erklärt sich freilich vor allem daraus, dass der Dichter die livianische Prosaerzählung, die sich als historischer Bericht präsentiert, in seinen elegischen Diskurs integrierte. Als elegisches Ich, in

dessen Rolle Ovid nach wie vor spricht, auch wenn er jetzt die Maske des gelehrten Kalendererklärers trägt, nimmt der Spre-cher der *Fasti* konstant die Grundposition des *servus amoris* ein. Zu einem solchen erklärt er sich explizit Venus gegenüber in 4, 7f., redet also wie der „ich“ Sagende in der *Amores*-Poesie, welcher der *puella* als einer *domina* gewissermaßen den männ-lichen und sich selbst als ihr Liebessklave den weiblichen Part zugewiesen hatte, auch jetzt noch als *vir mollis*. Aus dieser Haltung heraus sieht er Eros als etwas genuin Positives an, ob die Basis dafür legal im Sinne der augusteischen Ehegesetze ist oder nicht. Deshalb kann er sich in die Seele sogar des künftigen Vergewaltigers hineindenken und aus dessen Perspektive in der Erinnerung an die erste Begegnung mit Lucretia sagen (771–774):

sic sedit, sic culta fuit, sic stamina nevit, iniectae collo sic tacuere comae, hos habuit voltus, haec illi verba fuerunt, hic color, hic facies, hic decor oris erat.

So kann nur das elegische Alter ego Ovids jemanden sprechen lassen, der gewillt ist, gegen die *lex Iulia de adulteriis coercendis* zu verstoßen, nur eine elegische *persona* kann einen Sexualverbrecher zum elege-risch verliebten *amator* umfunktionieren, wie man ihn von Tibull, Propertius und den *Amores* her kennt. Und in dieser Tradition steht es ebenso, wenn der *Fasti*-Sprecher versucht, die Gedanken einer Frau zu arti-kulieren, wie es in der Lucretia-Geschichte Ovids in V. 801–804 geschieht. Bei dem elegischen Dichter hatten schon in den *Epistulae Heroidum* Frauen ihr Innerstes in Worte gefasst, und speziell die Situation eines Vergewaltigungsofers hatte Ovid als Erzählerfigur in den *Metamorphosen*, die ja auch stark vom elegischen Genre geprägt sind, am Beispiel der Kallisto mit einem erstaunlich hohen Grad an Em-pathie nachvollzogen. Während Jupiter besonders fies und brutal zugleich vorgeht, weil er sich sozusagen in die „Äbtissin“ der dezidiert jungfräulichen Jägerin verwan-delt, ruft der berichtende Zeuge ihrer ver-zweifelten Gegenwehr: *aspiceres utinam, Saturnia: mittior esses!* (2, 435). Und dann beobachtet er mit psychologischem Scharf-blick den Vorgang der Selbstentfremdung, der als symptomatisch für die seelische Verfälschung eines Vergewaltigungsofers gilt (438–440):

— *huic odio nemus est et conscia silva, unde pedem referens paene est oblita pharetram tollere cum telis et, quem suspenderat, arcum.*

Die leidenschaftliche *venatrix* hasst als gänzlich veränderter Mensch ihren bisherigen Tätigkeitsbereich, der ihr alles bedeutete, und lässt beinahe ihr Arbeitsgerät an dem Ort liegen, an dem bewirkt wurde, dass ihr Leben nie wieder so sein würde wie vorher. Ovids Verse, die das schildern, bilden die mit der Selbstentfremdung verbundene allmähliche Erstarrung, die ja auch das Denken beeinträchtigt, durch stete Zunahme der Spondeen ab: In V. 438 folgt auf drei Daktylen einer im vierten Versfuß, in V. 439 sind es schon zwei im dritten und vierten, und in V. 440 drei im zweiten bis vierten.

Mag hinter alldem das elegische System stecken, so fühlen wir uns doch im Zeitalter von Gleichberechtigung, Frauenemanzipation und „Me too“ so direkt angesprochen wie durch wenige lateinische Texte, in denen der *narrateur* empathisch redet. Und das trifft nun ebenfalls auf V. 801–804 der Lucretia-Geschichte zu: Darin versetzt er sich in die Gedanken der Frau, die im Bett ein bewaffneter Mann sexuell bedrängt und berührt, ja, auch als „Busengrapscher“ (neu in jüngeren Duden-Auflagen!):

*quid faciat? pugnet? vincetur femina pugnans.
clamet? at in dextra, qui vetet, ensis erat.
effugiat? positis urgentur pectora palmis,
tum primum externa pectora tacta manu.*

Gewiss, als „Entdecker“ empathischen Sprechens in lateinischer Poesie hat man Vergil anzusehen; unserer Passage ähnlich und vermutlich intertextuell evoziert ist *Aeneis* 4, 283–286 über die Gedanken des Helden, dem gerade Merkur verkündet hat, er müsse Dido verlassen:

*heu quid agat? quo nunc reginam ambire furem
audeat adfatu? quae prima exordia sumat?
atque animum nunc huc celerem nunc dividit illuc
in partisque rapit varias perque omnia versat.*

Gemeinsam haben beide Vierzeiler, dass der Erzähler, indem er seine Figur nicht in *oratio recta* monologisieren lässt („*quid faciam ...?*“), sondern die Fragen, die er in ihrem Namen stellt, zugleich den Leser in den Mund legt und ihn so zur Identifikation mit der Figur förmlich zwingt. Aber neu ist, dass wir dazu gebracht werden, mit einer Frau, der die Vergewaltigung droht, mitzudenken. Den durch das Busengrap-

schen ausgeübten Druck, der durch die p-Alliteration und die Geminatio von *pectora* eindringlich vergegenwärtigt wird, kann auch ein männlicher Leser mitempfinden.

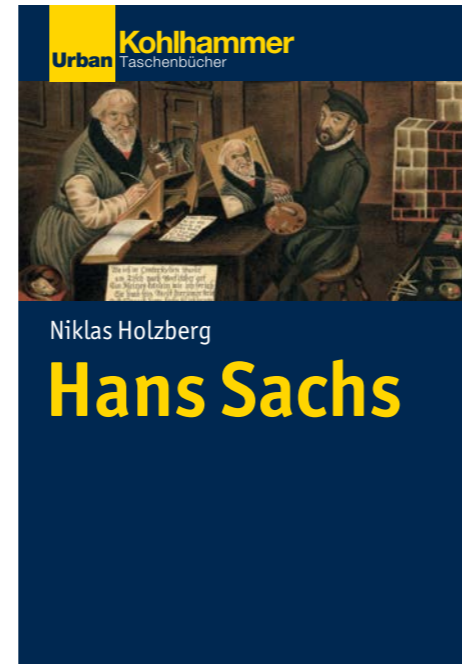
Fast noch mehr als *Fasti* 2, 801–804 sprechen heutige Rezipienten die Verse an, durch welche Ovid die von patriarchalischer Ideologie beeinflusste Rede der Lucretia bei Livius ersetzt; hier gleicht die Römerin in gewisser Weise einer Frau, die bei einem Verhör aussagt (823–828):

*ter conata loqui ter destitit, ausaque quarto
non oculos ideo sustulit illa suos.
hoc quoque Tarquinio debebimus? eloquar? inquit,
eloquar infelix dedecus ipsa meum?
quaeque potest, narrat; restabant ultima:
flevit,
et matronales erubere genae.*

„Verhör“ darf man das insofern nennen, als die Passage bei uns die Vorstellung von einer Gerichtsverhandlung erzeugen kann, in der ein Vergewaltigungsopfer gegen den Täter aussagen muss, wobei oft Richter, Staatsanwalt und Verteidiger Männer sind. Der Erstarrung Callistos, zu der wir uns Verstummten hinzudenken dürfen – die Metamorphose in eine Bärin wird ihr endgültig die Sprechfähigkeit nehmen –, entspricht bei Lucretia der dreimal vergebliche Versuch, eine „Aussage“ zu machen, ihr Schmerz darüber, dass sie sich die Gewalttat erneut vergegenwärtigen muss, sowie Weinen und Erröten nach den Worten, die sie darüber zu sagen vermag. Kein Zweifel: Heftig fließende Tränen sind geradezu ein Requisite der Elegie, deren Namen man ja in der Antike von ἔλεγεῖν ableitete. Aber herausragende poetische Kunst bemüht sich gerade darum, Gattungskonventionen mit dem Ziel der dichterischen Innovation abzuwandeln und Themen anzupassen, die das Genre nicht von Haus aus charakterisieren. Ovids *Fasti*, die nach wie vor im Schatten seiner *Metamorphosen* stehen und daher in Gymnasium und Universität meist nur bei speziell an ihnen interessierte Lehrenden Unterrichtsgegenstand sind, verdienen allein schon wegen der darin enthaltenen Version der Lucretia-Geschichte künftig stärkere Beachtung. Wie das Hexameter-Opus wirkt auch dieses Werk aus gegenwärtiger Sicht in vielen Passagen höchst (post)modern, und das verdient unbedingt eine adäquate Würdigung. ■

Literaturtipp:

Niklas Holzberg, Hans Sachs, Kohlhammer (Urban Taschenbücher), Stuttgart 2020, ISBN 978-3-17-037749-3, 27€



Niklas Holzbergs Monographien über die Fixsterne der antiken Literatur haben bereits Klassikerstatus. Jetzt legt Holzberg (nicht nur Klassischer Philologe, sondern auch Germanist) eine Monographie über den genialen Literaturvermittler Hans Sachs vor, der es verstanden hat, seinem frühneuzeitlichen Nürnberger Publikum antike, deutsche und fremdsprachige Literatur in leicht verständlichen und unterhaltsamen Versionen zu vermitteln. Entlang einer chronologischen Darstellung der Vita dieses Autors dekonstruiert Holzberg dabei das traditionelle Sachs-Bild von dem biedereren Meistersinger und führt seine Leserschaft mit viel Humor und Lust am Erzählen in dessen vielfältiges literarisches Werk ein. Dabei präsentiert und interpretiert Niklas Holzberg einige literarische Petitesse, die hoch interessante Ergänzungen für die Lektüre von Homer, Ovid, Vergil und Co. im Unterricht bieten und den Schülerinnen und Schülern dabei Wege zur intertextuellen Lektüre ermöglichen können. (Andreas Knabl)

Bratspießchen für den Kaiser Obelisk im antiken und neuzeitlichen Rom

Michael Hotz



Johann H. W. Tischbein, Goethe in der Campagna, 1787, Öl auf Leinwand, 164×206cm, Städel Museum, Frankfurt

„Welches Monument, Bau- oder Kunstwerk würden Sie als unverwechselbares Wahrzeichen für die Stadt Rom, das es nur so in Rom und nirgendwo anders gibt, spontan nennen?“ Stellte man eine solche Frage einer beliebigen Gruppe von Rombesuchern, würden sicherlich sofort Antworten genannt wie: „Das Kolosseum“, „der Vatikan“ oder vielleicht aus christlicher Sicht: „die Katakomben“. Die Allerwenigsten würden vermutlich mit „die Obelisk“ antworten. Dabei hätte aber eine solche überraschende Antwort sicherlich die

gleiche Berechtigung wie die genannten „Klassiker“ eines jeden Rombesuchs. Hatte sich doch bereits kein geringerer als Meister Goethe auf dem berühmten Gemälde seines Freundes Tischbein auf einem zerbrochenen Obelisk vor der Campagna sitzend abbilden lassen und somit den Obelisk quasi zum Markenzeichen der ewigen Stadt erhoben. Das kommt nicht von ungefähr, denn in keiner Stadt bzw. auf keinem Platz in der Welt gibt es eine derart hohe Anzahl dieser markanten antiken Denkmäler: Acht altägyptische und fünf antike römische Obelisk sind über das Stadtgebiet verteilt aufgestellt, weitere Exemplare, zumindest ein weiterer Obelisk werden noch im Boden der „Welthauptstadt der Obelisk“ vermutet.

Die meisten von ihnen sind mit teilweise sehr ausführlichen Inschriften versehen, die wichtige Informationen zu ihrer Herkunft, Aufstellung und den jeweiligen Auftraggebern liefern und damit wichtige Aufschlüsse zur Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt, aber auch ganz allgemeiner Art liefern. Damit bieten sich Obelisk als authentische und hochinformative Primärquellen in historischer wie kulturhistorischer Hinsicht an, aufgrund des überblickbaren textlichen Umfangs ihrer Inschriften sowie eines in den meisten Fällen gut bewältigbaren sprachlichen Anspruchsniveaus eignen sich diese Monumente daher ausgezeichnet für eine

intensive Behandlung im Lateinunterricht der Mittel- und /oder Oberstufe – zumal an die eigentlichen Inschriftentexte problemlos zahlreiche weiterführende bzw. erläuternde Texte antiker wie neuzeitlicher Autoren angedockt werden können, die nicht nur spannende und interessante Zusatzinformationen bieten, sondern auch in methodischer Hinsicht eine große Variabilität und passgenaue Ausrichtung auf die Interessen bzw. Fähigkeiten der Schüler/innen ermöglichen. Daher sei im Folgenden ein kleiner Ausschnitt aus den zahlreichen Annäherungsmöglichkeiten an das Thema vorgestellt.¹

„Der Obelisk“

Es liegt nahe, dass zu Beginn einer jeden Beschäftigung mit dem Thema „Obelisk“ zunächst die Klärung des Begriffes bzw. dessen Wortbedeutung behandelt wird. Anschließend kann neben der Vermittlung der wichtigsten historischen Hintergründe (z. B. durch eine Schülerpräsentation) der Fokus auf wichtige Fragen wie den Transport und die Aufstellung der riesigen Steinnadeln gelegt werden, woran sich die Beschäftigung mit einzelnen, berühmten Exemplaren wie dem Obelisk auf dem Petersplatz, dem Lateranobelisk, dem „Horologium Augusti“ oder dem

¹ Zu lateinischen Originaltexten und Arbeitsaufträgen siehe die Online-Fassung via QR-Code am Ende des Beitrags.



Die 13 Obelisk Roms, Karte: Roberto Taito (www.taitoroberto.com)

„Weihnachtobelisken“ vor der Basilika S. Maria Maggiore anschließen könnte. Einen möglichen Abschluss könnte z. B. ein genauerer Blick auf Papst Sixtus V. und seine außergewöhnliche Leidenschaft für Obelisken bilden.

Was aber ist nun genau ein Obelisk und woher kommt seine Bezeichnung? Hierfür findet sich nicht nur in der Antike eine ziemlich präzise Definition, auch in Wikipedia (selbstverständlich in der lateinischen Fassung) können Schüler/innen unter dem Lemma „Obeliscus“ eine recht genaue Beschreibung recherchieren und im Rahmen einer entsprechenden Aufgabenstellung beide Definitionen nebeneinanderstellen, vergleichen und durch zusätzliche, weiterführende Informationen (wie z. B. den Hinweis auf Asterix und Obelix, s. u.) erweitern.

Der obelos/obeliskos (☩) wurde in der Antike von Gelehrten auch noch zu einem ganz anderen Zweck gebraucht: Man setzte ihn am Seitenrand ein, um besonders wichtige Textstellen hervorzuheben, ähnlich unserem heutigen Pfeil. Neben einem obeliskos konnte man auch noch ein Sternchen (*), einen asteriskos, setzen. Er diente einem ganz ähnlichen Zweck. Diese beiden Zeichen nahmen die Autoren einer weltbekannten Comic-Serie als Vorbild für die Titelhelden ihrer Serie.

Obelisken in Rom

Nach der Begriffsklärung kann auf die geographische wie historische Verteilung der Obelisken im Stadtgebiet eingegangen werden². Hierbei sollte nicht nur das Bewusstsein der Schüler/innen für die ein-

² Eine Übersicht über die Aufstellungsorte aller antiken Obelisken weltweit findet sich bei Sorek, S. XIII-XV



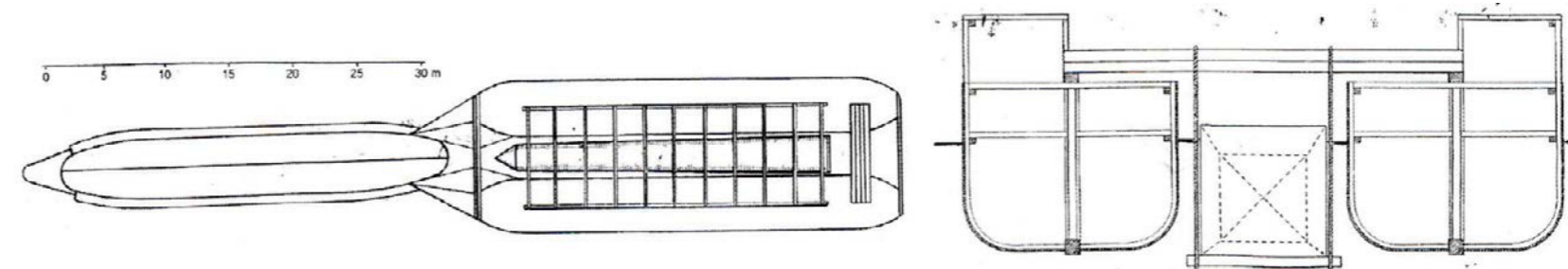
Obelisk Unvollendeter Obelisk in einem altägyptischen Steinbruch, dieser Obelisk wäre mit 41,75m Höhe der größte Obelisk des Altertums gewesen

malige Vielzahl an Obelisken in der Stadt Rom geschärft werden, sondern der Blick auch auf die Tatsache gelenkt werden, dass deren Aufstellung gewissen „Moden“ unterlag bzw. von Einzelpersonen wie Papst Sixtus V. ganz gezielt betrieben wurde.

Transport eines Obelisken

Obelisken zierten im alten Ägypten in der Regel die Vorderseite von Tempeln. So z. B. auch der wohl bekannteste römische Obelisk, der heute den eindrucksvollen Mittelpunkt des Petersplatzes bildet: Ihn hatte Caligula im Jahr 39 n. Chr. aus dem ägyptischen Heliopolis herbeischaffen lassen, um ihn in der Mitte seines Circus am Fuße des Mons Vaticanus für alle sichtbar aufzustellen (später vollendete Nero das Bauwerk, unter dessen Namen es als Circus des Nero noch heute bekannt ist). Für dieses Unternehmen benötigte der et-

was „eigenwillige“ Kaiser freilich ein ganz besonderes Equipment: Er ließ das größte Transportschiff bauen, das die Welt bis dahin gesehen hatte. Schwer beeindruckt beschreibt Plinius der Ältere das Aussehen dieses Schiffsungetüms: Nie habe man etwas Bewunderungswürdigeres über die Meere fahren sehen, an die 500 Tonnen habe es gewogen, allein sein Mast bestand aus einer gewaltigen Tanne solchen Umfangs, dass vier erwachsene Männer ihn nicht umfassen konnten (Plinius, N. H. XXXVI, 64 ff). Damit der über 25 Meter lange Obelisk während der Überfahrt nicht ins Rutschen kam, war er mit vier gewaltigen Granitblöcken gesichert, der Ballast im Kielraum bestand aus einigen Dutzend Tonnen Linsen (eine im antiken Rom hochgeschätzte Delikatesse, die nach dem Obeliskentransport sicherlich gewinnbringend verkauft werden konnte).



Der Transport eines Obelisken war eine technische Meisterleistung Blick auf das Transportschiff von hinten

Bei seiner Ankunft in der Küstenstadt Ostia beanspruchte der „Megatanker“ die gesamte linke Hälfte des gewaltigen Hafenbeckens. Mit Hilfe einer Spezialkonstruktion (s. u.) wurde der Obelisk auf flusstaugliche Schiffe umgeladen und den Tiber bis auf die Höhe des heutigen Vatikan hochgetreidelt. Wie er dann im Circus des Nero an seinen Platz in der Mitte der Rennbahn kam, wissen wir nicht, fest steht nur, dass die antiken Ingenieure gute Arbeit geleistet haben müssen, denn dort stand er dann für die nächsten 15 Jahrhunderte. Er ist der einzige Obelisk in Rom, der nie umgestürzt ist.

Ausgehend von einem Fresko im Saal der Landkarten im Vatikan können Schüler/innen mit Hilfe zur Verfügung gestellter Materialien herausfinden, welche gewaltige ingenieurtechnische Herausforderung es bedeutete, Obelisken überhaupt aus dem Stein zu hauen, zu bewegen und dann auch noch übers Mittelmeer zu transportieren – aber auch, wie sie in der Antike transportiert werden konnten bzw. wie nicht. Dabei zeigt sich, dass sie nicht einfach auf einem traditionell konstruierten, nur eben riesengroßen Schiff mit einer großen Anzahl unter den Obelisken gelegten Balken auf „klassische“ Weise transportiert wurden (so, wie es sich offenbar Plinius vorstellt), sondern wohl eher in einer Art Katamaran, die die relative Schwerelosigkeit des gewal-

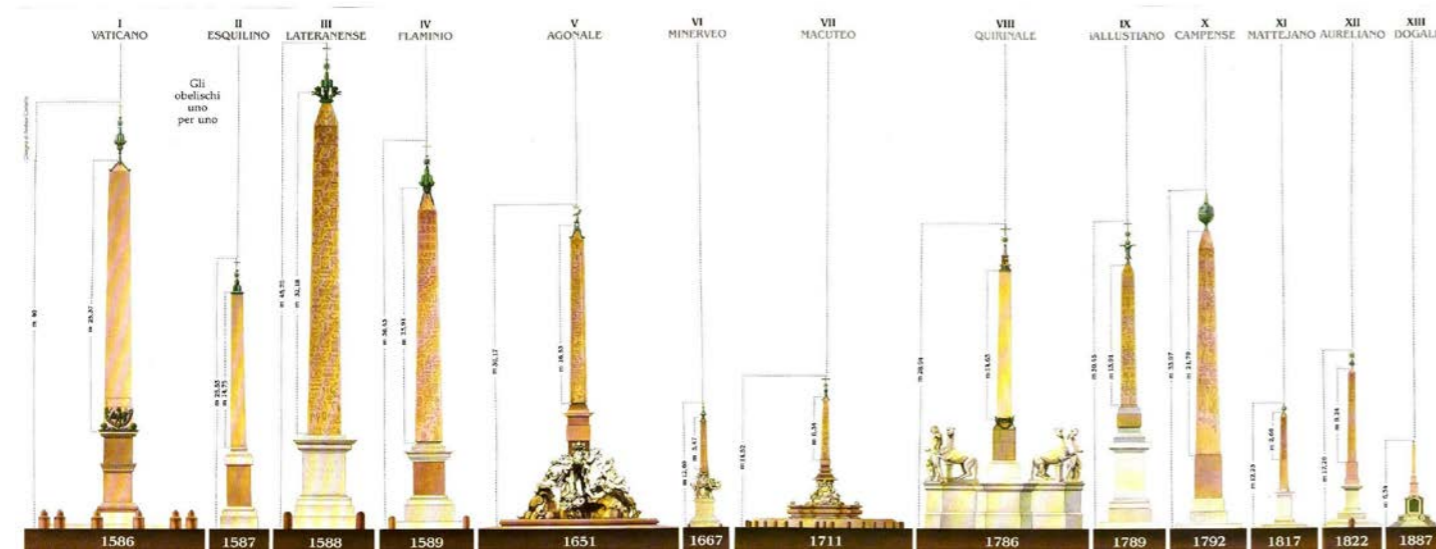
tigen Steinblocks unter Wasser ausnützte und möglicherweise in einer Art Aufhängung durchs Wasser geschleppt wurde. Eine letztgültige Rekonstruktion solch gewaltiger Transportschiffe ist den Archäologen bislang noch nicht gelungen, die von A. Wirsching vorgeschlagene Lösung erscheint aber gerade unter konstruktiv-technischen und pragmatischen Aspekten am überzeugendsten³. Auf diese Weise konnten die Steinkolosse, auch durch eine ausgeklügelte Schleusentechnik wie z. B. beim Transport der beiden Obelisken des Augustusmausoleums bis unmittelbar vor den Aufstellungsort gebracht werden⁴. Zusammen mit den Rekonstruktionszeichnungen bieten die antiken Quellen wie Plinius d. Ä. oder Sueton einen guten Einblick in die Faszination, die auch die antiken Autoren für dieses technische Problem empfanden – und in entsprechenden Superlativen über die nach Rom transportierten Obelisken berichteten: Dabei erwähnt z. B. Sueton auch den riesigen Obelisken,

³ Wirsching, Armin: Obelisken transportieren und aufrichten in Ägypten und in Rom; 3. erweiterte Auflage mit einem Exkurs zu den Memnonkolossen, o. O. 2013
⁴ Zur Problematik des genauen Aufstellungsortes s. Cellini, Francesco: Usi e interpretazioni di un monumento antico: il Mausoleo di Augusto a Roma Accademia Nazionale di San Luca, Roma, 10 aprile 2015 sowie zur geplanten Neugestaltung des Augustusmausoleums: <https://divisare.com/projects/287270-francesco-cellini-progetto-di-riqualificazione-di-piazza-augusto-imperatore>

der zur Stabilisierung der Fundamente der von Claudius neu gebauten Hafenanlagen im Hafen von Ostia versenkte wurde.

Der Obelisk am Lateran

Solch immense logistische Leistungen sollten, frei nach dem Motto „Tue Großes und sprich darüber“ selbstverständlich auf den Monumenten selbst der Nachwelt mitgeteilt werden und vom Ruhm des Auftraggebers allen späteren Generationen künden. Ein Musterbeispiel für die mit einer Aufstellung verbundene Propaganda bietet der 522 Tonnen schwere und mit 32 Metern Höhe (mit Sockel und Spitze 41 Meter) weltweit größte aufrecht stehende ägyptische Obelisk auf der Piazza San Giovanni in Laterano. Papst Sixtus V. ließ ihn im Jahr 1585 vor dem alten Haupteingang der Lateranbasilika aufstellen und beauftragte auch die auf den vier Seiten des Sockels angebrachten Inschriften. In diesen für Inschriftenverhältnisse ungewöhnlich ausführlich gehaltenen Texten wird über das durchaus wechselhafte Schicksal dieses Obelisken berichtet. Damit erweist er sich nicht nur nachgerade als „historische Plaudertasche“, sondern auch als außergewöhnlich spannende und ergiebige Primärquelle. Im Sinne eines chronologischen Vorgehens seien die Inschriften in der Reihenfolge Ost-, Süd-, West- und Nordseite vorgestellt:



Chronologie der Aufstellung der Obelisken Roms

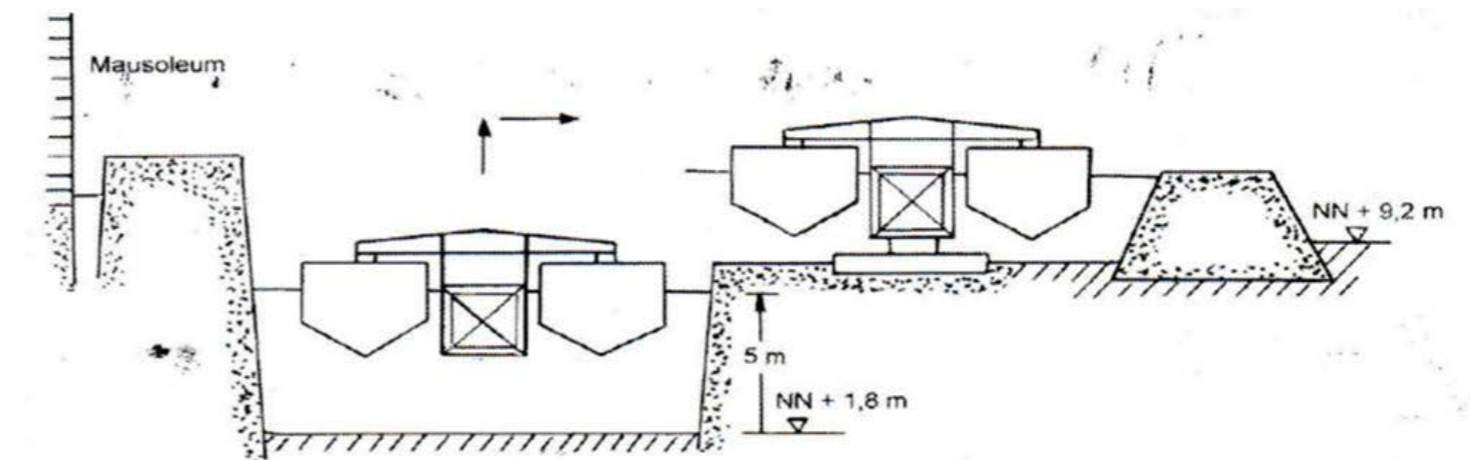


Illustration der ausgeklügelten Schleusentechnik

Inschriften auf der Basis des Lateranobelisken



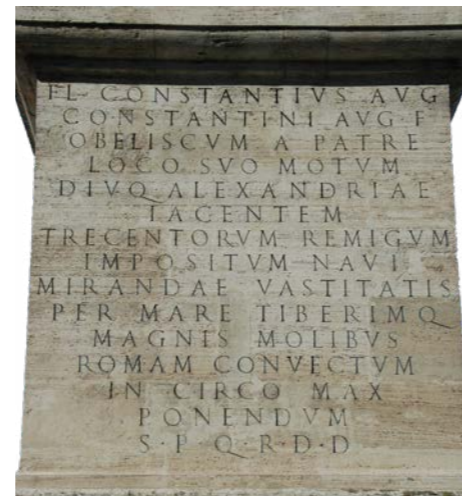
Lateranobelisk, Inschrift auf der Ostseite

FL. CONSTANTINVS
MAXIMVS AVG(ustus)
CHRISTIANAE FIDEI
VINDEX ET ASSERTOR
OBELISCVM
AB AEGYPTIO REGE
IMPURO VOTO
SOLI DEDICATVM
SED(ibus) AVVLSVM SVIS
PER NILVM TRANSFERRI
ALEXANDRIAM IVSSIT
VT NOVAM ROMAM
AB SE TVNC CONDITAM
EO DECORARET
MONVMENTO.



Lateranobelisk, Inschrift auf der Südseite

CONSTANTINVS
PER CRVCEM
VICTOR
A SILVESTRO HIC
BAPTIZATVS
CRVCIS GLORIAM
PROPAGAVIT



Lateranobelisk, Inschrift auf der Westseite

FL(avius) CONSTANTIVS
AVG(ustus)
CONSTANTINI AVG(usti) F(ilius)
OBELISCVM A PATRE
LOCO SVO MOTVM
DIVQ(ue) ALEXANDRIAE
IACENTEM
TRECENTORVM REMIGVM
IMPOSITVM NAVI
MIRANDAE VASTITATIS
PER MARE TIBERIMQ(ue)
MAGNIS MOLIBVS
ROMAM CONVECTVM
IN CIRCO MAX(imo)
PONENDVM
S(enatui) P(opulo) Q(ue) R(omano)
D(onum) D(edit)

Kaiser Konstantin – er wird hier selbstverständlich als der erste christliche Kaiser verstanden, worauf die Inschrift der Südseite mit der Erwähnung der Taufe Konstantins sowie der Kreuzesvision vor der Schlacht an der Milvischen Brücke deutlich verweist⁵ – hatte im Jahr 337 den Obelisken aus Karnak ursprünglich nach Alexandria schaffen lassen, von wo er eigentlich in die neu gegründete Hauptstadt Konstantinopel gebracht werden sollen. Allerdings verhinderte der Tod Konstantins im gleichen Jahr das Vorhaben und so blieb der Obelisk zunächst in Alexandria liegen. Erst zwanzig Jahre später ließ Konstantins Sohn, Constantinus II., den Obelisken (wohl weniger aus Pietätsgründen dem Vater gegenüber als zur Mehrung des eigenen Prestiges) auf einem mit dreihundert Ruderern bemanneten Schiff nach Rom überführen und 357 im Circus Maximus als Geschenk an den Senat und das römische Volk aufstellen⁶. Dort verblieb der Obelisk dann auch die folgenden Jahrhunderte, allerdings nicht mehr aufrecht stehend, da er nach einem Erdbeben im Mittelalter in mehrere Teile zerbrochen und im Laufe der Zeit im Boden versunken und mit Erdreich bedeckt einen langen Dornröschenschlaf schlief, aus dem ihn erst Papst Sixtus V. im Jahr 1587 wieder erweckte. Dieser Papst, der regelrecht „verrückt“ nach Obelisken war⁷, ließ ihn ausgraben, sorgfältig restaurieren

5 Zur visuellen Unterstützung der Schüler*innen können dabei z. B. Abbildungen der berühmten Fresken von Giulio Romano aus dem Vatikan mit der Darstellung dieser beiden Szenen bereitgestellt werden.

6 Die Inschrift zitiert hier eine Passage aus den Res Gestae des Ammianus Marcellinus (17, 4, 13 ff): *Verum Constantinus avulsam hanc molem sedibus suis nihilque committere in religionem recte existimans, si ablatum uno templo miraculum Romae sacralet, id est in templo mundi totius, iacere diu perpessus est, dum translationi pararentur utilia. quo convecto per alveum Nili proiectoque Alexandriae, navis amplitudinis antehac inusitatae aedificata est sub trecentis remigibus agitanda. Quibus ita provisus digressoque vita principe memorato urgens effectus intepuit, tandemque sero inpositus navi per maria fluentaque Tibridis velut paventis ne, quod paene ignotus miserat Nilus, ipse parum sub meatu sui discrimine moenibus alumnis inferret, defertur in vicum Alexandri, tertio lapide ab urbe seiunctum. unde chamulcis inpositus tractusque lenius per Ostiensem portam piscinamque publicam Circo inlatus est maximo.*

7 Papst Sixtus V. (1521–1590) war fasziniert von Obelisken. Daher ließ er vor den bedeutendsten Kirchen Roms (z. B. Lateran, St. Peter, S. Maria Maggiore) diese antiken Bauwerke (wieder)aufzurichten. Auch die antiken Säulen Trajans und Marc-Aurels bezog er in dieses Programm mit ein, indem er die antiken Kaiserfiguren an der Spitze der Säulen durch Statuen des heiligen Petrus und Paulus ersetzte. All diese Obelisken bzw. Säulen hatten eine ganz konkrete Funktion: Einerseits dienten sie als unübersehbare Zeichen der von ihm durchgeführten urbanistischen Erneuerung des römischen Stadtzentrums. Andererseits sollte dieses Obelisken-Netz als Schutz der ewigen Stadt gegen jegliche Form des Bösen dienen. Er hatte gleichsam geistliche „Blitzableiter“ über die Stadt gelegt.

bzw. zusammensetzen und ihn schließlich im Rahmen einer pompös inszenierten Feier auf der Piazza San Giovanni aufstellen. Lediglich ein Problem musste vorher noch gelöst werden: Bei einem Obelisken handelte es sich ja immer um ein explizit heidnisches Monument, das in früheren Zeiten ganz sicher zu irgendwelchen „Götzendiensten“ verwendet wurde. Wollte man nämlich also die so bewunderten Denkmäler in einem christlichen Umfeld bewahren (immerhin stand der *Lateranobelisk vor der mater et caput omnium ecclesiarum urbis et orbis!*), war es eine geradezu unabdingbare Voraussetzung, dass er von allen magisch-heidnischen Einflüssen, die die Obelisken möglicherweise noch in sich bargen, gereinigt und in ein Denkmal des christlichen Sieges über das Heidentum verwandelt wurden. Kurz gesagt, er musste nach allen Regeln der Kunst exorziert werden. Die sicherste (und wohl auch „PR-trächtigste“) Variante war es, den Obelisken nicht nur von allem gefährlichen heidnischen Ballast zu befreien, sondern ihn darüber hinaus auch zu einem weithin sichtbaren Symbol des Triumphes des Christen- über das Heidentum zu machen. Dies konnte nach Auffassung von Sixtus nur durch eine feierliche und öffentliche Weihung (consecrazione) sowie durch die Umwandlung des heidnischen Kolosses in ein Symbol des allerheiligsten Kreuzes (Santissima Croce) erfolgen. Und so hatte sich seit den Zeiten von Sixtus V. gleichsam eine Liturgie der Obeliskenweihung entwickelt, die bei jeder Aufstellung eines weiteren Obelisken peinlich genau befolgt und durchgeführt wurde. Wie eine solche Zeremonie ablief, beschreibt der päpstliche Protonotar Sixtus' V., Michele Mercati, in allen Details⁸: Jeweils am ersten Freitag nach der (Wieder-)Errichtung eines Obelisken feierte ein Bischof (in der Regel der Papst in seiner Eigenschaft als Bischof von Rom) in der Kirche, die dem Aufstellungsort am nächsten lag, mit dem gesamten Klerus eine feierliche „Heilig-Kreuz-Messe“ und zog dann in einer großen Prozession, begleitet von allen Mitgliedern des päpstlichen Hofes inklusive Palastwache zum Obelisken, wo sie bereits von der in Reih und Glied angetretenen päpstlichen Kavallerie und einer erwartungsfrohen Menschenmenge erwartet wurden. Dort angekommen segnete der Papst an einem eigens dafür aufgestellten mobilen Altar das Kreuz, das als Symbol des christlichen Triumphes an der Spitze des Obelisken angebracht werden sollte. Anschließend reinigte er den

heidnischen Obelisken durch verschiedene Exorzismen, besprengte ihn durch einen (mehrfach kurz entzündeten) Ysopzweig mit Weihwasser, segnete ihn und weihte ihn feierlich singend und betend dem allerheiligsten Kreuz. Danach ritzte er unter dem Absingen von Hymnen auf den Erlöser und das allerheiligste Kreuz sowie unter musikalischer Begleitung an allen vier Seiten des neuen christlichen Monuments mit einem Messer jeweils ein Kreuz in den Stein.

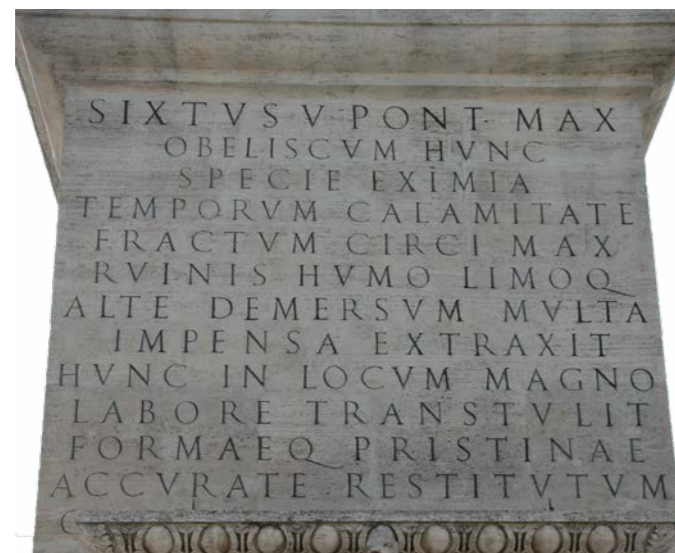
Im Anschluss an diese Segnung zog man das eben geweihte Kreuz mit einem Seil am Obelisken hoch, wo es ein Subdiakon, der die Spitze des Obelisken auf einer Leiter erklimmen hatte, auf der Obelisken Spitze festhielt, während Arbeiter dieses dort wettersicher befestigten. Kaum war das Werk vollbracht, sanken alle Anwesenden auf die Knie und verehrten unter Trompeten- und Posaunenschall das neu angebrachte Kreuz.

Als Belohnung für die erfolgreiche Weihe des Obelisken durfte dann der Subdiakon von der Spitze des Monuments einen vom Papst gewährten vollkommenen Sündenablass über fünfzehn Jahre für alle Anwesenden und jeden, der an diesem Jubeltag demütig das Kreuz verehrend am frischgeweihten Obelisken vorbeikam, verkünden. Anschließend zog die Prozession wieder feierlich zurück in die Kirche und am Aufstellungsort sowie von der Engelsburg wurden als Zeichen der großen Freude Salutschüsse von der päpstlichen Artillerie abgefeuert.

Aufstellung eines Obelisken

Mit der Schilderung der Weihe des Lateranobelisken haben wir allerdings einen wichtigen – aus technischer Hinsicht sogar den wichtigsten – Schritt übergangen: die Aufstellung eines Obelisken. Stellte diese doch selbst die Ingenieure der so technikkaffinen und hochentwickelten Renaissance vor immense, z. T. sogar als unlösbar erachtete Herausforderungen: Schließlich galt es, eine mehrere Tonnen schwere, aber vergleichsweise dünne und damit zerbrechliche Steinnadel von der Horizontalen in die Vertikale zu bewegen. Kleinste diesbezügliche Fehler konnten, z. B. auch in Kombination mit winzigen, unsichtbaren Materialfehlern im Gestein, zum katastrophalen Scheitern des Projekts führen. Besonders zum Leidwesen der Ingenieure der frühen Neuzeit in Rom, die besonders unter Sixtus V. mit entsprechenden extrem herausfordernden Aufgaben betraut wurden, schwiegen sich allerdings die antiken römischen Quellen fast komplett darüber aus, wie es gelingen konnte, einen

8 Michele Mercati: *Gli Obelischi di Roma*, Rom 1589, neu herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Gianfranco Cantelli, Bologna 1981.



Lateranobelisk, Inschrift auf der Nordseite

SIXTVS V PONT(ificus) MAX(imus)
OBELISCVM HVNC
SPECIE EXIMIA
TEMPORVM CALAMITATE
FRACTVM CIRCI MAX(imi)
RVINIS HVMO LIMOQ(ue)
ALTE DEMERSVM MVLTA
IMPENSA EXTRAXIT
HVNC IN LOCVM MAGNO
LABORE TRANSTVLIT
FORMAEQ(ue) PRISTINAE
ACCVRATE RESTITVTVM
CRVCI INVICTISSIMAE
DICAVIT

A(nno) M D LXXXVIII PONT(ificatus) IIII

Hinweis zum Foto:
Aufgrund der Perspektive
fehlen die letzten drei
Zeilen der Textes .

Obelisken mit vergleichsweise einfachen technischen Mitteln und Kräften wie Flaschenzügen oder Winden in die Vertikale zu bringen und wetterstabil zu verankern. Einzig in einer kleinen Anekdote, die Plinius d. Ä. von Pharao Ramses II. überliefert, wird deutlich, welch großer Druck auch schon auf den antiken Technikern hinsichtlich einer unfallfreien Aufstellung eines (darüber hinaus ja auch noch in der Produktion sündhaft teuren) Obeliskens gelegen haben muss. So schildert Plinius, wie Ramses, um eine erfolgreiche Aufstellung zu gewährleisten, zu einem extrem ungewöhnlichen Mittel greift:

Ipsa rex, cum obeliscum surrecturus esset verereturque, ne machinae ponderi non sufficerent, quo maius periculum curae artificum denuntiaret, filium suum adaligavit cacumini, ut salus eius apud molientes prodesset et lapidi. Hac admiratione operis effectum est, ut, cum oppidum id expugnaret Cambyses rex ventumque esset incendiis ad crepidines obelisci, flammam extingui iuberet molis reverentia, qui nullam habuerat urbis.

Plinius, nat. hist. XXXVI, 64

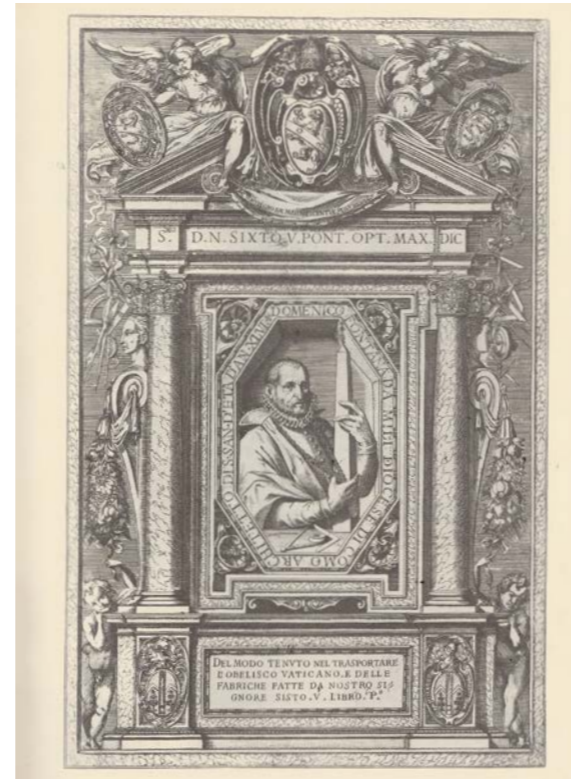
In der frühen Neuzeit war die sicherlich spektakulärste Aufstellung eines antiken Obeliskens diejenige des Vatikanischen Obeliskens. Stand dieser doch als einziger der antiken Obeliskens seit der Antike völlig intakt an seinem ursprünglichen Aufstellungsort, dem Circus des Nero, mittlerweile in unmittelbarer Nachbarschaft zur Peterskirche, die aufgrund der Nähe zum Grab des heiligen Petrus, der ja im oben erwähnten Circus des Nero ermordet und in unmittelbarer Nähe bestattet worden sein soll. Noch heute kennzeichnet übrigens eine Steinplatte gegenüber dem Eingang zum Campo Santo Teutonico den ursprünglichen Platz des Obeliskens. Diesen Platz im Schatten der Peterskirche hielt der „obeliskenverrückte“ Papst Sixtus V. nun für eines solchen Monumentes absolut unwürdig, der Eindruck und die Wirkung des berühmten Obeliskens kam seinem Empfinden nach überhaupt nicht zur Geltung. Daher beschloss Sixtus, den Obelisk an einen Ort zu versetzen, der seiner Würde und seiner Schönheit angemessen war: den Petersplatz – allerdings muss man sich den Platz zur Zeit von Sixtus noch ohne die Gestaltung durch Bernini, also ohne die berühmten Kolonnaden und Brunnen, vorstellen. Der Obelisk stellte also lange Zeit die einzige Zierde des riesigen Platzes dar. Nun hatten bereits die Vorgänger von Sixtus V. – Nikolaus V., Paul II. und Paul

III. – ebenfalls mit der Idee geliebäugelt, den Obeliskens zu versetzen, nur mussten sie jeweils recht rasch ihre Pläne aufgeben, da eine derartige Aktion mit den technischen Mitteln der damaligen Zeit nicht durchführbar erschien. Dies schreckte Sixtus freilich nicht ab, vielmehr ließ er einen Ingenieurwettbewerb ausschreiben, bei dem Vorschläge eingereicht werden sollten, wie der steinerne Koloss ohne zu zerbrechen auf den Petersplatz transportiert werden könnte. Die Beteiligung an diesem Wettbewerb war angesichts der Schwierigkeit der Aufgabe relativ gering, viele Architekten bzw. Ingenieure sahen keine Möglichkeit, den Wunsch des Papstes zu erfüllen – selbst das Multitalent Michelangelo erklärte das Vorhaben für undurchführbar. Schließlich fand sich aber dennoch eine Lösung: Der Baumeister Domenico Fontana⁹ hatte einen offenbar überzeugenden Entwurf ausgearbeitet, der ihm den Zuschlag von päpstlicher Seite brachte.

Kurzinfo Vatikanischer Obelisk:

- ca. 25 m hoch, über 300 Tonnen Gewicht, unbeschriftet
- vermutlich von Pharao Nektanebos II (+ 347 v. Chr.) in Alexandria aufgestellt
- von Caligula auf eigens dafür konstruierten Schiff nach Rom gebracht; Aufstellung im Circus des Nero (ca. 400m vom heutigen Aufstellungsort entfernt)
- lt. mittelalterlicher Legende soll sich in der bronzenen Kugel auf der Spitze eine goldene Urne mit der Asche Iulius Caesars befunden haben.
- 1586 unter Papst Sixtus V. von Domenico Fontana vom ursprünglichen zum heutigen Aufstellungsort transportiert und aufgestellt
- im Bronzekreuz an der Spitze wurde angeblich ein Teil des Kreuzes Christi eingesetzt, daher auch entsprechende Inschriften auf dem Obeliskens mit Bezug auf das Kreuz.

⁹ Fontana, Domenico: Della/trasportatione/ dell'obelisco vaticano/et delle fabbriche/di nostro Signore/Papa Sisto V./fatte/dal cavallier/Domenico Fontana/architetto di Sua Santita/Libro Primo/Roma MDXC. Nachdruck der Ausgabe bei Conrad, Dietrich (Hrsg.): Fontana, Domenico: Die Art, wie der vatikanische Obelisk transportiert wurde ..., Band 1: Teilreprint. Band 2: Kommentarband mit Übersetzung (Teilreprint der Original-Ausgabe Rom 1590), Leipzig 1987.



Fontana, Domenico, Die Art, wie der vatikanische Obelisk transportiert wurde, Teilreprint der Originalausgabe, Rom 1590, Titelseite (Frontispiz)



Obeliskenspitze, Musei Capitolini, Roma

Geometrie des Obeliskens

Breite am Fuß	12 1/12 palmi	2,70 m	palmo, libro = gängige Maßeinheiten in Rom zur Zeit Fontanas
Breite am Ansatz der Pyramidenspitze	8 1/12 palmi	1,80 m	
Höhe des Obeliskens (Stumpf + Spitze)	113 1/2 palmi	25,35 m	
Volumen des Obeliskens	11.203 80/96 palmi cubi	124,80 m³	
Masse des Probewürfels	86 libro	2,56 t	
Masse des Obeliskens	963.537 35/48 libre	319 t	

Fontana beschreibt nämlich in seinem reich bebilderten Werk ausführlich, welcher großer Aufwand für die Verlegung des Obeliskens nötig war, selbstverständlich auch, um die Brillanz seiner Leistung publikumswirksam zu präsentieren.

Über den tatsächlichen Ablauf dieser wohl berühmtesten Aufstellung eines Obeliskens sind wir nicht nur durch den Bericht Fontanas informiert, sondern auch durch zahlreiche Augenzeugenberichte. So liefert beispielsweise Pietro Galesini, zu diesem Zeitpunkt für den spanischen König am Vatikan tätig, der die Aufstellung des Vatikanobeliskens aufmerksam mitverfolgte, einen ausführlichen Bericht darüber und der Franzose Guillaume Leblanc verfasst neben verschiedenen Epigrammen auf das außergewöhnliche Ereignis sogar ein sogenanntes Figurengedicht in Form des Obeliskens¹⁰.

Der Vorteil dieses Berichts ist es, dass er – anders als der naturgemäß sehr subjektive Bericht Fontanas – den Ablauf der Aufstellung sehr präzise und in einem flüssigen, problemlos übersetzbaren Latein schildert (möglicherweise handelte es sich ursprünglich auch um einen Bericht an den spanischen Königshof).

¹⁰ Pietro Galesini: Obeliscus Vaticanus Sixti 5. pont. opt. max. pietate inuictissimae. Cruci sacer ope. diuina stabilis ad. perpetuitatem praeclaris. eruditorum. virorum litteris laudatus. egregie: 2. Familiaris quaedam epistola e Roma in Hispaniam missa, in qua quid actum sit die 29. Aprilis, 7. Maij, 10. & 17. Septembris in translatione obelisci breuiter explicatur G. P. Digitalisat unter: https://books.google.de/books?id=mmussNXta9QC&hl=de&source=gb_navlinks_s
Guillaume Leblanc: Epigrammata Guilielmi Blanci Albiensis iuriconsulti in Obeliscum, Rom 1586, Digitalisat unter: https://archive.org/details/bub_gb_6PhGdu8l9cC/page/n53/mode/zup

Die Schilderung setzt ein mit dem 30. April 1586, als es zunächst galt, den Obeliskens umzulegen und von seinem antiken Aufstellungsort neben der Peterskirche auf den vorgesehenen Platz im Zentrum des Petersplatzes zu transportieren¹¹. Allein diese Aktion erforderte einen ungeheuren Aufwand an Personal, Material und technischer Ausstattung – wie Galesini beeindruckt schildert:

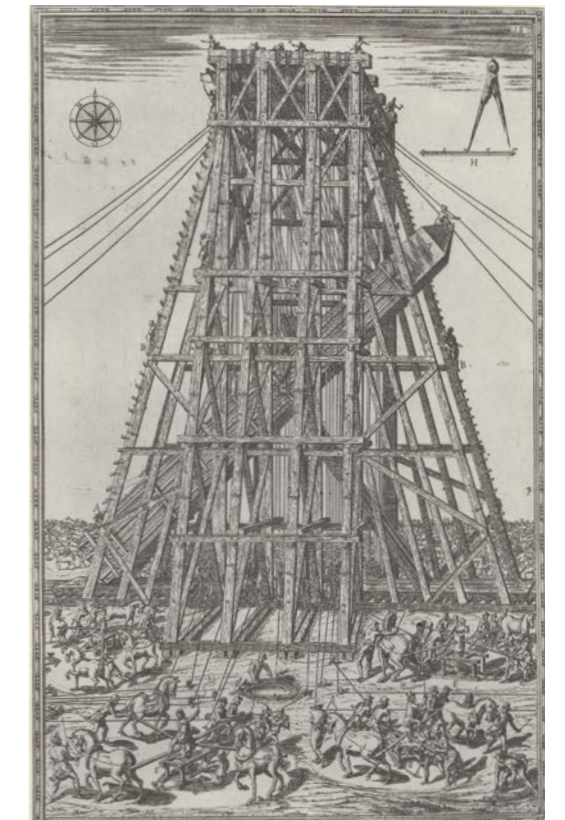
Vicesima nona Aprilis sub ipsa luce opus inceptum est: Erat obeliscus validissimus octo columnis per laterae circumvallatus, quae concatenatae atque aliis succrescentibus et connexis ipsum apicem ad sex palmos praecellebant. [...] Tota vero ipsa machina fortissimis laminis ferreisque clavis a vertice ad calcem religata, plurimis et retinaculis et ductariis funibus (has cannabos vocant) undequaque suffulta. Itaque quadraginta primum trochleae a totidem movendae ergatis, validis trabibus, quae fastigiis inerant, appensae. Horum singulis homines quindecim, equi duo destinati, qui ad nutum praefecti (quando unicuique ergato unus praerat) praesto essent. Praefecti vero ipsi id acceperant, ut cum tubae sonitus signum daret, mouerent, cum vero cymbali, sisterent.

[...] Nec aliter his, qui vectibus quinque aderant, iniunctum est; porro illae septuaginta palmorum longitudine ex fortissimis trabibus compactae erant, tresque ab obelisci fronte, duo a tergo conspiciebantur.

¹¹ Man muss sich übrigens den Petersplatz zu dieser Zeit noch ohne die berühmten Kolonnaden Berninis vorstellen, die erst im Jahr 1667 (also ca. 80 Jahre nach Fontana) fertiggestellt wurden. Zur Zeit Fontanas bildete der Obelisk an seinem neuen Aufstellungsort den einzigen Blickfang und kam dadurch noch besser zu Wirkung.



Aufstellung des Vatikanischen Obeliskens



Aufstellung des Vatikanischen Obeliskens



Aufstellung des Vatikanischen Obeliskens

Ergata quinetiam denuo trabes et cannabi, ceteraque operae mutatae atque in diversam formam compositae dies nimirum sex iis impensi sunt. Post quos, id est Maii septima, ima pars obelisci quattuor ergatorum vi, quae a tergo movebantur, ceteris, quae a fronte erant funes remittentibus, trahi paulatim coepit, ipse vero apex clementissime vergebat.

Etenim (ut antea) ad tubae sonitum posteriora ergata laxis anterioribus impellebantur, ad cymbali vero quiescebant cuncta. Igitur duabus ante occasum horis famosissima moles integra omnino ac sine ulla prorsus iactura humi decubuit.

Eo die et si minime loco dimota, tamen viae impedimenta, qua deducenda erat, sublata sunt, in sequentem autem lucem ab ipsi obelisco ad aream, ubi nunc visitur, tumulus aggeritur viginti duos palmos ea loci parte, qua prius stabat, in finem eminentior. Surgebat enim ille paulatim, ita ut ab area ad obeliscum in longitudinem 118. [...]²

Nachdem der Obelisk unversehrt am neuen Aufstellungsort angekommen war, stand noch der heikelste Teil des Unternehmens, die schadensfreie Aufstellung des 300-Tonnen-Ungetüms. Denn Sixtus V. hatte Fontana zur Auflage gemacht,

¹² Epigrammata Guilielmi Blanci [= Guillaume Leblanc] Albiensis iuriconsulti in Obeliscum, Rom 1586



Fresko zur Aufstellung des Vatikanischen Obeliskens, Saal des Päpstlichen Archivs, Vatikan

dass der Obelisk auf gar keinen Fall beschädigt oder gar zerbrochen werden dürfe. Sollte der kostbaren Steinnadel dennoch irgendetwas zustoßen, haftete Fontana dafür mit seinem Leben. Diese Bedingung war natürlich in Rom allgemein bekannt und so hatte sich seit dem 30. April 1586 jeden Tag eine gewaltige Menschenmenge eingefunden, um sich dieses Ereignis nicht entgehen zu lassen. Die tatsächliche Aufstellung verzögerte sich allerdings noch einige Monate: Fontana wollte nämlich erst die heißen und ungesunden Sommermonate verstreichen lassen und in der arbeitsfördernden Kühle des Herbstes die letzte und schwerste Phase des Unternehmens hinter sich bringen. So konnte er auch noch das kleinste Risiko ausschalten – schließlich ging es dabei ja auch um seinen Kopf.

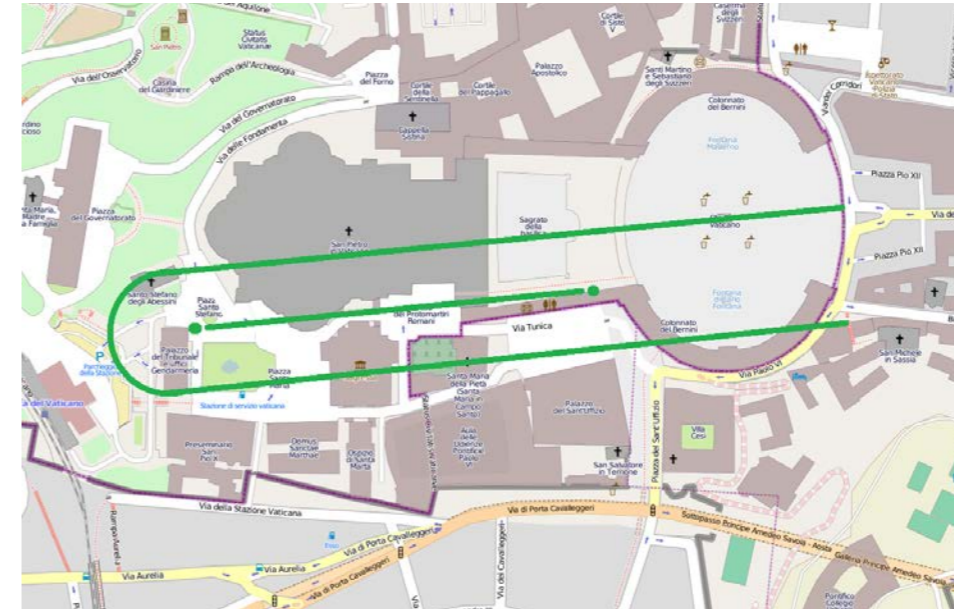
Diese Verzögerung kann auch Galesini nachvollziehen:

Verum cum eo tempore aestivi soles supra modum saevirent, cessatum est dies aliquot, ne scilicet cannabi ceteraque linea nimio calore conflagrarent. Itaque decima Septembris die prima lucis hora erigi coepit obeliscus, cuius iam mucro, ut diximus, subtus machinas iacebat: Erant enim columnae octo simili qua priores illae, quarum meminimus, fabrica constructae fulcimentis stabilitae, concatenatae, connexae, sed quae priores illas unum et quadraginta palmos pro loci eminentia superabant, super has fastigia totidem. Fastigiis inerant trochleae ab ergatis similiter movendae.

Interessanterweise findet sich in diesem Text kein Hinweis auf die berühmte „Wasser-auf-die-Seile-Anekdote“, die seit dieser Zeit und besonders heutzutage in jedem Reiseführer gerne erzählt wird. Galesini konzentriert sich offenbar ausschließlich auf die ingenieurtechnischen Aspekte der Aktion. Gleichwohl sei sie hier noch einmal kurz beschrieben:

Am 10. September 1586 hatte sich eine gewaltige Menschenmenge am Petersplatz eingefunden, die sich dieses einmalige Spektakel nicht entgehen lassen wollte. Sixtus kannte aber die eher impulsive Natur seiner Stadtrömer und hatte umfangreiche Absperranlagen auf dem Platz anbringen zu lassen, um einen reibungslosen Verlauf der Arbeiten zu gewährleisten. Schließlich wusste er, dass tausende von „Experten“ das Geschehen verfolgen und jeden Handgriff mit mehr oder minder wohlmeinenden Zwischenrufen kommentieren würden, von spöttischen oder provozierenden „Aufmunterungen“ einmal ganz zu schweigen. Daher hatte er öffentlich verkünden lassen, dass jegliches Sprechen und jeglicher Lärm auf dem Platz bei Todesstrafe verboten sei. Um seine Entschlossenheit, dieses Dekret durchzusetzen, auch wirklich für alle deutlich sichtbar zu machen, ließ er auf dem Petersplatz einen großen Galgen errichten, so dass eventuelle Lärm-Verbrecher gleich an Ort und Stelle ihrer verdienten Strafe zugeführt werden konnten.

Der Einzige, der während der ganzen Aktion sprechen durfte, war der verantwort-



Der Vatikanische Obelisk wurde von seinem ursprünglichen Platz im Circus Gai et Neronis nur wenige Meter weiter im Zentrum des Petersplatzes neu aufgestellt.

liche Ingenieur Fontana, über dem aber weiterhin das Damoklesschwert der Todesstrafe für Obeliskenschädigung hing (allerdings – der kluge Mann baut vor: Zur Sicherheit hatte er doch ein gesatteltes und ausgeruhetes Pferd hinter dem Petersplatz bereitstellen lassen, um nötigenfalls aus der Stadt fliehen zu können – man weiß ja nie ...).

So waren die Nerven aller Beteiligten zum Zerreißen gespannt, als die gewaltigen Hebe- und Transportmaschinen in Bewegung gesetzt wurden. Zentimeter um Zentimeter hob sich der steinerne Riese in die Höhe, die Stille auf dem Platz wirkte angesichts der enormen Konzentration der Arbeiter wie der Zuhörer geradezu gespenstisch, die Spannung war kaum auszuhalten.

Plötzlich durchschneit ein Schrei die Stille: „Acqua alle funi – Wasser auf die Seile!“ Alle blickten sich entsetzt an: was war geschehen? Offensichtlich hatten sich die Seile aufgrund der enormen Belastung und Reibungskräfte, die auf sie einwirkten, so erhitzt, dass sie sich zu entzündenden drohten. Diese Gefahr hatte einer der Arbeiter, Bresca di S. Remo, ein erfahrener Matrose aus Genua, erkannt, und instinktiv den Warnschrei ausgestoßen. Sofort reagierten die anderen Arbeiter auf den Hinweis, kühlten die Seile mit Wasser und verhinderten so ein Umstürzen des Obeliskens. Die große Katastrophe war auf diese Weise verhindert worden, nur was sollte jetzt mit Bresca geschehen, der ja mit seinem Ruf das Schweigegebot des Papstes gebrochen hatte?

Als man ihn vor Sixtus gebracht hatte, fragten sich alle, wie dessen Entscheidung wohl ausfallen würde. Würde der für seine Konsequenz und Härte bekannte Papst das Urteil vollstrecken lassen? Schließlich war er ja erst vor kurzem radikal mit den Straßenräubern in der Campagna umgesprungen und hatte sie gleich reihenweise aufknüpfen lassen.

Doch Sixtus zeigte sich zur allgemeinen Erleichterung nicht nur gnädig, sondern auch überaus dankbar – schließlich war ja durch diesen Mann einer seiner geliebten Obeliskens gerettet worden: Selbstverständlich werde er ihn nicht zum Tode verurteilen, vielmehr dürfe der mutige Matrose einen Wunsch äußern, den er ihm gerne erfüllen werde.

¹³ Sixtus zeigte sich sogar noch großzügiger (vielleicht weil er im ersten Moment doch etwas über seine eigene Freigiebigkeit und die damit möglicherweise verbundenen finanziellen Konsequenzen erschrocken gewesen war ...) und weitete dieses Privileg sogar noch auf alle Nachkommen der Familie Bresca aus, was diese übrigens auch heute noch mit großem Ernst und Engagement wahrnehmen. Die gesamte Anekdote kann im Übrigen auch als separates Arbeitsmaterial von den Schülerinnen und Schülern bearbeitet und mit der Schilderung Leblancs verglichen werden.

Die Überraschung war groß, als man hörte, dass er in aller Bescheidenheit lediglich das Recht für sich und seine Familie erbat, die Palmen für die Ausschmückung der Peterskirche am Palmsonntag liefern zu dürfen – eine Bitte, die Sixtus natürlich sogleich huldvoll und auch ein wenig erleichtert gewährte.¹³

Die weitere Aufstellung verlief reibungs- und problemlos und so war es am 17. September endlich soweit, der Obelisk stand sicher und unversehrt auf seinem neuen und heutigen Platz. Dies vermerkte natürlich auch Galesini und schildert darauf auch noch die Reaktionen, die diese ingenieurtechnische Meisterleistung in Rom auslöste:

[...] Res frequentissimo theatro peracta est atque ex vulgi more non sine perpetuis acclamationibus. Sepserat enim iam pridem tribus architectus bonam areae partem, ut ab opere multitudinem arceret, unde convicinas domos Curiae proceres adimplebant, reliquum omne confertissima pedum, equitum, carpentorum turba occupabat. [...]

Pontifex, quod in sequentem diem publicum consistorium Pineo decrevisset, a [monte] Caballo in Vaticanum reversus ultimam manum praesentis operi imposuit: nam eo praetereunte quadragesimo septimo ac postremo ergatorum impulsu stetit obeliscus. Architextus [sic!], cui nomen Dominicus Fontana Mili in Comensi dioecesi ortus, multa stipante caetera ovans immo plane triumphans domum revertitur.



Um den Vatikanischen Obeliskens aufzustellen, wurden enorme Anstrengungen unternommen.



Vatikanobelisk in der Mitte des Petersplatzes

Fontana hatte sich durch diese Meisterleistung als der Top-Ingenieur seiner Zeit erwiesen, und nicht nur in Rom, in ganz Europa feierte man den ingenieurstechnischen Geniestreich Fontanas in den höchsten Tönen. Auch Leblanc fügt sich in die Reihe der Laudatoren ein und schwelgt in einem Triumphgedicht auf die Obeliskenerichtung von Sixtus V. als einem „Moses alter“¹⁴: wie Moses die Schlangensäule er-

14 Epigrammata Guilielmi Blanci [= Guillaume Leblanc] Albiensis iuriconsulti in Obeliscum, Rom 1586: *Aenea serpentis Moses simulacrum sacerdos/Extulit*

richtet habe, *ut aegrotis medicina foret*, so habe Sixtus den Obelisk als *aenea signa crucis aegrotis* aufstellen lassen. Mit der Wendung *aenea signa* verweist Leblanc auf das bronzene Kreuzifix an der Spitze des Obeliskens, das Sixtus bei der Weihe, die im Übrigen wie diejenige des Lateranobeliskens abgelaufen sein dürfte, hatte anbringen lassen, wodurch das ehemals heidnische Monument zu einem Gegenstand der Kreuzesverehrung wurde. Und auch die Inschriften auf dem Obeliskens selbst nehmen auf diesen Umstand Bezug, wobei sie, ähnlich wie beim Lateranobeliskens, auch seine Geschichte sowie natürlich den Transport, die Aufstellung (*operoso labore*) die Weihe bzw. den notwendigen Exorzismus (*obeliscum ab impura superstitione expiatum iustius et felicius consecravit*) mit einbeziehen:

Inschriften auf der Basis

SIXTVS V PONT(Ifex) MAX(imus)
OBELISCVM VATICANVM
DIS GENTIVM
IMPIO CVLTV DICATVM
AD APOSTOLORVM LIMINA
OPEROSO LABORE TRANSTVLIT
ANNO M D LXXXVI PONT(ificatus) II

SIXTVS V PONT(Ifex) MAX(imus)
CRVCI INVICTAE
OBELISCVM VATICANVM
AB IMPVRA SVPERSTITIONE
EXPIATVM IVSTIVS
ET FELICIVS CONSECRAVIT
ANNO MDLXXXVI PONT. II

CHRISTVS VINCIT,
CHRISTVS REGNAT,
CHRISTVS IMPERAT,
CHRISTVS AB OMNI MALO
PLEBEM SVAM
DEFENDAT

ECCE CRVX DOMINI,
FVGITE
PARTES ADVERSAE,
VICIT LEO
DE TRIBV IVDA.

Mit der Anbringung des Kreuzes an der Spitze des Obeliskens konnte Sixtus im Übrigen auch Klarheit über eine jahrhundertalte Streitfrage schaffen: War in der vergoldeten Bronzekugel an der Spitze des Obeliskens tatsächlich die Asche Julius Cäsars

aegrotis ut medicina foret./Nunc alter Moses Obelisci in vertice Sixtus/Erigit aegrotis aenea signa crucis./ Vos, o Romani, sustollite ad aethera vultus./a cruce nam vobis vestra petenda salus.

sars verborgen, wie es der Volksmund seit vielen Jahrhunderten verbreitete? Sie war es nicht, die Kugel besteht aus massiver Bronze. Sixtus schenkte sie der Stadt Rom, die sie im Konservatorenpalast auf dem Kapitol aufbewahren ließ. Die zahlreichen Dellen und Beulen, die noch heute auf der Kugel zu erkennen sind, stammen aus dem Jahr 1527: Plündernde Landsknechte hatten den „Goldapfel“ während des Sacco di Roma ins Visier ihrer Vorderlader genommen und sich einen Spaß daraus gemacht, ein Preisschießen zu veranstalten, mit der Kugel als Zielscheibe. Für den neu aufgestellten Obeliskens ließ Sixtus ein Bronzekreuz fertigen und es an dessen Spitze montieren – selbstverständlich nicht, ohne vorher ein Partikel des Heiligen Kreuzes, das die Heilige Helena 1200 Jahre zuvor aus dem Heiligen Land nach Rom gebracht hatte, in dessen Sockel zu geben.

Inschriften auf dem Obeliskens

Die Inschriften Papst Sixtus' waren aber nicht die ersten, die auf dem Obeliskens angebracht wurden:

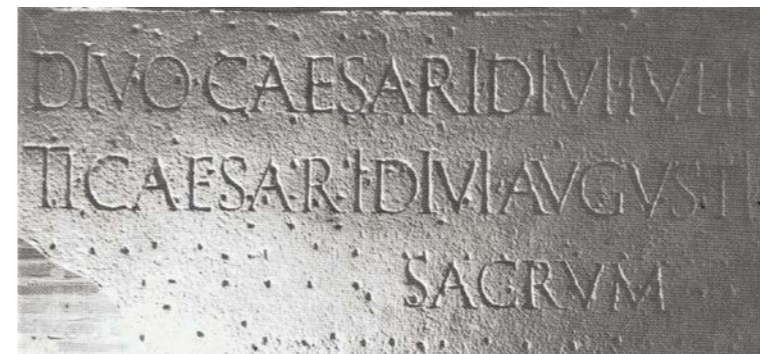
Die originale, erste lateinische Inschrift wurde erst 1962 durch den Archäologen F. Magi rekonstruiert: anhand von Dübellöchern, an denen Bronzestabchen befestigt waren, konnte er den ursprünglichen Text wiederherstellen. Diese Inschrift war ursprünglich in ca. 10 m Höhe angebracht. Er fand heraus, dass die erste Inschrift von C. Cornelius Gallus, dem bekannten Elegendichter und ersten römischen Präfekten Ägyptens, anlässlich der Aufstellung und Einweihung in Ägypten zwischen dem 16. und 30.1. 27 v. Chr. angebracht wurde:

IVSSV IMP(ERATORIS) CAESARIS DIVI F(ILII)
C(AIVS) CORNELIVS CN(AEI) F(ILIVS) GALLVS
PRAEF(ECTVS) FABRVM CAESARIS DIVI F(ILII)
FORVM IVLIVM FECIT

IVSSVIMP CAESARIS DIVI F
CCORNELIVS CNF GALLVS
PRAEFFABR CAESARISDIVI F
FORVM IVLIVM FECIT

IVSSVIMP CAESARISDIVI F
CCORNELIVS CNF GALLVS
PRAEFFABR CAESARISDIVI F
FORVM IVLIVM FECIT

Anhand der Dübellöcher rekonstruierte Inschrift des C. Cornelius Gallus am Vatikanischen Obeliskens



Inschrift Kaiser Caligulas am Vatikanischen Obeliskens; anhand der Dübellöcher konnte F. Magi die ursprüngliche Inschrift des C. Cornelius Gallus rekonstruieren. (s. Abb. S. 46 unten)

Kaiser Caligula hatte, wie oben beschrieben, dann den Obeliskens nach Rom bringen lassen und nutzte ihn als *spina* für den Vatikanischen Circus – was er dem staunenden *populus Romanus* selbstverständlich auch durch eine Inschrift bekannt machen ließ¹⁵:

DIVO CAESARI DIVI IVLII F(ILIO) AVGVSTO
TI(berio) CAESARI DIVI AVGVSTI F(ILIO) AVGVSTO
SACRVM

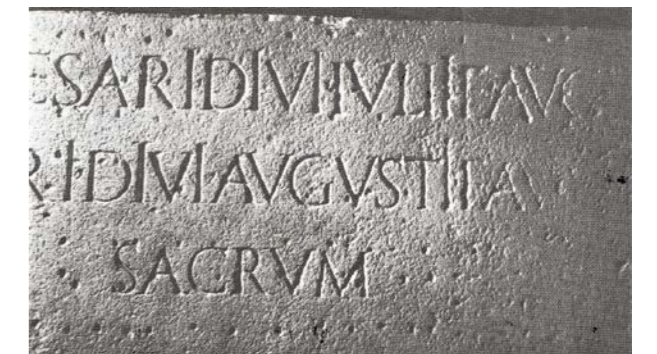
Die beiden obigen Abbildungen zeigen in der extremen Seitenlichtaufnahme gut die Dübellöcher, anhand deren Magi die ursprüngliche Widmungsinschrift rekonstruieren konnte¹⁶.

Der „Weihnachtsobelisk“ vor S. Maria Maggiore

Zum Abschluss dieses kurzen Einblicks in die Welt der steinernen Nadeln Roms sei noch ein Beispiel herausgegriffen, das sich, da ebenfalls sehr ergiebig und äußerst aufschlussreich, für eine Beschäftigung im Lateinunterricht anbietet. Es handelt sich um den von Rombesuchern eher weniger beachteten Obeliskens vor der Apsis der Kirche S. Maria Maggiore. Dort hatte im Jahr 1587 (also zeitlich genau zwischen der Errichtung des Vatikan- und des Lateranobeliskens) Papst Sixtus V. einen verhältnismäßig kleinen Obeliskens aufstellen lassen, der ursprünglich als einer

15 Der Transport des Obeliskens nach Rom unter Caligula erfolgte vermutlich, weil aufgrund der Absenkung des Bodens am ursprünglichen Aufstellungsort in Heliopolis – ähnlich wie beim Horologium Augusti am Monte Citorio in Rom – die „Sonnenuhr“ mit dem Obeliskens als „Nadel“ nicht mehr funktionierte und der Obelisk dadurch funktionslos geworden war. Ein ausgezeichneter Anlass für Caligula, den Obeliskens abtransportieren und ihn in neuer Funktion als *spina* im neuen Circus aufstellen zu lassen.

16 Durch ein ähnliches Verfahren konnte übrigens auch die ursprüngliche Inschrift über dem Haupteingang des Kolosseums und im Giebel des Pantheons rekonstruiert werden.



von zwei „Zwillingsobeliskens“ fungierte: Beide Obeliskens standen nämlich unmittelbar vor dem Mausoleum des Augustus und flankierten wohl die Tafel mit den *gestae* des Augustus. Dort wurde er in der ehemaligen Via S. Rocco zusammen mit seinem ebenfalls zerbrochenen Pendant (das heute auf der Piazza del Quirinale zwischen den monumentalen Figuren von Castor und Pollux vor dem päpstlichen Sommerpalast steht) unter Papst Leo X. 1519 ausgegraben, zunächst aber nicht wieder aufgerichtet. Erst Sixtus V. (wer sonst ...) ließ ihn vor S. Maria Maggiore wieder aufstellen – selbstverständlich nicht, ohne ihn vorher ordnungsgemäß exorzieren und dem heiligen Kreuz weihen zu lassen – und fügte auch die Inschriften an den vier Seiten der Basis des Obeliskens hinzu.

Die Inschriften¹⁷:

SIXTVS PONT(IFEX) MAX(IMVS)
OBELISCVM
AEGYPTO ADVECTVM
AVGVSTO
IN EIVS MAVSOLEO
DICATVM
EVERSVM DEINDE ET
IN PLVRES CONFRACTVM
PARTES
IN VIA AD SANCTVM
ROCHVM IACENTEM
IN PRISTINAM FACIEM
RESTITVTVM
SALVTIFERAE CRVCI
FELICIVS
HIC ERIGI IVSSIT AN(no) D(omini)
MDLXXXVII PONT(ificatus) III.

In dieser ersten Inschrift (SW-Seite) wird also ähnlich wie beim Vatikan- und Lateranobeliskens auf das wechselhafte Schicksal der Steinnadel mit dem Verweis

17 Fotos, Texte und Übersetzung der vier Inschriftenfelder finden sich in: Bartels, Klaus, Weihnachtsjubiläum eines Obeliskens, in: cursor 7/2008, S. 3f

auf Fundort, Restaurierung und Weihe angespielt, wohingegen in der Inschrift auf der NW-Seite der Obeliskens selbst zu sprechen beginnt (!) und seine Verehrung für Christus in makellosem Latein zum Ausdruck bringt:

CHRISTVM DOMINVM
QVEM AVGVSTVS
DE VIRGINE
NASCITVRVM
VIVENS ADORAVIT
SEQ(ue) DEINCEPS
DOMINVM
DICI VETVIT
ADORO.

Mit dem Nebensatz *quem Augustus de virgine nasciturum vivens adoravit sequedeinceps dominum dici vetuit* wird auf eine im Mittelalter weit verbreitete Legende angespielt, die auch im Zusammenhang



Obelisk an der Rückseite der Basilika S. Maria Maggiore

mit der Kirche Ara Coeli¹⁸ auf dem Kapitol erzählt wurde:

Tempore Octaviani imperatoris senatores videntes tantam eius pulchritudinem, quod nemo in oculos eius aspicere poterat, et tantam prosperitatem et pacem, quod totum mundum sibi tributarium fecerat, dicunt:

„Te adorare volumus, quia deitas est in te; si hoc non esset, non tibi omnia essent prospera“. Qui renitens, indutias postulat, ad se Sibyllam Tiburtinam vocavit, cui, quod senatores dixerant, recitavit. Quae spatium trium dierum petivit, in quibus artum ieiunium perfecit. Post tertium diem respondit imperatori: „Hoc pro certo erit, domine imperator: Iudicii signum, tellus sudore madescet; e caelo rex adveniet per saecula futurus, scilicet in carne praesens, ut iudicet orbem.“

Subito apertum est caelum et nimis splendor irruit super eum; vidit in caelo quandam pulcherrimam virginem stantem super altare, puerum tenentem in brachiis. Miratus est valde et vocem dicentem audivit: „Haec ara filii Dei est“. Qui statim in terram procadens adoravit. Quam visionem rettulit senatoribus et ipsi mirati sunt nimis¹⁹.

Mirabilia urbis Romae, Kap. 11, de iussione Octaviani imperatoris et responsione Sibyllae

Der Obelisk ist aber noch nicht fertig mit seinem Preis und fährt in der Inschrift auf der NO-Seite fort:

CHRISTI DEI
IN AETERNVM VIVENTIS
CVNABVLA
LAETISSIME COLO
QVI MORTVI
SEPVLCCRO AVGVSTI
TRISTIS
SERVIEBAM.

Hier „spricht“ er also neben der aus seiner Sicht eher tristen Vergangenheit als Teils Augustusmausoleums mit großem Stolz

¹⁸ Die geschilderte Begebenheit soll sich auf dem Kapitol, genauer gesagt an der Stelle des antiken Tempels der Iuno Moneta (wo auch traditionell die Auguren ihre Vogelschauen vornahmen) zugetragen haben. Von der Vision, dass Augustus eine Frau auf dem „Altar des Himmels“ gesehen haben soll, leitet sich auch der Name der mittelalterlichen und noch heute erhaltenen Kirche Ara Coeli ab.

¹⁹ Zum Text mit Schüleranmerkungen und Arbeitsaufträgen s. Hotz: Wunderbares aus Rom. Geschichten aus den Mirabilia urbis Romae, Reihe Transcursus, München/Bamberg 2009, 10ff

von den überaus bedeutsamen Reliquien, die seit dem Mittelalter in der Basilika aufbewahrt wurden und heute noch in der von Sixtus V. als seiner Grabstätte errichteten rechten Seitenkapelle von S. Maria Maggiore bewundert werden können: den Teilen der Krippe (*cunabula*) Jesu Christi.

Schließlich wird mit der Inschrift auf der SW-Seite der Kreis geschlossen, indem die Augustuslegende, die Krippenreliquien und die Kreuzesweiheung des Obeliskens in einen gemeinsamen heilsgeschichtlichen Kontext gestellt werden:

CHRISTVS
PER INVICTAM
CRVCEM
POPVLO PACEM
PRAEBEAT
QVI
AVGVSTI PACE
IN PRAESEPE NASCI
VOLVIT.

Fazit

Dieser lediglich kleine Ausschnitt und kurze Überblick über die Obeliskens Roms und ihre Inschriften zeigt, welche eine Fülle an historischen Anknüpfungspunkten und didaktischen Möglichkeiten für den Lateinunterricht die Beschäftigung mit diesem Thema birgt. Neben den drei etwas ausführlicher vorgestellten Obeliskens bieten auch alle anderen Monumente dieser Art vielfältige Möglichkeiten für einen historischen und kunstgeschichtlichen Streifzug durch die ewige Stadt. So ließe sich die „Obeliskentour“ auch noch durch die Beschäftigung mit dem Obeliskens auf dem Vierströmebrunnen²⁰, der „Nadel“ des Horologium Augusti auf dem Montecitorio, dem „Berniniephanten“ auf der Piazza S. Maria sopra Minerva oder dem Sixtus-Obeliskens auf der Piazza del Popolo ebenso beliebig wie ergiebig fortsetzen. All diese Monumente bieten sowohl durch ihre Inschriften wie durch die große Fülle an themenbezogenen lateinischen Begleittexten die Möglichkeit, noch weiter und tiefer in die Geschichte Roms einzudringen. Durch sie können die Schüler/innen nicht nur in die faszinierende Geschichte Roms über mehrere Jahrtausende hinweg eintauchen, sondern sie sich auf eine ganz eigene Art und Weise nachhaltig erschließen. Vermittels didaktisch überlegt ausgewählter, kompetenzorientierter Aufgabenformate erwerben sie so wichtige Kompetenzen und Fertigkeiten, die sie

²⁰ s. dazu auch ausführlich Hotz: Wie Phaethon in den Vierströmebrunnen fiel, in Cursor 13, 2017, 3ff



Vision des Augustus und der Tiburtinischen Sibylle, Schedelsche Weltchronik, 1493

– weit über den Lateinunterricht hinaus – auch in anderen Fächern und/oder Situationen erfolgreich anwenden können. ■

Die Fassung des Aufsatzes mit fachdidaktischen Hinweisen bzw. Ergänzungen finden Sie unter folgendem QR-Code:



Ein Schuss von hinten

Biographische Risikomaximierung eines Renaissancegelehrten

Gottfried Kreuz

In den Nachmittagsstunden des 20. Novembers 1557 hallte ein Schuss durch den Schlingenbacher Wald, auch genannt der Schluisboden, einige Kilometer westlich von der kleinen Reichsstadt Windsheim an der Aisch in Mittelfranken. Ungenannte Zeugen, vielleicht zwei im tags darauf aufgenommenen Protokoll erwähnte „Knaben so daselbst des Viehs gehütet“, gaben an, es sei ein berittener Mann von einem, „der nuer zu Fuß gegangen, mörderisch erschossen und umb sein Leib und Leben gebracht worden.“ Bei dem Toten fand man außer reisetauglichem Gewand und einem handgeschriebenen Buch, wohl einer Notizensammlung, auch Geld im Wert von etwa 20 Gulden nebst zwei halben Écu d’or und sechs Portugalesern: Das entsprach ungefähr anderthalb Jahresverdiensten eines einfachen Handwerksgesellen zu jener Zeit. Ein simpler Raubmord schien also wenig wahrscheinlich, zumal der Mörder offenbar nicht gestört worden war und Zeit genug gehabt hätte, sein Opfer zu durchsuchen. Das Pferd und die Satteltasche fehlten hingegen, und da der Tote trotz seinem von der Kugel ziemlich entstellten Schädel leicht zu identifizieren war – der gelehrte Herr war erst zu Mittag aus der Stadt Rothenburg ob der Tauber, wo er etliche Tage zugebracht und eine Vielzahl von Kontakten gepflogen hatte, abgereist –, konnte man vielleicht auch eine Vorstellung davon haben, was in jener Satteltasche enthalten war: Schriftstücke aller Art, die, soweit bekannt, nun für im-

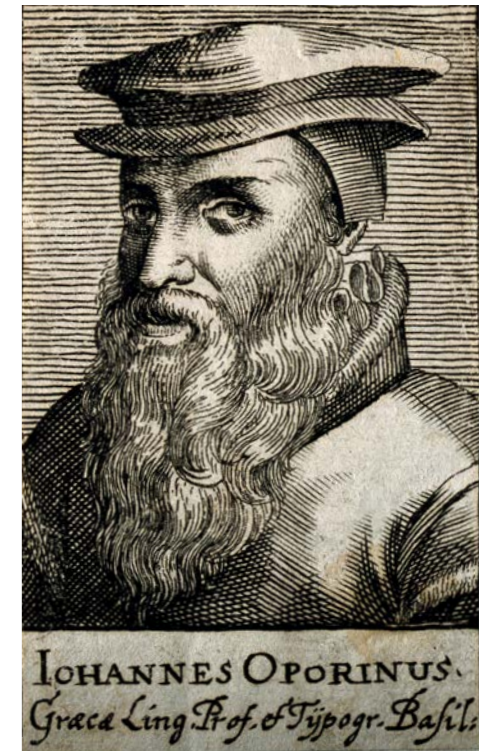


Portrait Bruschs (1544)

mer verschollen blieben. Hatte der Mörder es auf sie abgesehen gehabt? Und wer war der Ermordete, den man in der nahegelegenen kleinen Dorfkirche von Steinach an der Ens begrub?

Seine biographischen Daten wirken unspektakulär: Gaspar Bruschi, geboren 19. 8. 1518 in Schlaggenwald bei Eger, weitschichtig verwandt mit der Nürnberger Familie der Pirkheimer, von klein auf in lutherischem Milieu sozialisiert und an Lateinschulen in Eger und Hof sowie kurzzeitig an den Universitäten Tübingen und Wittenberg zu einem außerordentlich schreibgewandten Humanisten ausgebildet. Als Lehrer und Schulleiter hatte er z. B. in Arnstadt, Schmalkalden und Lindau gewirkt; durch Eheschließung war er zwischendurch in der freien Reichsstadt Ulm ansässig geworden; in den frühen 1550er Jahren schließlich hatte er unter zeitweiser Patronanz des Passauer Bischofs Wolfgang von Salm ein Wanderleben als Sammler von Klosterchroniken geführt und dies wie alle Stationen seines Lebens durch eine Flut von poetischen und prosaischen Publikationen dokumentiert.

Immerhin hatten ihm seine Werke die Dichterkrönung zum *Poeta Laureatus* (1541 durch Kaiser Karl V.) und 1550 die Erhebung zum Hofpalzgrafen (*Comes Palatinus*) sowie die Verleihung eines Wappens durch Ferdinand I. eingebracht. Seit 1555 freilich hatte er etwas zurückgezogener als (lutherischer) Pfarrer nahe bei Regensburg gelebt, ehe er im Herbst 1557 unversehens in Rothenburg ob der Tauber auftauchte, dem Rat der Stadt anbot, gegen passende Entlohnung eine Lobschrift auf die Stadt zu verfassen (was er auch gleich tat – es wurde posthum seine letzte Publikation), als Hofpalzgraf noch schnell einige hoffnungsvolle Aspiranten zu Notaren ernannte („kreierte“, wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß) und auf der Weiterreise nach Windsheim einem Attentat zum Opfer fiel. Was die Rothenburger Ratsherren, die Bruschs Hinterbliebene von dem Mord in Kenntnis setzten, nicht wissen, sondern höchstens vermuten konnten: Das Mordopfer war bei aller publicity-Sucht auch Tätigkeiten nachgegangen, die nicht jedermann zur Kenntnis kommen sollten.



Johannes Oporinus (posthume Darstellung auf Basis eines zeitgenössischen Portraits)

Schauplatzwechsel: Augsburg, 24. Februar 1555. Der königliche Rat Kaspar von Nidbruck, Diplomat und wichtiger Mitarbeiter Erzherzog Maximilians und König Ferdinands I., hat einen beunruhigenden Brief aus Basel bekommen. Absender ist Johannes Oporinus, der vielleicht prominenteste Buchdrucker seiner Zeit: Zeitgenossen beschreiben sein Haus am Nadelberg als arx der Bildung und Geisteskultur, und er scheut im gewittrigen Klima des Zeitalters der Konfessionalisierung nicht davor zurück, auch brisante Werke in sein Verlagsprogramm aufzunehmen. Zu diesem Programm gehört auch, vorerst noch streng geheimgehalten (sogar die diesbezügliche Korrespondenz erfolgt partiell verschlüsselt, indem sie etwa die Namen der Beteiligten durch Chiffren wie ο φίλος ersetzt werden) das Projekt der sog. Magdeburger Zenturien: ein von dem extremprotestantischen Theologen Matthias Flacius Illyricus (1520–1575) konzipiertes, breit angelegtes Geschichtswerk über alle Jahrhunderte seit der Zeitenwende, das dem Nachweis dienen soll, der Protestan-

tismus sei die wahre, nie völlig verloren-gegangene ‚Urkirche‘, der Katholizismus hingegen eine im Laufe der Zeit entstandene Häresie. Kein Wunder, dass man das Unterfangen bis zum Erscheinen des ersten Bandes möglichst geheimzuhalten trachtet, insbesondere dort, wo die nötigen Recherchen und Materialsammlungen sich auf zumindest nominell katholischem Gebiet abspielen. An Phantasie mangelt es dem Hauptredaktor des monumentalen Werkes, dem Magdeburger Superintendenten Johannes Wigand (1523–1587), dabei nicht. Um den reichen Bibliotheksbeständen Süddeutschlands näher zu sein, richtet er eine heimliche Zweigstelle in Regensburg ein, und dorthin lässt Nidbruck, selbst Protestant und zugleich inoffizieller Leiter der königlichen Hofbibliothek, in aller Stille und unter erheblichen Sicherheitsvorkehrungen fässerweise Handschriften aus Wien verschiffen – und auch wieder retour, nachdem Wigands Mitarbeiter in der freien Reichsstadt sie exzerpiert haben. Die Unterlagen zum Betrieb dieser apokryphen Entlehnstelle der heutigen Nationalbibliothek sind erhalten in Nidbrucks umfangreicher Korrespondenz wiederum in der Handschriften-sammlung der ÖNB (cvp 9737i und k).

Der Brief Oporins vom 12. Februar 1555, den der königliche Rat in Augsburg erhalten hat, betrifft freilich etwas anderes: Gaspar Bruschi ist verschwunden. In Basel kursieren dazu abenteuerliche Gerüchte, sogar von einer Hinrichtung Bruschs aus religiösen Motiven in Tirol will man wissen. Und der besorgte Oporin, in dessen Offizin Bruschi erst im Sommer 1553 mehrere Monate zugebracht und dabei nicht bloß eigene Werke (und in einem Fall ein ungeniert zum eigenen erklärtes fremdes) drucken hat lassen, sondern sich auch Grundkenntnisse des Druckerhandwerks angeeignet hat, verspricht sich offenbar Aufklärung, wenn er sich bei Nidbruck nach dem Verbleib des *poeta laureatus* erkundigt: Ein merkwürdiger Vorgang eigentlich, denn von einem Kontakt Bruschs zu Nidbruck ist vor diesem Zeitpunkt nichts bekannt, was umso mehr überrascht, als er sonst nicht müde wird, sich auch bedeutend kleinerer Gönner zu rühmen und sich prominente Freunde durch alle Formen poetischer und prosaischer Huldigungen gewogen zu halten. Immerhin, Nidbruck weiß bescheid oder stößt zumindest rasch auf die benötigte Information: Bruschi ist in Villach ins Gefängnis geworfen worden; warum, sei unklar; nur, dass der Inhaftierte eine Gruppe von Leuten verärgert habe (*offendit aliquos*), lässt der Rat durchblicken. Knapp einen Monat später (20. März 1555) schließlich kann er

Oporin von der inzwischen erfolgten Freilassung berichten. Und er tut anscheinend mehr als das, denn als Bruschi das nächste Mal sichtbar wird, zu Pfingsten 1555, wird er, der tatsächlich 1541/42 in Wittenberg ein wenig Theologie studiert hatte, bereits als Pfarrer des kleinen Ortes Pettendorf in sein Amt eingeführt. Pettendorf liegt wenige Meilen außerhalb von Regensburg, knapp auf pfälzischem Gebiet. Der dortige Landesherr, Ottheinrich von der Pfalz, ist der Hauptsponsor der Magdeburger Zenturien; Bruschi ein schreibgewandter Historiograph mit Spezialkenntnissen in deutscher Kirchengeschichte: Kein Wunder, dass man ihm die Regensburger Bücherschätze zugänglich macht und ihn vielleicht gar als Mitarbeiter für das große Geschichtswerk gewinnen will. Die Verhaftung in Kärnten, die Bruschi stark genug erschütterte, dass er sich in seiner ersten Publikation nach jenem Malheur als *Bruschius poeta Dei beneficio superstes* bezeichnete, bleibt halb und halb mysteriös. Soviel aber ist erkennbar: Bruschi pflegte engen Kontakt mit dem problematischen Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, Albrecht Alcibiades, der seit 1552, als er im Zuge des sog. Fürstenaufstands gegen Kaiser Karl V. militärisch zugeschlagen hatte, mehrere benachbarte Reichsstände, konkret die Stadt Nürnberg und die Bistümer Würzburg und Bamberg, befandete und von ihnen in schönster Raubrittermanier spürbare Gebietsabtretungen und noch bedeutend spürbarere Geldleistungen erpresste; ferner mit den Landgrafen von Leuchtenberg, Parteigängern des Kulmbachers. Obwohl Aktivitäten Bruschs als illegaler Drucker (und vielleicht auch Ghostwriter) markgräflicher Streitschriften erst Ende 1556 aufflogen, besteht Grund zur Annahme, dass sie weiter zurückreichten, zumal Albrecht Alcibiades in gewisser Weise Bruschs Landesherr war: Zumindest lag der elterliche Wohnsitz Wunsiedel, der auch dem Sohn regelmäßig als Standquartier bei seinem unsteten Leben diente, in seinem Herrschaftsbereich. Aus alledem ist die Gefangennahme in Villach zumindest plausibel erklärbar: eine simple Indiskretion konnte ausreichen, um die Bamberger Obrigkeit, die ohnehin schon nervöse Zustände bekam, sobald es um den Kulmbacher und seinen Anhang ging, auf die Fährte dieses Handlungers ihres Erzfeindes zu bringen. Vielleicht hätte der seinerseits gut daran getan, auf Bamberger Territorium (und Villach gehörte als eine der Kärntner Enklaven seit den Zeiten Kaiser Heinrichs II. zu Bamberg) lieber anonym unterwegs zu sein: Aber das entsprach eindeutig nicht dem Stil des *Poeta laureatus et Comes Palatinus*.

Eher schon überrascht seine relativ rasche Freilassung, denn auch wenn die Bamberger Gebiete in Kärnten damals schon halb und halb von Österreich mediatisiert und beispielsweise gar nicht mehr im Besitz voller Polizeigewalt waren, blieb Bruschs tatkräftige Unterstützung des längst geächteten Kulmbachers jedenfalls ein potentiell strafwürdiges Delikt, ganz gleich wo er sich aufhielt. Wenn es daher zu keinem Prozess gegen ihn kam und er nicht bloß auf freien Fuß gesetzt, sondern sogar noch auf jene Pfarrerstelle bei Regensburg gleichsam in Sicherheit gebracht wurde, dann muss es von österreichischer Seite her ein gewisses Interesse an seiner Person gegeben haben. Was konnte Ferdinand I. oder seinen Sohn Maximilian (II.) veranlassen, in solcher Weise einzugreifen? Gab es ältere Kontakte zwischen dem Erzhaus und Bruschi, die über das eine oder andere panegyrische Gedicht und huldigende Buchwidmungen hinausgingen?

Schauplatzwechsel: Niederaltaich, Neujahrstag 1552. Auf seiner Reise durch diverse bayerische Klöster in Niederaltaich freundlich aufgenommen, notiert Bruschi zum Jahreswechsel ein Dankgebet für das glücklich vergangene Jahr 1551 und lässt dessen Ereignisse Revue passieren, insbesondere eine im Hochsommer unternommene Reise von Augsburg nach Genua und zurück nach Nürnberg. Das Gedicht wird er später in eine Reinschrift seiner bayerisch-österreichischen Klosterchroniken übertragen, und dieser Codex wird auf unbekanntem Wege in die Bibliothek des Philipp Eduard Fugger und von dort im 17. Jhd. in die Wiener Hofbibliothek gelagen, wo er heute noch liegt (cvp 8869).



Philipp Eduard Fugger



Villach (Ansicht aus Matthäus Merians Topographia Auviciarum, 1679)

Man liest darin (fol. 32v–33v):
 Nunc o tempus adest, nunc venit amabilis hora,
 conveniens laetis versibus hora meis,
 qua pia laudatur tua circumcisio, Christe,
 Christe Palaestina virgine nate puer.
 Iam bonitate tua rursus complevimus annum,
 atque bonis avibus cernimus ire novum.
 Ergo tibi meritas ago grates, Christe redemptor,
 quod fueris vitae portus et arca meae,
 quod me per totum hunc pulchre defenderis annum,
 quod semper fueris hunc comesque mihi;
 quod mihi praeclaros tot conciliaris amicos
 doctrina magnos et pietate viros.
 Conciliaris item regumque ducumque favorem,
 quorum sum factus ditior auxiliis.
 Te duce Boiorum et Rhaetorum vicinus Alpes,
 Iulius ille olim quas superavit ovans:
 Iulius imperii Romani maximus author,
 artibus et belli clarus et arte togae.
 Te duce Speluncam superavi, ubi concipit ortum
 Rhenus, et ad Larum venimus inde lacum.
 Quo superato etiam Insubrum laetissima regna
 vidimus aque urbem, Carole quinte, tuam.
 Quam propter toties certatum est vindice dextra
 et finem Mavors nondum habet iste suum.
 Te duce, Christe Deus, per moenia celsa Papiae
 sum quoque robusti tergo vectus equi,
 urbis ubi doctae spatiosum vidimus hortum
 infaustum illum olim, Galle superbe, tibi;
 in quo pugnantem cepit te Carolus heros
 Martius: haud toto, quem regit, orbe minor.
 Te duce, Christe Deus, Ticinum traiecimus amnem
 Immo Padum et Trebiam flumina nota nimis.
 Te duce successi Lygurum feliciter urbi,
 qua non conspecta est pulchrior ulla mihi.
 Hic primum classem conscendi altisque triremes,
 quarum est Andreas Dorius ille pater,
 patricius, Lygurum dux et fortissimus urbis,
 Neptunus Lygurum maximus ille maris:
 Quem metuunt Turcae, Gallus tremit, omnis adorat
 Ausonidum terra ut Numam in orbe novum.
 Te Duce, Christe deus, rursum ista per omnia regna
 ad patriae veni moenia puchra meae. (...)

Oh, jetzt ist die Zeit da, jetzt ist gekommen die liebe Stunde,
 eine Stunde, passend zu meinen Versen,
 in der, Christus, deine Beschneidung gepriesen werden soll,
 Christus, geboren von der Jungfrau aus Palästina.
 Schon haben wir dank deiner Güte wieder ein Jahr vollgemacht
 und sehen, wie unter guten Vorzeichen ein neues seinen Lauf nimmt.
 Also erstatte ich dir den geschuldeten Dank, Christus, Erlöser,
 dass du meinem Leben Hafen und Arche warst,
 dass du mich durch das ganze Jahr hindurch gut verteidigt hast,
 dass du mir allzeit Führer und Begleiter warst,
 dass du mir so viele hochrangige Freunde verschafft,
 Männer von hoher Gelehrsamkeit und starker Frömmigkeit.
 Du bringst mich auch in die Gunst der Könige und Fürsten,
 deren Unterstützung mich reicher gemacht hat.
 Unter deiner Führung habe ich die bayerischen und rhätischen Alpen überwunden,
 die Julius einstens siegreich überwand:
 Julius, der wichtigste Gründer des römischen Reiches,
 berühmt in den Künsten des Krieges und der Kunst des Friedens.
 Unter deiner Führung habe ich den Splügen überwunden, wo seinen Anfang nimmt
 der Rhein, und von dort kamen wir zum Comosee.
 Den überquerten wir, und auch die reichen Gebiete der Insubrer sahen wir
 und deine Stadt, Karl der fünfte,
 in deren Nähe so oft mit rächender Hand gefochten wurde –
 und dieser Krieg hat noch immer kein Ende gefunden.
 Unter deiner Führung, Christus, bin ich durch die hohen Mauern von Pavia
 geritten, auf dem Rücken eines robusten Pferdes,
 wo wir in dieser Stadt der Bildung den geräumigen Garten sahen,
 der einst dir, stolzer Gallier, solches Unglück brachte!
 In ihm fing dich im Handgemenge der kriegerische Held Karl:
 er, der nicht kleiner ist als die Welt, die er regiert.
 Unter deiner Führung, Christus und Gott, haben wir den Tessin überquert,
 auch den Po und die allzu bekannte Trebia.
 Unter deiner Führung gelangte ich glücklich zur Stadt der Ligurer,
 der schönsten, die ich jemals erblickt habe.
 Hier ging ich erstmals auch an Bord der Flotte und der hohen Triremen,
 deren Vater der berühmte Andrea Doria ist,
 der Patrizier, Führer der Ligurer und der Tapferste seiner Stadt,
 er, der Neptun des Ligurermeeres,
 den die Türken fürchten, vor dem der Gallier zittert, den das ganze
 Ausonierland verehrt wie eine neue Gottheit auf Erden.
 Unter deiner Führung, Christus, bin ich wieder durch alle diese Gebiete
 zu den ansehnlichen Mauern meiner Heimat(stadt) gelangt. (...)

Der Reiseverlauf scheint soweit klar zu sein: über den Splügenpass zum Comosee, weiter nach Parma (der ‚Stadt Karls des fünften‘) und Pavia und schließlich nach Genua, dann auf demselben Weg retour. Die zeithistorischen Details fügen sich in die kleine Momentaufnahme: der sog. Parmakrieg, ein 1551 ausgebrochener Stellvertreterkrieg zwischen Frankreich und Österreich, der im Durcheinander des Fürstenaufstandes von 1552 ziemlich sang- und klanglos im Sand verlief, und ebenso die Genueser Flotte, der traditionelle Hauptgegner türkischer oder französisch-türkischer Flottenaktivitäten im westlichen Mittelmeer, wie sie 1551/52 auch wieder einmal drohten. Zumindest ritt Bruschi also mit wachen Augen durchs Land und scheute auch potentielle Konfliktzonen nicht. Doch wozu eigentlich die Reise? Wollte er wirklich nur als Sommertourist den Garten von Pavia sehen, in dem 1525 Franz I. von Frankreich gefangen genommen worden war, oder in Genua Flottensichtseeing betreiben? Zugegeben: Maximilian (II.), dem er das Widmungsexemplar der gerade erschienenen *Centuria prima* der Klosterchroniken schuldete, reiste im Sommer 1551 aus Oberitalien nach Spanien und einige Monate später mit seiner ganzen Familie von dort über Genua wieder zurück, sodass man auf die

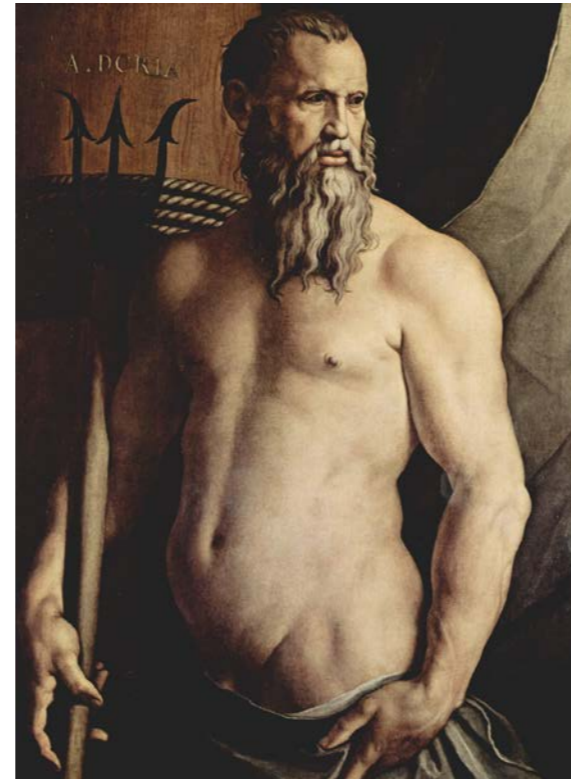
Idee kommen könnte, Bruschi sei Maximilian gleichsam nachgereist, um sein Buch an den Mann zu bringen. Doch beider Wege verfehlten einander um viele Wochen, sodass sie erst Ende Februar 1552 in Passau zusammentrafen. Wozu dann also die Reise nach Italien?

Der Zufall will es, dass an völlig anderer, erst kürzlich entdeckter Stelle weitere Zeugnisse von dieser Reise erhalten geblieben sind, zumindest mit größter Wahrscheinlichkeit (denn Bruschs Biographie weist keine andere Reise auf, zu der ein Zusammenhang herstellbar wäre). Anno 1678 erschien in Bozen ein historisch-geographisches Überblickswerk zu Tirol mit dem barocken Titel *Deß Tirolischen Adlers Immergründendes Ehren-Kränzlel*. Der Verfasser, Franz Adam Freiherr bzw. ab 1654 Graf Brandis (1639–1695), war ein typischer Vertreter des Tirolischen Adels seiner Zeit, und auch sein Werk weist ihn nicht als herausragenden Wissenschaftler aus, sondern eher als fleißigen Kompilator, der insbesondere aus dem riesenhaften, groteskerweise bis heute ungedruckten und im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrten Manuskript *Der Tiroler Adler* des Matthias Burgklehner (oder Burglechner, 1573–1642), dem wohl wichtigsten Werk zur Tiroler Geschichte,

reichlich exzerpierte. Doch nicht nur dorthin bezog er Informationen: An über 20 Stellen verweist Brandis auf Bruschi, und nicht etwa auf dessen gedruckte Werke (manche davon kennt und zitiert er freilich dann und wann), sondern zumeist auf *collectanea* oder *collectanea manuscripta*, zu denen er offenbar Zugang hatte:¹

Schon das ist sonderbar genug, denn weder war die Existenz solcher Manuskripte bislang bekannt noch war aus den bekannten Werken Bruschs und aus seiner darin oft über-

¹ Dem aktuellen Nachfahren Franz Adams, Jakob Graf Brandis, der dem Verfasser des vorliegenden Artikels in entgegenkommender Weise angeboten hat, im Familienarchiv nach vielleicht noch erhaltenen Materialien aus dem Entstehungsprozess des Ehren-Kränzels zu suchen, sei herzlich gedankt: Das Angebot konnte bislang aus privaten Gründen ebenso wie aufgrund der aktuellen Covid19-Unsicherheiten leider noch nicht angenommen werden.



Andrea Doria als Neptun (Agnolo Bronzino)

detailliert abgebildeten Biographie eine Anwesenheit in oder auch nur ein Bezug zu Tirol zu vermuten. Doch mehr noch: Die Mehrzahl dieser sonderbaren Verweise auf Bruschi macht Brandis zu konkreten Örtlichkeiten, denen er einen Eintrag im geographischen, alphabetisch geordneten zweiten Teil seines Buches widmet. Sie ergeben folgende Reihe: Bozen, Innsbruck und Stift Wilten, Kitzbühl, Kufstein, Rattenberg, Reiff (Riva am Gardasee), Rofreit (Rovereto), Sterzing, Trient (Schloss Buonconsiglio), Castelfeder, Castel Romano, Friendsberg bei Schwaz, Hörtenberg (Oberinntal), Matsch (Vintschgau), Stein am Ritten, Vahrn (bei Brixen). In eine Landkarte eingetragen ergibt das ein interessantes Bild:

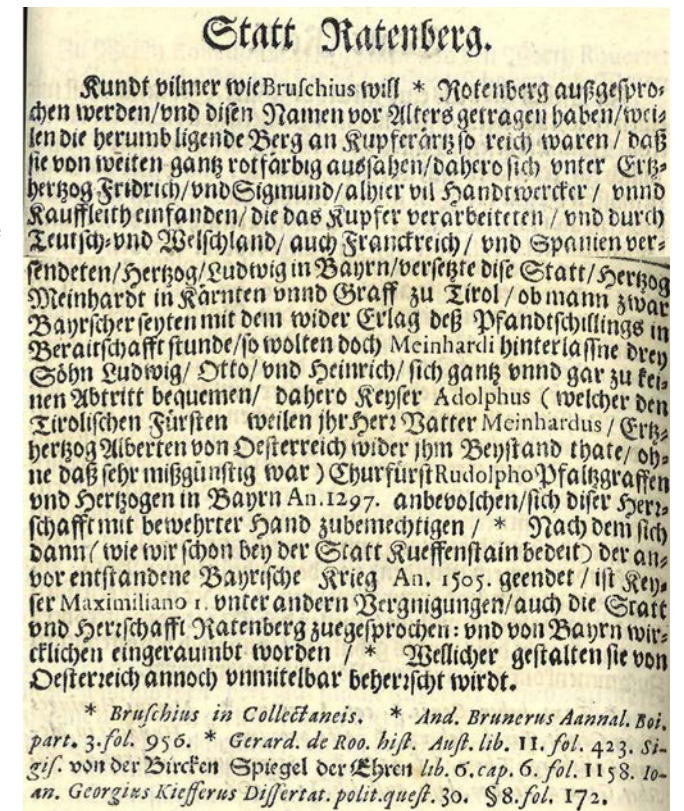
Mit der Ausnahme von Matsch im oberen Vintschgau (und dem freilich von Innsbruck aus rasch zu erreichenden Hörtenberg) liegen alle diese Punkte nicht nur auf einer Linie, sondern auch entlang einer Reiseroute, die plausibel als Rückweg von Norditalien, z. B. von Genua nach Süddeutschland passt. Bruschs extrem knappe Beschreibung seiner Rückkehr als *per eadem regna* dürfte also ein wenig ungenau sein. Dabei muss er, wenn er durch Trient kam, das dort tagende Konzil erlebt haben, ein spannendes Schauspiel selbst für weniger an der Religion Interessierte als ihn – und doch verschweigt er dies wie

überhaupt seine Anwesenheit in Tirol in allen seinen bekannten Werken. Auch ist die Art der Örtlichkeiten, zu denen Brandis in Bruschs Manuskripten Informationen fand, auffallend. Bruschs Interesse galt, soweit seine publizierten Werke erkennen lassen, Klöstern und ihrer Geschichte: Er sammelte Äbtekataloge und interessierte sich gelegentlich auch für die Genealogie von Stifterfamilien; eine solche Materialsammlung zu Klöstern des bayerischen und österreichischen Donauraums ist, wie oben schon skizziert, in Wien handschriftlich erhalten. Weltliche Anlagen wie Schlösser, Burgen, Ortschaften hingegen beachtet er wenig: Er erwähnt sie nur im Rahmen poetischer Reisegedichte (Hodoiporika), mit denen er manche seiner Reisen recht plakativ bekannt machte und von denen ein rundes Dutzend aus seiner Feder erhalten ist. Weitere mögen existiert haben – lag Brandis vielleicht so ein Gedicht vor?

Die Möglichkeit besteht, aber sie ist nicht sehr wahrscheinlich. Reisegedichte sind kein Vehikel für detaillierte historiographische Kenntnisse, und auch Bruschi nennt in seinen Hodoiporika zwar zahlreiche Orte und Burgen als Reiserstationen, mehr als zwei oder drei Verse mit entsprechend wenig sachlicher Information bekommen sie aber nur in Einzelfällen gewidmet. Und weshalb sollte Brandis, dem doch reichhaltigere Quellen vorlagen, ein un-

publiziertes Gedicht mit einigen Erwähnungen von Ortschaften systematisch ausgewertet und zitiert haben, gleichwertig etwa neben Burgklehners *Tiroler Adler*?

Wenn es aber ausführliche Materialsammlungen waren, die Brandis vorlagen, dann wird die für Bruschs offizielle Interessen (also seine Forschungen zu Klostergeschichten, mit denen er seine Reisen jedenfalls nach außen hin begründete) untypische Reihe der Örtlichkeiten nicht nur als Reiseroute auffällig. Trient oder Innsbruck sind Orte, die jeder erwähnte, der durch Tirol reiste – doch warum Rattenberg, Hörtenberg oder Stein am Ritten? In Rattenberg gab es zwar ein Kloster der Augustinereremiten, vor allem aber eine der wichtigen Sperrfestungen des unteren Inntals; in Stein am Ritten eine kleine Burg, die die alte Nord-südroute vom Eisacktal nach Bozen überwachte; und auch in Hörtenberg nichts als eine Burg, die den Weg von Innsbruck

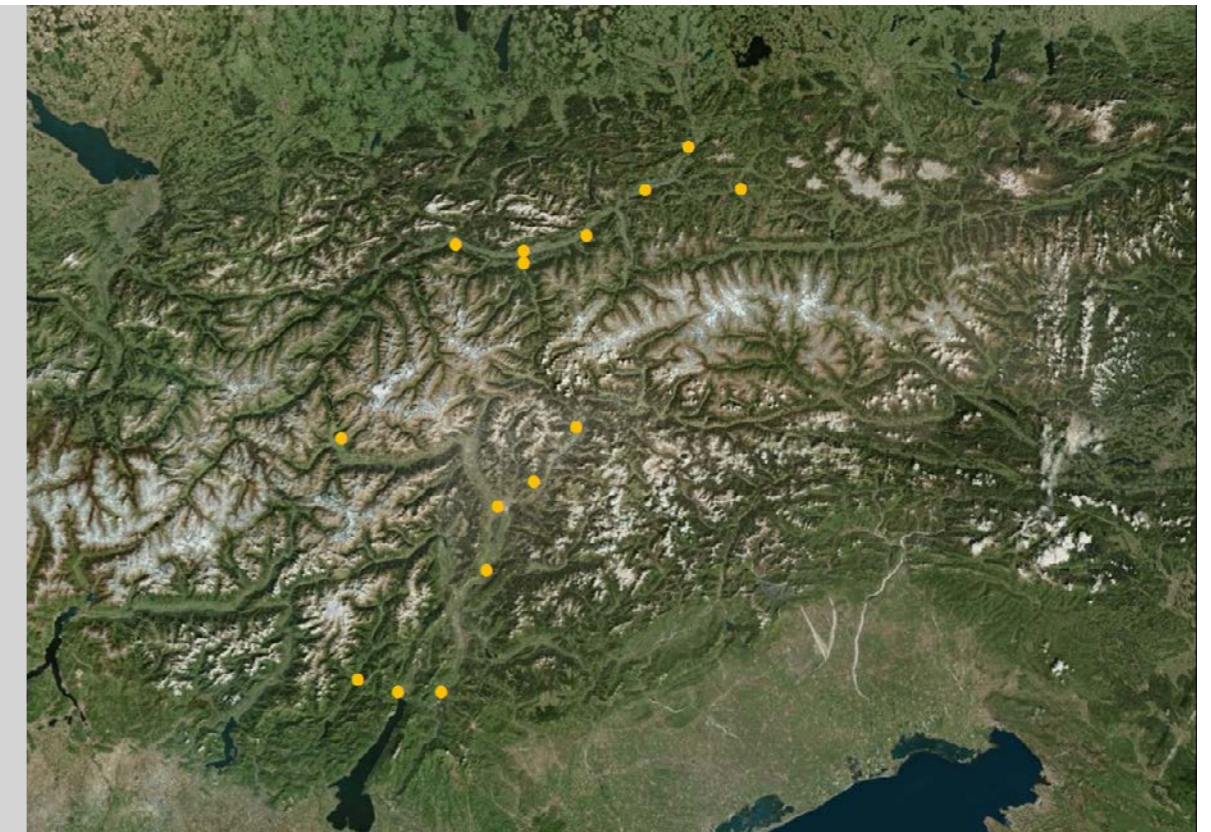


Eintrag zu Rattenberg aus Brandis' Ehren-Kränzlel (Teil 2, 141f)

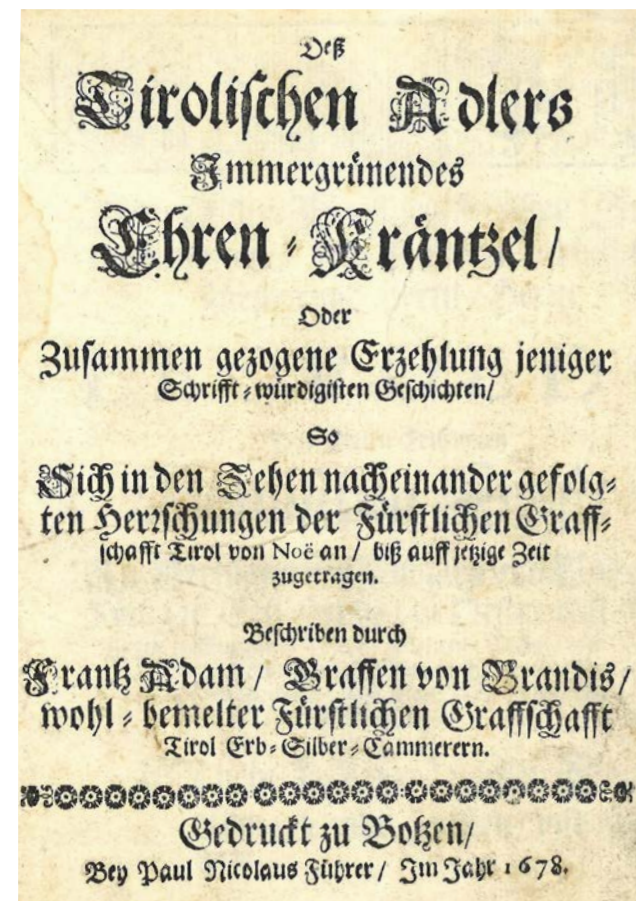
über die Ehrenberger Klause nach Bayern sicherte. Hatte Bruschi plötzlich einen

Bruschzitate bei Brandis:

- Kitzbühl
- Kufstein
- Rattenberg
- Friendsberg
- Innsbruck
- Wilten
- (Hörtenberg)
- Vahrn
- Stein am Ritten
- Bozen
- (Matsch)
- Castelfeder
- Rofreit/Rovereto
- Reiff/Riva
- Castel Romano



Die Bruschzitate bei Brandis, auf eine Landkarte übertragen



Titelblatt des Immergründenden Ehren-Kränzels



Karl V. nach der Schlacht von Mühlberg 1547 (Tizian)

Hang zur Militärgeographie entwickelt, dass er die drei wichtigsten Verkehrswege nach Innsbruck und ihre potentiellen Sperren in Augenschein nahm?

Nicht unbedeutend erscheint der Zeitpunkt, zu dem er dies tat – im Sommer 1551. Zu diesem Zeitpunkt liefen bereits die Vorbereitungen zum sog. Fürstenaufstand gegen Karl V., angeführt von Moritz von Sachsen. Konkretisiert wurden die Planungen dieser Rebellion, die den Rücktritt des Kaisers und den Übergang der Reichsgewalt und der Thronfolge im Reich allein auf die österreichische Linie des Hauses Habsburg zur Folge hatte, auf der Konferenz von Lochau im Oktober 1551. Mit von der Partie war Markgraf Albrecht Alcibiades – schon dieser Umstand lässt es denkbar erscheinen, dass Bruschi in die Sache verwickelt gewesen sein mag. Vor allem aber: Die militärischen Planungen der Aufständischen zielten auf Tirol und potentiell weiter nach Oberitalien, denn dort würde sich, so vermutete man schon seit längerem (und ganz zu Recht), Karl V. in der ersten Jahreshälfte 1552 aufhalten. Tatsächlich residierte er, begleitet nur von einer winzigen Leibgarde und lange Zeit blind gegenüber dem Doppelspiel des sächsischen Kurfürsten, ab November 1551 in Innsbruck. Und auf Innsbruck rückten denn auch die Truppen der Aufständischen vor, durchbrachen am 19. Mai die Ehrenberger Klause bei Reutte und zwangen den Kaiser, auf dessen Gefangennahme sie angeblich zielten, noch am gleichen Tag zur überstürzten Flucht über die Alpen und letztlich nach Kärnten. Der ohnedies schon körperlich geschwächte und vielleicht an einem burn-out leidende Monarch sollte sich von dieser Demütigung nicht mehr erholen, weder politisch

noch persönlich. Nun gut: Jeder vernünftige Feldherr wird, bevor er einen Kriegszug unternimmt, das Terrain sondieren und Nachrichten z. B. über den Zustand der relevanten Sperrfestungen einholen. Gaspar Bruschi war dafür gut geeignet: Seine Reisen zu diversen Klöstern boten, so ernst sie auch an sich gemeint waren, eine gute Tarnung auch für nachrichtendienstliche Tätigkeit; seine Kontakte zu Albrecht Alcibiades und allgemein seine protestantische Grundhaltung konnten ihn zu einem geeigneten Kundschafter für den in Vorbereitung befindlichen Aufstand gegen die katholische Universalmonarchie Karls V. machen. Übrigens: Verbündete der Aufständischen waren durch Vermittlung des Albrecht Alcibiades, der extra deswegen nach Paris und Chambord gereist war, das Königreich Frankreich sowie (infolge von Frankreichs Allianzen im Mittelmeerraum) das osmanische Reich. Die traditionell eng mit Österreich-Spanien kooperierende Genueser Flotte spielte eine zentrale Rolle in diesem Kräftemessen zwischen den Großmächten. Dieselbe Reise, der die bei Brandis überlieferten Erkennungszeichen Bruschi in Tirol zuzuschreiben sein dürften, hatte ihn nachweislich ausgerechnet nach Genua geführt. Zufall? Das alles fügt sich passabel zusammen: Eine Kooperation Bruschi mit den aufständischen Fürsten und insbesondere Albrecht Alcibiades, der den Fürstenaufstand benützte, um seine Raubzüge gegen Nürnberg, Würzburg und Bamberg zu starten, passt ebenso zu seiner Inhaftierung im bambergischen Villach 1555 wie zu den sonst schwer erklärlichen, auf Tirol bezüglichen Zitaten aus Manuskripten Bruschi bei Brandis. Aber es fehlt noch ein Mosaikstein: Weshalb war man 1555 in der Umgebung Maximilians II. (indirekt also auch der Ferdinands I.) so darum bemüht, Bruschi aus seiner Haft in Villach wieder freikommen zu lassen und in Sicherheit zu bringen? Welchen Grund sollten die österreichischen Habsburger nach dem Debakel Karls V. 1552 haben, einen Mitarbeiter der Kriegsgegner zu decken?

Hier berührt man die wohl nie mehr ganz zu klärende Frage nach der Rolle, die Ferdinand I. und erst recht sein Sohn Maximilian II. beim Fürstenaufstand spielten. Beide hielten die ganze Zeit über engsten Kontakt zu dem sowieso immer eng an Österreich orientierten Moritz von Sachsen – noch Anfang Mai 1552 konferierten sie in Linz mit ihm –, und Ferdinand blieb zwar treu an der Seite seines Bruders und überwachte persönlich dessen Evakuierung aus Innsbruck und bis nach Spital an der Drau, aber er hatte zuvor auch als Landesherr von Tirol alles getan, das Land militärisch

weitestgehend zu entblößen und die im letzten Moment anlaufenden Abwehrmaßnahmen Karls a priori zum Scheitern zu verurteilen. Und er selbst und mehr noch sein Sohn Maximilian waren schließlich wesentliche Nutznießer des Aufstandes, schoben sie damit doch den erst 1551 (kurz vor Beginn der Vorbereitungen des Aufstandes übrigens) sehr zu ihrem Verdruss fixierten Plänen Karls V., seinen Sohn Philipp auf den Kaiserthron zu hieven und Maximilian mehr oder minder kaltzustellen, einen Riegel vor.

Überhaupt scheint die Attacke auf Tirol eine recht wohl dirigierte Angelegenheit gewesen zu sein: Karl V. wurde bis zur Lächerlichkeit blamiert, seine Gefangennahme aber wurde vermieden und war vermutlich auch nie das Ziel der Rebellion – was hätte Moritz von Sachsen auch mit seinem verhafteten Reichsoberhaupt anfangen sollen? Die öffentliche Meinung, die ihm schon nicht grün war, als sein Bündnis mit Frankreich und gar den Osmanen publik wurde (er löste es ohnehin fast sofort wieder), hätte ihn zerrissen, d. h. er hätte das Wohlwollen oder zumindest die Neutralität vieler Reichsstände, die ihm zunächst noch den Rücken deckten, verloren; und binnen einiger Monate hätte ein ernsthaft gereiztes Haus Österreich Truppen genug zusammenziehen können, um die Aufständischen in jede beliebige Ecke zu treiben. Es musste also bei einem symbolischen Schlag bleiben, und der Kurfürst hielt sogar seine Soldaten nach



Maximilian II. (Nicolas Neufchâtel)



Herzog Moritz von Sachsen (Lucas Cranach d. J.)

dem Durchbruch bei Reutte (19. Mai 1552) gegen jede taktische Raison einen Tag lang zurück, ehe er auf Innsbruck vorrückte, anzunehmendermaßen in dem Bewusstsein, dass der Kaiser inzwischen Vorsprung genug haben musste, um nicht mehr in Gefahr geraten zu können. Am 23. Mai schließlich informierte König Ferdinand Moritz darüber, dass Karl außer dessen Reichweite war. Wie schön, dass

Kommunikation auch über Fronten hinweg möglich war.

Nimmt man also an, dass die Ziele der aufständischen protestantischen Fürsten und die Interessen der österreichischen Habsburger Ferdinand und Maximilian 1551/52 vereinbar waren, dann löst sich plötzlich der Widerspruch zwischen Bruschi heikler Tätigkeit für Albrecht Alcibiades und dem großen Wohlwollen, das ihm im Umfeld Maximilians und seines Rates Kaspar von Nidbruck zuteil wurde. Die faszinierende Wandelbarkeit der Bündnisse in jenen Jahren – Karl V. schaffte es kurz nach seiner Flucht nach Villach beispielsweise, Albrecht Alcibiades und dessen Armee für sich zu gewinnen und gegen Frankreich einzusetzen, freilich erfolglos – tut ein übriges, derlei Verbindungen nicht allzu merkwürdig erscheinen zu lassen.

Die großen Akteure jener Jahre verteilten 1552 die Karten neu untereinander: Moritz von Sachsen stieg zu einem respektierten militärischen Oberhaupt des deutschen Protestantismus und zum Garanten der Stabilität in Deutschland, auch wenn eine Ironie der Geschichte es wollte, dass er schon im Jahr darauf in einer Schlacht gegen seinen Exverbündeten Albrecht Alcibiades fiel. Dieser selbst starb im Jänner 1557 im Exil in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden-Durlach; sein gut beschriebener

Krankheitsverlauf lässt an eine Vergiftung denken. Kaiser Karl V., dessen Niedergang mit der Flucht aus Innsbruck begonnen hatte, trat bis 1556 von allen seinen herrscherlichen Ämtern zurück und starb 1558 an seinem Alterssitz in San Jerónimo de Yuste. Ferdinand I. übernahm in diesen Jahren endgültig die Regierung des Heiligen Römischen Reiches und betrieb eine ausgleichende Politik auf Basis des Augsburger Religionsfriedens von 1555; sein Sohn Maximilian II. folgte ihm ab 1564 darin nach. Kaspar von Nidbruck hingegen starb 1557 unvermutet auf einer diplomatischen Reise in Brüssel, und als mindestens ebenso unvermutet wird man wohl den Schuss aus dem Hinterhalt bezeichnen, der zwei Monate später Gaspar Bruschi im Schlingenbacher Wald vom Pferd warf. Es war immer schon gefährlicher, zu den kleinen Akteuren der großen Politik zu gehören als zu den großen. Bruschi Grab ist heute verschollen, denn die Kirche von Steinach an der Enns wurde im 17. Jhd. größtenteils durch einen Neubau ersetzt. Am ungefähren Ort des Attentats findet sich noch ein Steinkreuz zum Gedenken (BLfD-Referenz D-5-71-205-36). Was sonst blieb, sind zahlreiche Publikationen, von Spottgedichten bis zu Klosterchroniken, vom Städtelob bis zur Übersetzung des Melanchthonschen Katechismus ins Deutsche – und einige vage Spuren von Werken, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. ■

Abbildungsverzeichnis, Teil 2:

- S.53 o.: privat Gottfried Kreuz
- S.53 u.: privat Gottfried Kreuz
- S.54 o.: [https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_V._\(HRR\)#/media/Datei:Carlos_V_en_M%C3%BChlberg_by_Titian_from_Prado_in_Google_Earth.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_V._(HRR)#/media/Datei:Carlos_V_en_M%C3%BChlberg_by_Titian_from_Prado_in_Google_Earth.jpg)
- S.54 u.: [https://de.wikipedia.org/wiki/Maximilian_II._\(HRR\)#/media/Datei:Nicolas_Neufch%C3%A2tel_002.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Maximilian_II._(HRR)#/media/Datei:Nicolas_Neufch%C3%A2tel_002.jpg)
- S.55 o.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a5/Lucas_Cranach_the_Younger_-_Prince_Elector_Moritz_of_Saxony_-_Google_Art_Project.jpg
- S.56 o.: http://www.digitales-forum-romanum.de/wp-content/uploads/2014/02/A-3-0404_MN_Vestatempel_Kontext.jpg
- S.57 o.l.: [https://www.wikiwand.com/de/C/-43_K1_\(Komet_Caesar\)](https://www.wikiwand.com/de/C/-43_K1_(Komet_Caesar))
- S.57 o.m.: <http://www.romancoins.info/VIC-Buildings.html#Divus-Julius>
- S.57 o.r.: http://www.wildwinds.com/coins/ric/augustus/RIC_0415.jpg
- S.57 u.: http://en.wikipedia.org/wiki/File:Aphrodite_Anadyomene_from_Pompeii_cropped.jpg
- S.58 o.: http://www.romereborn.virginia.edu/_images/gallery-2-1/rostra_medium.jpg
- S.58 u.l.: https://en.wikipedia.org/wiki/Temple_of_Caesar#/media/File:HuelserRecTemplumDiviIuli.jpg
- S.58 m.: [https://www.kuenker.de/de/archiv/stueck/61845](https://www.numisbids.com/n.php?lot&id=1840&lot=446S.56_u.r.)
- S.59 o.: <https://actianicopolisarchaeopark.gr/en/nikopolis/the-victory-monument-of-actium/>
- S.59 u.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/b0/Augustus_Primaporta_Paludamentum.jpg
- S.60 o.: <http://www.digitales-forum-romanum.de/gebaeude/partherbogen/>
- S.60 u.l.: http://www.wildwinds.com/coins/ric/augustus/RIC_0132.jpg
- S.60 u.r.: <http://lupa.at/10846>
- S.61 o.: <http://www.digitales-forum-romanum.de/gebaeude/basilica-iulia/>
- S.62 o.l.: <http://www.romanemperors.com/images/tiberius/tiberius-concordia-temple-9.jpg>
- S.62 o.r.: <http://www.wildwinds.com/coins/sear5/s1552.html>
- S.62 u.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Clipeus_virtutis_-_Augusto_-_Arles.jpg
- S.63 o.: http://www.digitales-forum-romanum.de/wp-content/uploads/2014/03/A-2-0304_JKLMNOP_Basilica-Pauli_Kontext1.jpg
- Knabl:
- S.64 u.: Diogenes Verlag
- S.65 o.: Diogenes Verlag
- S.66 o.: Diogenes Verlag
- Lošek:
- S.71 o.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johannes_\(Jan\)_Vermeer_-_Christ_in_the_House_of_Martha_and_Mary_-_Google_Art_Project.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Johannes_(Jan)_Vermeer_-_Christ_in_the_House_of_Martha_and_Mary_-_Google_Art_Project.jpg)
- König:
- S.76 u.: https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Schule_von_Athen#/media/Datei:Sanzio_01_cropped.png
- S.77 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Sieben_

- [freie_K%C3%BCnste#/media/Datei:Hortus_Delectiarum_Die_Philosophie_mit_den_sieben_freien_K%C3%BCnsten.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Hortus_Delectiarum_Die_Philosophie_mit_den_sieben_freien_K%C3%BCnsten.JPG)
- S.78 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Sieben_freie_K%C3%BCnste#/media/Datei:Tuebinger_Hausbuch_Freie_Kuenste.jpg
- S.78 u.l.: [https://de.wikipedia.org/wiki/Gottfried_Wilhelm_Leibniz#/media/Datei:Christoph_Bernhard_Francke_-_Bildnis_des_Philosophen_Leibniz_\(ca._1695\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Gottfried_Wilhelm_Leibniz#/media/Datei:Christoph_Bernhard_Francke_-_Bildnis_des_Philosophen_Leibniz_(ca._1695).jpg)
- S.78 u.r.: https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_von_Humboldt#/media/Datei:W.v.Humboldt.jpg
- S.79 o.: <https://en.wikipedia.org/wiki/Self-reference#/media/File:Ouroboros.png>
- S.81 o.: Robert König, Gramm Mystica
- S.81 u.: https://en.wikipedia.org/wiki/Logos#/media/File:Prologus_Ioanni_Vulgata_Clementina.jpg
- Panagl:
- S.82 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Bartolomeo_Veneto_001.jpg
- S.84 o.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/2e/Rosa_willmottiae_4.jpg
- S.85 u.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/31/Nelumbo_nucifera1.jpg
- S.87 u.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/b5/Viola_adunca_5819.JPG
- Strobl:
- S.92 o.: https://de.wikipedia.org/wiki/Hypnos#/media/Datei:Euphronios_krater_side_A_MET_L.2006.10.jpg
- Dujmovits:
- S.93 u.: privat Walter Dujmovits

Res publica restituta? Augusteische Raummetamorphosen I

Michael Lobe



Abb. 1: Ensemble der von Kastortempel, Partherbogen und Caesartempel aus dem Forum Romanum ausgeschlossenen regia und des Rundtempels der Vesta

Dynastische Implikationen: Die augusteische Transformation des Forum Romanum

Im Jahre 14 v. Chr. standen große Teile des Forum Romanum in Flammen – der Princeps nutzte die Gunst der Stunde, aus Rauch und Trümmern neue marmorgeländende Bauwerke erstehen zu lassen. Die Bautätigkeit des Augustus in Rom ist legendär und von keinem anderen Kaiser später übertroffen worden – bekannt ist sein durch Sueton überliefertes Dictum, wonach er eine aus Ziegelsteinen vorgefundene Stadt in eine marmorne verwandelt habe. Henner v. Hesberg hat in seinem lehrreichen Überblicksartikel anlässlich der Berliner Augustusausstellung 1988 darauf hingewiesen, dass bei der augusteischen Baupolitik nicht nur an die unzweifelhaft staunenswerte materielle Seite zu denken ist, sondern auch an den Aspekt der zum ersten Mal für breite Bevölkerungsschichten garantierten Sicherheit – was den Schutz vor Feuersbrünsten und Überschwemmungen sowie verbesserte sanitäre Einrichtungen, systematische soziale Sicherungsmaßnahmen und Rechtssicherheit miteinschloss. In dieser für das Magazin „cursor“ konzipierten Trilogie stehen drei Areale Roms im Mittelpunkt, deren

augusteische Prägung in Archäologie und Kunstwissenschaft längst dokumentiert ist, möglicherweise nicht allen Kollegen gleichermaßen bewusst ist. Der erste Teil zeigt auf, wie Augustus das republikanische Forum Romanum zum Aushängeschild der gens Iulia umgestaltet und vereinnahmt; der zweite wird die Umgestaltung des Marsfeldes in eine ‚Apotheoselandschaft‘ einerseits, in ein gigantisches Freizeitareal des novus Neptunus Agrippa andererseits thematisieren. Der letzte Teil wird zeigen, wie der Palatin baulich mit augusteischer Ideologie und Religiosität aufgeladen wurde.

Die julische Umgestaltung des Forum Romanum

Zunächst verkürzt der Princeps das republikanische Forum, indem er es mit dem Bau des Caesartempels und seiner Triumphbögen neu begrenzt. In der Wirkung werden damit die altrepublikanischen Gebäude der regia und des Vestatempels ausgegrenzt und buchstäblich in den Schatten der neuen Bauten gestellt. (Abb. 1) Augustus lässt zudem als Pontifex Maximus ab 12 v. Chr. den Vestakult in sein Haus auf dem Palatin verlegen und beschneidet damit den republikanischen

Rundbau zusätzlich in seiner Bedeutung. Die regia reicht in die mythische Vorzeit Roms zurück. Seit Numa Pompilius soll sie Wohnstatt der römischen Könige gewesen sein. In der Zeit der Republik war sie Amtssitz des rex sacrorum, der die sakralen Funktionen des verlorenen Königtums übernommen hatte, und auch Lokal des Pontifex Maximus. In der regia befanden sich die Lanzen, die dem Mars heilig waren. Sie wurden vom Pontifex daraufhin beobachtet, ob sie sich bewegten und damit Hinweise auf Krieg oder Frieden gaben. Dort wurde auch der Schild des Mars aufbewahrt, den der Gott dem König Numa geschenkt haben soll. Dieser habe elf Kopien anfertigen lassen. Da er diese aber später nicht mehr vom Original unterscheiden konnte, befanden sich seitdem ein Dutzend dieser ancilia in der regia. Wenn der Pontifex Maximus Caesar vor diesem altherwürdigen Gebäude seinen Tempel erhält, profitiert er natürlich vom Nimbus dieser noblen Nachbarschaft.

Templum divi Iuli

Diesen Tempel für Caesar hatten die Triumvirn Octavian, Antonius und Lepidus schon 42 v. Chr. nach der Schlacht von Philippi für den Ort am Forum Roma-



Abb. 2: Frühaugusteischer Denar mit dem sidus Iulium



Abb. 3: Augusteischer Denar mit Tempel zu Ehren des Divus Iulius



Abb. 4: Denar: Augustus mit dem clupeus virtutis setzt einer Caesarstatue das sidus Iulium auf

num beschlossen, wo Caesars Leichnam öffentlich verbrannt worden war. Octavian sollte ihn im Jahre 29 v. Chr. endlich einweihen – zwei Jahre nach seinem Sieg über Antonius bei Actium. Dieser Tempel war etwas Besonderes, wie Plinius d. Ä. bemerkte: „An einem einzigen Ort auf der ganzen Welt wird ein Komet verehrt, und zwar in einem Tempel Roms ...“ Und er fährt fort: „Dieser Komet erschien an den Spielen, die Octavian kurz nach dem Tod des Vaters Caesar für Venus Genetrix abhalten ließ.“ Sieben Tage lang soll dieser Komet jeweils um die elfte Stunde herum sichtbar gewesen sein, wie Plinius und Sueton übereinstimmend berichten, und Octavian nutzte dieses Himmelszeichen zur Stärkung seiner Position, wie Plinius vermerkt: „Das einfache Volk glaubte, dass durch diesen Stern symbolisiert werde, dass die Seele Caesars unter die unsterblichen Gottheiten aufgenommen worden

sei. (...) Mit innerer Freude aber deutete Octavian dies so, als sei jener Stern für ihn aufgegangen und er sei in diesem neu geboren.“ Es handelt sich bei diesem Stern um das sog. sidus Iulium, das Octavian ab 42 v. Chr. nach der Vergöttlichung Caesars auf Münzen prägen lässt, auf denen er als Divi filius erscheint. (Abb. 2) Diesen Haarstern lässt er auf das Giebelfeld des templum divi Iuli setzen (Abb. 3) und zugleich auf den Kopf der Caesar-Statue in der cella. (Abb. 4) Caesar erscheint dort als Pontifex Maximus, der die Statuette der Siegesgöttin in der Rechten hält. Auch die augusteische Literatur griff das Symbol des sidus Iulium auf. So ließ Vergil in der Beschreibung der Schlacht von Actium im achten Buch der Aeneis Octavian diesen Stern über der Stirn tragen:

Hinc Augustus agens Italos in proelia Caesar/cum patribus populoque, penat-

ibus et magnis/dis, stans celsa in puppi, geminascui tempora flamas/laeta vomunt patrumque aperitur vertice sidus.

„Auf dieser Seite führte Kaiser Augustus die Italer in die Schlacht zusammen mit den Senatoren, dem Volk, den Penaten und den Großgottheiten, hoch oben auf dem Heck stehend. Von seinen glückverheißenden Schläfen sprüht eine doppelte Flamme, und über seinem Scheitel erhebt sich das väterliche Gestirn.“

In der Cella des Tempels hing die Venus Anadyomene, die „aus dem Meer auftauchende Aphrodite“, < ein Bild des berühmten griechischen Malers Apelles, das dazu diente, auf die göttliche Abstammung Caesars und der gens Iulia von Venus hinzuweisen. Eine Kopie dieses Gemäldes findet sich in der Casa di Venere von Pompeji. (Abb. 5)

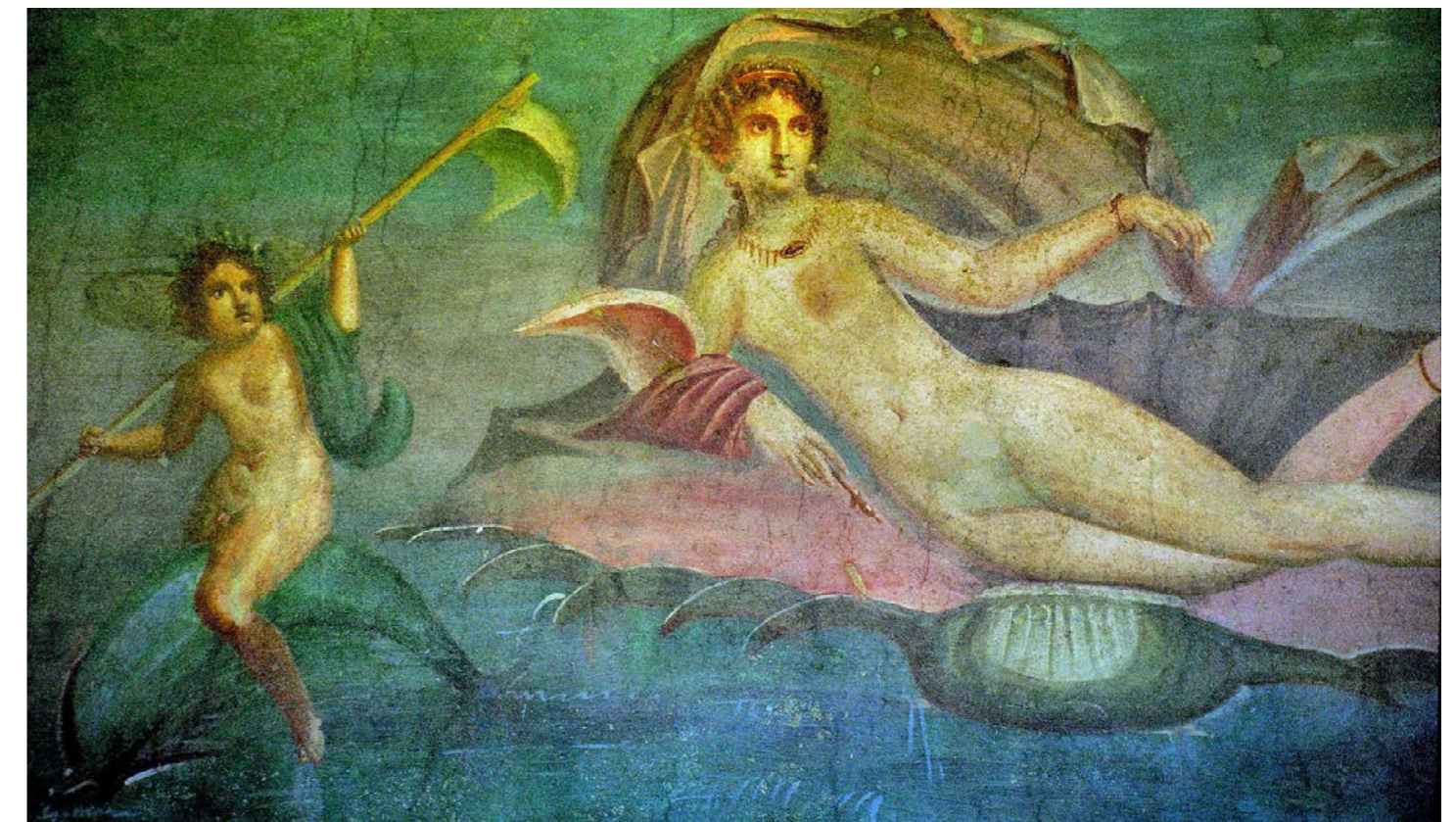


Abb. 5: Pompejanisches Fresko der Venus Anadyomene aus der Casa di Venere



Abb. 6: Die rostra auf dem forum Romanum mit den bei Antium 338 v. Chr. erbeuteten Rammspornen der gegnerischen Schiffe

So hatte dieser Tempel eine dreifache Funktion: Verehrung des Kometen, zugleich des unter die Götter versetzten Caesar und nicht zuletzt des Octavian-Augustus als unter diesem Stern Auserkorenen. Diese Funktion der Selbstdarstellung erhellt auch aus zwei weiteren Aspekten: Im Caesartempel wurden ägyptische Beutegegenstände ausgestellt, Zeichen des Sieges über Antonius und Kleopatra, zudem wurden am Podium erbeutete Schiffsschnäbel der Seeschlacht von Actium präsentiert. Das Tempelpodium wurde als Rednerbühne genutzt (sog. *Rostra ad Divi Iuli*) (Abb. 7) – Octavian schuf damit eine bewusste Parallele zu der den Tempel

gegenüberliegenden *rostra*, auf denen die Rammsporne der Schiffe angebracht waren, die die Römer 338 v. Chr. in der Schlacht bei Antium gegen die Latiner erbeutet hatten (Abb. 6). Damit war eine augenfällige Verbindung zwischen beiden Siegen hergestellt, die als im Interesse der *res publica libera* geführt auf eine Stufe gestellt wurden. Übrigens hatte Octavian dieses triumphierende Ausstellen erbeuteter Rammsporne schon beim Siegesdenkmal von Nikopolis (Abb. 10) geübt. Davor schon hatte Octavian dieses Triumphalmotiv erbeuteter Rammsporne nach seinem Seesieg über Sextus Pompeius bei Nau- lochos 36 v. Chr. auf dem Forum Roma-

num auf einer sog. *columna rostrata* genutzt. (Abb. 8)

Augustusbogen

Augustus hatte die von Crassus in der Schlacht von Carrhae 53 v. Chr. an die Parther verlorenen Feldzeichen im Jahre 20 v. Chr. durch geschickte Diplomatie zurückgewonnen und dies als großen Erfolg verkauft – auf einem eigens geschaffenen Bildtypus, der einen meist knienden Parther zeigt, der die Feldzeichen bittfällig übergibt. Dieses Motiv – clevere Bildpropaganda – wurde auf Münzen verbreitet und ist auch auf dem Panzer der

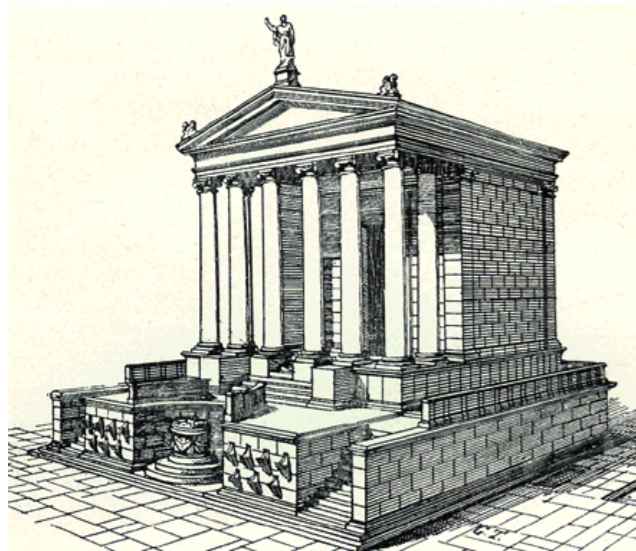


Abb. 7: Rekonstruktion des Templum Divi Iuli nach Christian Huelsen

Statue von Prima Porta zu sehen. (Abb. 9 & 11) Die wiedergewonnenen Feldzeichen wurden im Allerheiligsten, dem *penetrabile* des Mars Ultor-Tempels auf dem Forum Augusti aufbewahrt – zu seiner Einweihung im Jahre 2 v. Chr. hatte Augustus in einem eigens ausgehobenen Becken die Seeschlacht von Salamis zwischen Griechen und Persern nachstellen lassen, Symbol für die Auseinandersetzung zwischen West und Ost und zugleich Erinnerung an seinen zweifachen Triumph über den Osten: gegenüber Kleopatra und den Parthern. Cassius Dio erwähnt, dass Augustus nach der Rückgewinnung der Feldzeichen einen Ehrenbogen erhalten habe, den man durch einen späten Kommentar zu einer Stelle aus Vergils *Äneis* und eine Grabung zwischen Caesar- und Dioskurentempel lokalisieren konnte. Heute ist nur mehr wenig erhalten. Münzen geben Auskunft über seine Architektur – es handelt sich um einen dreitorigen Triumphbogen mit dem Princeps auf einer Quadriga, dem links und rechts Parther huldigend die Feldzeichen zurückgeben. (Abb. 12 & 13) Wenn der Triumphzug nun durch diesen Bogen auf das Forum Romanum gelangte, war auch damit eine symbolische Aussage verknüpft: Die römische Geschichte lief heilsgeschichtlich-teleologisch auf Augustus zu, so wie es Vergil mit dem Princeps als personalem Höhepunkt der Helden-



Abb. 8: Augusteischer Denar. Triumphalmotiv erbeuteter Rammsporne auf einer *columna rostrata* nach Octavians Seesieg über Sextus Pompeius bei Nauulochos 36 v. Chr.



Abb. 9: Augusteischer Denar mit Parther in *supplex*-Gestus, der die römischen Feldzeichen übergibt. Triumphalmotiv erbeuteter Rammsporne auf einer *columna rostrata* nach Octavians Seesieg über Sextus Pompeius bei Nauulochos 36 v. Chr.



Abb. 10: Das Siegesmonument von Nikopolis. Dreiseitige Porticus; auf der vorgelagerten Stützmauer eine 56 m lange Inschrift, unter der die Rammsporne der bei Actium erbeuteten Schiffe angebracht waren

schau im sechsten *Äneis*buch konzipiert hatte und wie es auch die zentrale Stellung des *pater patriae* auf dem Forum Augusti verdeutlichte – die große Reihe der Statuen von *Äneas*, Romulus und den *summi viri* der Republik kulminierte in Augustus als Zielpunkt der römischen Geschichte.

Tempel des Castor und Pollux

In der *cella* des Caesartempels befand sich neben dem Gemälde der *Venus Anadyomene* ein weiteres, nicht mehr erhaltenes des Apelles, das die Dioskuren mit der Siegesgöttin Victoria zeigte. Die

Brüder Castor und Pollux galten als mythische Retter Roms in der Schlacht gegen die Latiner am See Regillus 499 v. Chr. Dem göttlichen Zwillingpaar gelobte der Feldherr Aulus Postumius einen Tempel auf dem Forum, den sein gleichnamiger Sohn am 15. Juli 484 v. Chr., am Jahrestag der Schlacht, einweihete.

Der Brand des Jahres 14 v. Chr. auf dem Forum beschädigte auch diesen Tempel erheblich. Augustus überließ die Neugestaltung Tiberius, der sie in seinem und dem Namen seines verstorbenen Bruder Drusus durchführte und 6 n. Chr. einweihete – die Assoziation des claudischen Brüderpaars Tiberius und Drusus mit den mythischen Rettern Roms war durchaus erwünscht. Die Tatsache, dass die Dioskuren ikonographisch mit dem Pilos, einer Filzkappe, abgebildet wurden, auf der ein Stern prangte, konnte zwanglos verbunden werden mit den Darstellungen der mit dem *sidus*

Iulium sternbekrönten *gens Iulia*. (Abb. 14) Fassbar wird an diesem Beispiel die augusteische Umwidmung ursprünglich republikanischer Gebäude, ohne dass dies im Sinne einer gewalthaften Ersetzung geschieht – vielmehr erhalten die althergebrachten Ikonographien den Mehrwert neuer Konnotationen, die mit den Formen der Republik kompatibel sind – ganz nach dem Vorbild der Staatsform des Prinzipats mit seiner aufrechterhaltenen Fassade der Dyarchie von Senat und *princeps*.

Basilica Iulia

An den Dioskurentempel schloss sich die Basilica Iulia an, die Caesar an Stelle der alten Basilica Sempronia ab 54 v. Chr. errichten ließ. 46 v. Chr. weihte er das noch nicht fertige monumentale Gebäude ein, das erst Augustus fertig stellen sollte – im Jahre 12 n. Chr. widmete er es seinen verstorbenen Adoptivöhnen Gaius und Lucius. (Abb. 15) Die besondere Bewandnis erklärt A. Hartmann: „Dass der Princeps noch so spät ein dynastisches Denkmal für die verstorbenen Prinzen schuf, musste für die Zeitgenossen ein merkwürdiges Licht auf seinen neuen Adoptivsohn und Nachfolger Tiberius werfen, der nicht in den Genuss solcher Ehrungen kam. Dieses Verhalten passt aber gut zu einer anderen politischen Taktlosigkeit der Spätzeit des Augustus, nämlich der Eingangsformulierung seines Testaments: Dort hieß es, Tiberius sei als Erbe eingesetzt, „weil ein grausames Schicksal mir meine Söhne Gaius und Lucius entriss“. Augustus hatte Tiberius zwar zum Nachfolger aufgebaut,



Abb. 11: Detail des Brustpanzers auf der Statue von Prima Porta; im Zentrum der die Feldzeichen an einen Römer übergibende Parther.

det wurden, auf der ein Stern prangte, konnte zwanglos verbunden werden mit den Darstellungen der mit dem *sidus*



Abb. 12: 3D-Rekonstruktion des Partherbogens zwischen templum Divi Iuli und Dioskurentempel

ließ aber jedermann sehen und hören, dass es sich hier aus seiner Sicht nur um eine „Notlösung“ handelte. Der Bau prächtiger Basiliken diente in der Republik der Prestigesteigerung adliger Familien – Augustus leitete dieses Prestige nun auf die kaiserliche Familie um. Die Basiliken dienten v. a. wirtschaftlichen Zwecken wie dem Verkauf von Luxusgütern, aber auch als Treffpunkt und Aufenthaltsort bei schlechtem bzw. zu heißem Wetter. Für die kaiserzeitliche Basilica Iulia ist die Nutzung als Ort von Gerichtsverhandlungen bezeugt: In ihr tagten die Geschworenengerichte der *centumviri*, die über Erbschafts-, Freiheits- oder Eigentumsfragen entschieden.



Abb. 13: Augusteische Münze mit Partherbogen

Saturntempel

Offiziell wurde der Saturntempel am 17.12.497 v. Chr. eingeweiht, am Tag der Saturnalienfeierlichkeiten. Es handelt sich damit also um einen der ältesten Tempel der Republik. Im Podium war das *aerarium*, die Staatskasse, untergebracht. Nach dem Vergilkommentator Servius hatte man die Gebeine des Agamemnonsohnes Orest aus Aricia nach Rom in den Saturntempel überführt – „zumindest galt seine Asche als ein Unterpfand für den Bestand des römischen Reiches (Serv. Aen. 7, 188).“ Für uns Heutige mag es befremdlich anmuten, dass Figuren des Mythos einfach als historische Gestalten gelten konnten – das ist aber weniger verwunderlich, wenn man an die genealogischen Schriften etwa eines Varro denkt, der für die römischen Adelsfamilien trojanische Ursprünge herleitete. Nach Tonio Hölscher habe der junge Octavian sich sogar eine Zeitlang als ein zweiter Orest stilisiert. Ich zitiere die Zusammenfassung dieser seiner These aus einer Berliner Dissertation: „Demnach galt Orestes dem Octavian zu Beginn seiner Karriere als Vorbild und Identifikationsfigur, weil er wie kein anderer griechischer Heros zur spezifischen Situation des Caesar-Erben paßte: Er war der mythische Prototyp des Rächers, und Rache (für die Ermordung Caesars) war das Hauptmotiv für den Aufstieg Octavians; Orestes wurde zum Feind seiner Mutter Klytaimestra und

ihres Liebhabers Aigisthos, wie Octavian zum Gegner der Kleopatra, der ehemaligen Geliebten seines Adoptivvaters, und ihres neuen Liebhabers Marcus Antonius wurde; sowohl Orestes wie auch Octavian mußten



Abb. 14: Marmorkopf eines Dioskuren mit Filzkappe (pilos) und Stern aus dem römischen Militärlager Cuccium im heutigen Kroatien.

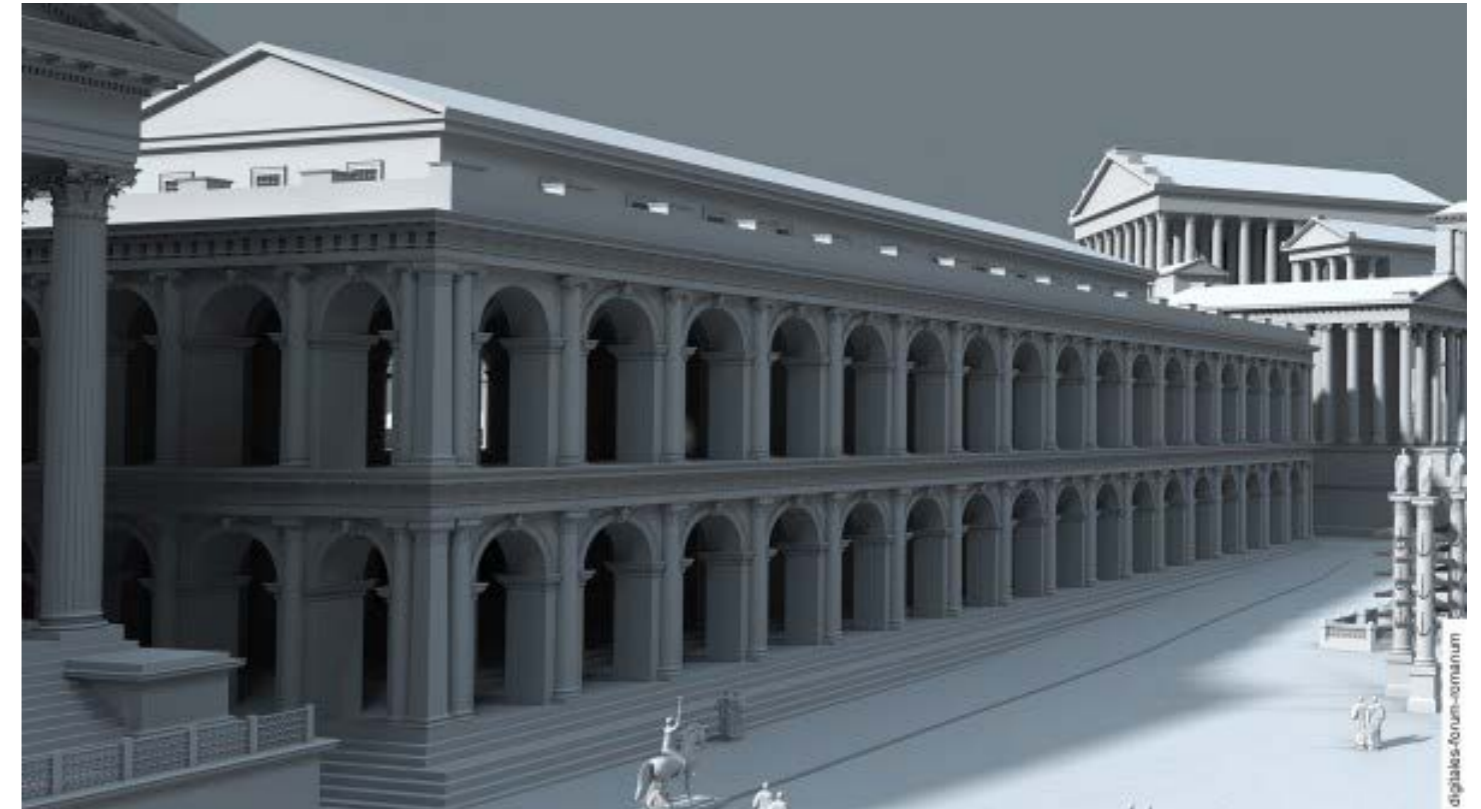


Abb. 15: Basilica Iulia

um das Erbe (bzw. die politische Nachfolge) ihres Vaters kämpfen; Orestes hatte das Blut von Verwandten vergossen, was Hölscher mit den Bürgerkriegen Octavians vergleicht; und schließlich hatten beide eine enge Verbindung zu Apollon, auf dessen Weisung bzw. unter dessen Schutz die Rache an den Vaternördern vollzogen worden sei.“ Das ist ein erster Fingerzeig für die ideologische Bedeutung des Saturntempels für Octavian-Augustus, wichtiger aber ist die Idee des Anbruchs eines neuen goldenen Zeitalters, das nach einem Jahrhundert der Bürgerkriege dank seiner Person Frieden und Wohlstand für alle garantieren sollte und in den Säkularspielen 17 v. Chr. seinen offiziellen Ausdruck fand. Die augusteische Literatur hatte die Wiederkehr der saturnischen *aurea aetas* entsprechend flankiert – die Goldzeitkonzeption findet sich z. B. in Vergils Äneis:

... hic Caesar et omnis Iuli progenies magnum caeli ventura sub axem. hic vir, hic est, tibi quem promitti saepius audis, Augustus Caesar, divi genus, aurea condet saecula qui rursus Latio regnata per arva Saturno quondam ...

„Hier siehst du Cäsar und die gesamte Nachkommenschaft des Julus, die unter-

halb des großen Himmelspols Einzug halten wird. Dieser Mann, der ist es, der dem Hörensagen nach öfter verheißen wird, Kaiser Augustus, von göttlicher Abkunft, er wird das goldene Zeitalter gründen für Latium über die Fluren hin, die einst von Saturn selbst beherrscht wurden ...“

Im Jahre 31 v. Chr., unmittelbar nach der Schlacht von Actium also, erneuert der Senator Munatius Plancus im Auftrag des Octavian den Saturntempel. Ihn könnte man mit einem spöttischen Wort des Messalla Corvinus als *desultor bellorum civilium* bezeichnen, als opportunistischen Wendehals. Er war Anhänger des Antonius, aber vor der Schlacht von Actium gerade noch rechtzeitig ins Lager Octavians gewechselt. Die auf dem Giebel des Saturntempels angebrachten Tritonenfiguren sollten für ewig an diesen Seesieg erinnern. Einmal mehr also wird ein altrepublikanischer Tempel, was die Bausubstanz wie die symbolische Bedeutung angeht, mit augusteischem Mehrwert aufgeladen.

Tempel der Concordia

Mit augusteischem Mehrwert wird auch der Tempel der Concordia überschrieben – man könnte, in Analogie zum Palimpsest (*codex rescriptus*) in gewisser Weise von

aedificia rescripta sprechen. Ursprünglich wurde der Tempel der Eintracht im Jahre 121 v. Chr. durch L. Opimius errichtet, einem Anhänger der Senatspartei und Gegner der Gracchen, die durch Reformen für gerechtere Verhältnisse im Staat sorgen wollten. Nach dem gewaltsamen Tod der Gracchen sollte der Tempel ein Zeichen der wiedergewonnenen Eintracht des Volkes sein, was vom Volk als der Seite der Verlierer aber als blanker Hohn aufgefasst wurde, wie Plutarch bezeugt: Ein Unbekannter hatte den Widerspruch erkannt und auf die neue Tempelwand gebannt: „Ein Werk der Zwietracht schafft einen Tempel der Concordia“. Tatsächlich sollte das Zeitalter der *discordia* mit dem Jahrhundert der Bürgerkriege erst beginnen. Nach ihrer Beendigung allerdings wird Eintracht wieder zum zentralen politischen Schlagwort, und insofern ist es konsequent, dass dieser Tempel in das Kraftfeld augusteischer Aussageabsichten gerät. Er wird von Tiberius auch im Namen seines Bruders Drusus völlig neugebaut, ohne dass etwas vom alten Gebäude übrigblieb. Finanziert wurde der Tempel aus der Kriegsbeute des Germanienfeldzuges, eingeweiht 10 n. Chr. an dem Tag, an dem Octavian 37 Jahre vorher zum Augustus geworden war – am 13. Januar. Mit diesem Tempel sollte nun die Eintracht der Familie des Augustus,



Abb. 16: Sesterz des Tiberius 36 n. Chr. mit Frontansicht des Concordiatempels

die *Concordia Augusta*, verehrt werden. Dieser Tempel gehörte zu den prächtigsten Roms, und kann wegen der zahlreichen in ihm ausgestellten Kunstwerke geradezu als Museum angesprochen werden. Augustus etwa hatte vier Elefanten aus Obsidian beigetragen.

Eine Münze aus Tiberius' Regierungszeit zeigt den Concordiatempel (Abb. 16): Innen thront eine Sitzstatue der Göttin der Eintracht mit Schale und Szepter, die Vorhalle wird flankiert links von Merkur und rechts von Herkules. Merkur konnte als Gott des Handels für wirtschaftliche Prosperität stehen, sowie er auf vielen Bankhäusern aus dem 19. Jh. bis heute zu sehen ist – v. a. aber wies sein Heroldstab (*Kerykeion* bzw. *caduceus*) mit den friedlich vereinten Schlangen auf die *pax Augusta* hin, während Herkules für die Sieghaftigkeit gestanden sein dürfte. Auf dem Giebel stand die kapitolinische Trias Jupiter, Juno und Minerva und verkörperte einmal mehr die in diesem Tempel apostrophierte Eintracht. Neben ihnen standen Victorien.



Abb. 17: Marmorkopie des clupeus virtutis aus Arles und Umschrift



Drusus und Tiberius folgendes Fazit: „Der Bau der beiden Tempel offenbarte die diskrete Verlagerung der Wertvorstellungen und der Verbundenheit mit dem Staat auf die neuen Herrscher. Sie machten sinnfällig, dass das Gemeinwesen und die Herrscherfamilie ein und dieselbe Sache waren. Die Tempel verbargen sozusagen die nackte Macht hinter der Ideologie und bildeten ihre glänzende Oberfläche. Die Bevölkerung musste diese Maskerade akzeptieren und tat es auch.“

Curia Iulia

Der oben erwähnte Wendehals und Restaurator des Saturntempels Munatius Plancus war übrigens derjenige, der in der berühmten Senatssitzung vom 13.01.27 v. Chr. als ältester Senator den Ehrentitel „Augustus“ vorschlug, was gewiss vorab mit dem Princeps und seinen Beratern abgesprochen war. Auf dieser Senatssitzung gab Octavian öffentlich seine diktatorischen Befugnisse zurück, um nicht den tödlichen Fehler Caesars zu wiederholen. Die Republik galt damit offiziell als wiederhergestellt (*res publica restituta*). Im Gegenzug erhielt der Princeps als *privatus* zahlreiche Sondervollmachten wie das Oberkommando über die Provinzen Syrien, Gallien und Ägypten. Als Ehrungen wurden ihm zwei Lorbeerbäumchen und die eichene *corona civica* angetragen, und nicht zuletzt der *clupeus virtutis*, der goldene Ehrenschild, auf dem die hervorstechenden Tugenden des Princeps vermerkt waren: Tapferkeit, Milde, Gerechtigkeit und Pflichtbewusstsein gegenüber Göttern und Vaterland. Dieser Schild wurde in der *curia Iulia* aufgestellt, Kopien davon gingen in die Provinzen des ganzen Reiches. (Abb. 17) Augustus ließ dazu eine aus Tarent stammende Statue der Victoria in der *curia* aufstellen, die er mit Symbolen des Sieges über Ägypten ausstatten ließ. Sie stand als Symbol der Weltherrschaft auf einem Globus. (Abb. 18) Jede Senatssitzung in der Kurie wurde mit einem Opfer vor dieser Statue begonnen, und durch dieses Ritual Sieghaftigkeit wie weltumspannende Macht des Princeps stets in Erinnerung gerufen. Wie wichtig diese Statue im Lauf der Zeit geworden war, erhellt sich aus dem bei Sueton überlieferten Vorschlag der Senatoren, diese Statue dem Leichenzug des Augustus



Abb. 18: Augusteischer Denar mit Victoria auf der Weltkugel

vorantragen zu lassen. Durch den Bezug zu Victoria als der persönlichen Siegesgottheit des Kaisers ist auch die Kurie als traditioneller Versammlungsort des Senats der augusteischen Ideologie einverleibt. Thomas Bringmann bezeichnet die *curia Iulia* denn auch als „Siegesmonument des Princeps“.

Basilica Aemilia

Diese Basilica ist laut Heinrich Bauer neben dem Augustusforum „als die wichtigste Bauschöpfung der augusteischen Zeit zu betrachten.“ Schon Plinius d. Ä. rechnete beide Bauten zusammen mit dem später entstandenen *Templum pacis* Vespasians zu den größten Bau- und Wunderwerken aller Zeiten.

Beim schon erwähnten Brand des Forums 14 v. Chr. war auch die spätrepublikanische *basilica Paulli* in Mitleidenschaft gezogen worden. Augustus kam für die Erneuerung des Gebäudes auf – als Bauherr aber fungierte Paullus Aemilius Lepidus, enger Parteigänger des Princeps und überaus angesehener Adliger. So trug das Gebäude fortan zwar nach seiner *gens* den Namen Basilica Aemilia, repräsentierte gleichwohl aber nicht mehr vorrangig sein Adelsgeschlecht nach alter republikanischer Manier: Aemilius ordnete sich den kaiserlichen Selbstdarstellungswünschen unter. So wurde der Basilica die prächtige *porticus Gai et Luci Caesarum* vorgeschaltet. (Abb. 19) A. Hartmann kommentiert: „Das neue Regime schob sich also buchstäblich vor die Relikte der Republik und dies mit einem offensichtlich dynastischen Monument. Die Porticus trug die Namen der als Nachfolger des Augustus ausersehenen, aber allzu früh verstorbenen Enkel und Adoptivöhne des Herrschers.“ Auch die Basilica selbst wurde erneuert – ein innen umlaufender Frieszyklus zeigte Taten der mythischen Vorkämpfer und Stadtgründer Äneas und Romulus, die auch im Augustusforum an prominenter Stelle stehen und die Funktion haben, auf die staatstragende Rolle der *gens Iulia* hinzuweisen und den Princeps als

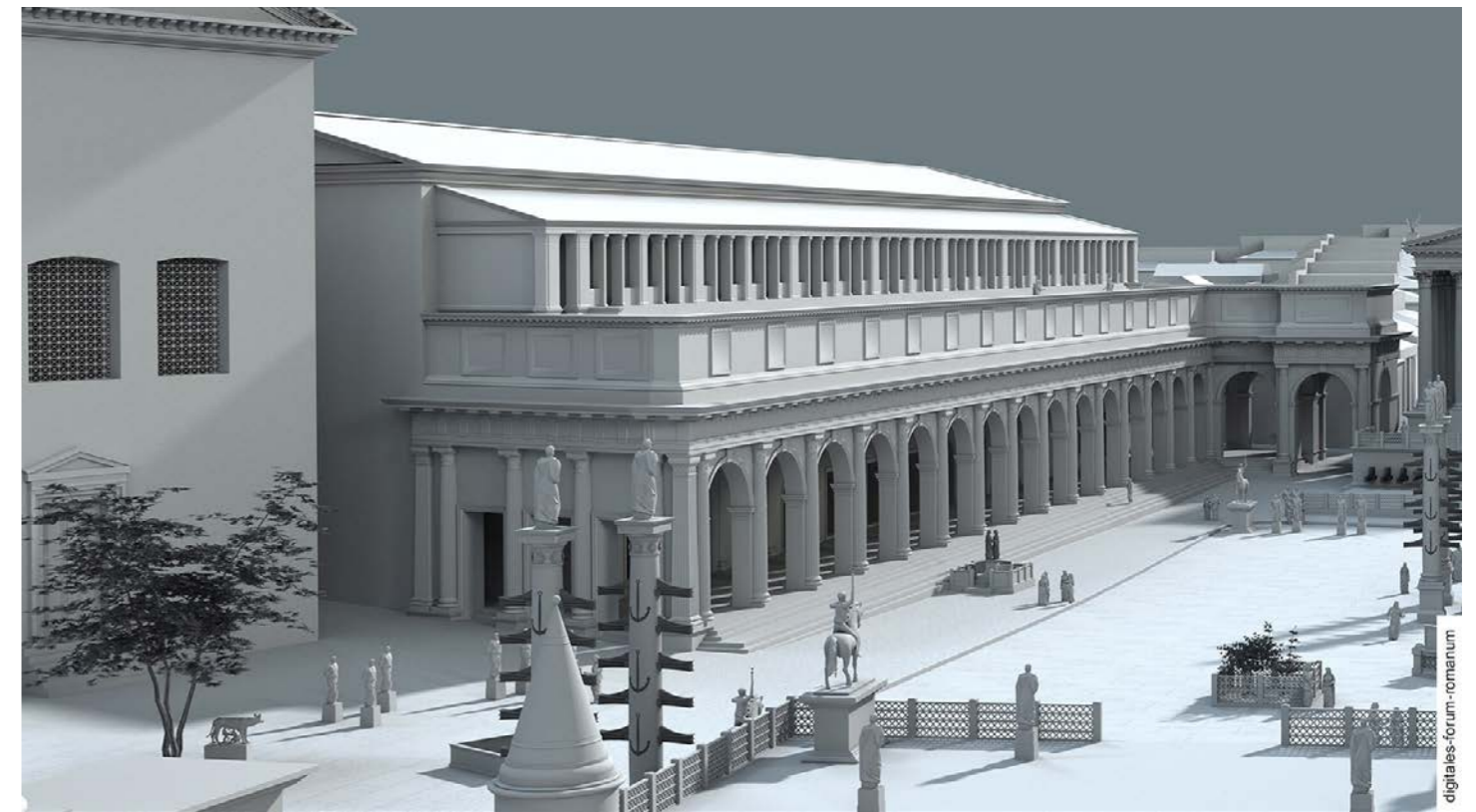


Abb. 19: Basilica Paulli mit vorgeschalteter porticus Gai et Luci Caesarum

legitimen Fortsetzer der genealogischen Reihe in den Mittelpunkt zu rücken. Darüberhinaus schmückten die Halle Statuen stützender Orientalenfiguren aus buntem Marmor, die für die unterworfenen Parther standen und einmal mehr an den Orientsieger Augustus gemahnten. In seiner Studie „Bunte Barbaren“ erklärt Rolf M. Schneider die Wirkung dieses Schmucks: „Neben dem heiligen Bezirk des palatinischen Apollotempels mit dem Triumphmal der kniefällig einen Dreifuß tragenden Orientalen und der Anlage des dem Partherrächer Mars geweihten Augustusforums war auch das Forum Romanum durch den Partherbogen und die Basilica Aemilia zum zentralen Schauplatz der Verherrlichung des Parthersieges von 20 v. Chr. geworden: Sein Thema verband sich fortan mit den wichtigsten Orten der unter Augustus zu imperialer Pracht hergerichteten Hauptstadt Rom.“

Fazit der julischen Umgestaltung des Forum Romanum:

Das neue Forum Romanum hatte sich unter Augustus stark verändert. A. Hartmann versucht den Eindruck römischer Zeitgenossen zu rekonstruieren: „Noch nie hatte das *forum Romanum*, von Augustus durch den Goldenen Meilenstein als Zentrum des Reiches ausgezeichnet, ein so prächtiges Gesicht gehabt. Noch nie konnte man sich

in Rom so sehr als Herr der Welt fühlen wie jetzt.“ Aber das Forum hatte neben der Veränderung seiner baulichen Konfiguration auch eine Metamorphose der inhaltlichen Konzeption erfahren. Umgeben war es nun von Bauten, die mit der julischen Dynastie verbunden waren – der Caesartempel als steingewordener Beweis der göttlichen Genealogie der *gens Iulia*, der Dioskurentempel als Huldigung an das claudische Brüderpaar Drusus und Tiberius, die *porticus Gai et Luci* als dynastischer Vorverweis in die Zukunft. Zugleich wurde mit dem Partherbogen und den orientalischen Stützfiguren auf der *basilica Aemilia* das Thema des Orientsiegers Augustus angeschlagen, seine Sieghaftigkeit in der Victoriastatue der *curia Iulia* gefeiert, im Neubau des Concordiatempels die Eintracht der *pax Augusta* nach dem Bürgerkriegsjahrhundert beschworen und nicht zuletzt in der Neugestaltung des Saturntempels die Rückkehr des goldenen Zeitalters unter Augustus dokumentiert. „Das politische Zentrum der Republik war damit zu einem Repräsentationsplatz des Princeps und seiner Familie geworden.“ Damit diese Erhabenheit auch im Alltag erhalten blieb, hatte Augustus erlassen, dass das Forum Romanum und das Forum Augusti nur mit Toga betreten werden durften. Hartmann erklärt den tieferliegenden Grund: „Gerade weil die Toga

aber so unbequem war, brachte sie ein bestimmtes Auftreten mit sich: Laufen war unmöglich, man musste gemessen schreiten. Heftiges Gestikulieren mit dem Arm rächte sich schnell durch Herabgleiten der Toga. Auf den Boden konnte man sich mit der Toga auch nicht setzen, da sie nicht nur schmutzig geworden wäre, sondern auch das Aufstehen ein sehr unziemliches Erscheinungsbild geboten hätte. Das Kleidungsstück erzwang also – wie heute ein guter Geschäftsanzug – einen gewissen Habitus, der wiederum Platzbild und Wahrnehmung beeinflusste.“ Für den Gang über den Campus Martius, das Vergnügungsviertel des Agrippa, musste man weniger fein angetan sein. Dazu mehr in der nächsten Ausgabe: *Res publica restituta?* Augusteische Raummetamorphosen II: Die augusteische Transformation des Campus Martius. ■

Die Fassung des Aufsatzes mit Fußnoten finden Sie unter folgendem QR-Code:



digitales-forum-romanum

„Bieten wir schon Mist, dann nur einen berühmten.“

Antike Mythen im Werk Friedrich Dürrenmatts

Andreas Knabl

Diesen Satz legt Friedrich Dürrenmatt in der ersten Szene seiner Komödie *Herakles und der Stall des Augias* Polybios, dem Sekretär der Titelfigur, in den Mund, als dieser das Theaterpublikum auf die Handlung der Komödie vorbereitet. Da der weltberühmte Schweizer Autor am Beginn dieses Jahres seinen 100. Geburtstag gefeiert hätte, lädt der folgende Beitrag zu einem Rundgang ein, auf dem drei literarische Pflänzchen genauer betrachtet werden, die Dürrenmatt aus dem „berühmten Mist“ der antiken Sagenwelt gezogen hat. Diese originellen und teilweise äußerst unterhaltsamen Mythenspiegelungen – eine Erzählung über Ödipus, eine Komödie über Herakles und eine Ballade über den Minotaurus – sind nicht nur originelle Ergänzungen für die literarische Bildung im Latein- und Griechischunterricht, sondern passen auch erstaunlich gut in die Zeit, in der wir gerade leben.

(1) Das komplizierteste Gewächs aus Dürrenmatts Beschäftigung mit der antiken Mythologie ist bestimmt die **Erzählung *Das Sterben der Pythia*** (1976), die gleich am Anfang dieses literarischen Geburtstagsspazierganges stehen soll. Als Vorlage dafür dient dem Autor der *König Ödipus* des Sophokles, den Aristoteles in seiner *Poetik* als Musterbeispiel einer Tragödie anführt. Dürrenmatt will das Konzept der Schicksalstragödie demontieren und erzählt diese Sage als eine Verkettung unglücklicher Ereignisse, die allein deswegen eintreten, weil die Menschen die Prophezeiungen, mit denen die delphische Pythia und der Seher Tiresias in das Geschehen eingreifen, missinterpretieren.

Im Zentrum des Textes steht Pannychis XI., die Pythia des Orakels von Delphi, der am Ende ihres Lebens unterschiedliche Figuren aus der Ödipus-Geschichte

als Schatten erscheinen und ihre Versionen der tragischen Ereignisse darlegen. Dabei durchschaut Pannychis allmählich – ganz ähnlich wie Ödipus bei Sophokles – auf analytische Art und Weise, was das Orakel, das sie dem Königssohn Jahre zuvor mit auf den Weg gegeben hat, in dessen Leben ausgelöst hat. Keine der Figuren kennt aber die ganze Geschichte. Durch deren Anhörungen wird die Priesterin, die eigentlich immer in die Zukunft geschaut hat, wiederholt von der Vergangenheit überrascht.

Als nämlich einst Ödipus, ein naiver junger Mann, zu ihr gekommen ist, um sie zu befragen, möchte sie ihm einen möglichst absurden Spruch mit auf den Weg geben, um ihn entweder von seiner Leichtgläubigkeit zu heilen oder um ihn zu ärgern, da er zu einer Uhrzeit im Heiligen Bezirk erscheint, als das Orakel gar nicht mehr geöffnet ist. Sie sagt ihm voraus, dass er seinen Vater töten und seine Mutter zur Frau nehmen werde. Als Ödipus geht, wundert sie sich zwar, dass er nicht zurück Richtung Korinth zieht, sondern in die entgegengesetzte Richtung, vergisst ihn aber auch schnell wieder. Da der Oberpriester des Orakels ständig Geld benötigt, um ehrgeizige Bauvorhaben umzusetzen, sind von Sehern vorbestellte und besonders gut bezahlte Orakel in Delphi gern gesehen. Daher muss die Pythia eines Tages Kreon, einem General des Königs Ödipus von Theben, eine Prophezeiung vortragen, die der Seher Tiresias verfasst hat und die ankündigt, dass die Pest, die wieder in Theben wütet, nur dann eingedämmt werden könne, wenn der Mörder von König Laios, dem letzten König der Stadt, ausfindig gemacht werde. Auch diese Auftragsarbeit vergisst die Pythia wieder. Eines Tages tauchen zwei Bettler bei ihr auf, ein blinder alter Mann, gestützt auf seine Tochter. Ödipus ist gekommen, um der Priesterin seine Geschichte zu erzählen. Als Pannychis ihm zugehört hat, beginnt sie zu lachen, wird neugierig und begibt sich in das Archiv des Orakels, um die Geschichte anhand der dort aufbewahrten Orakelsprüche zu rekonstruieren: Eine ihrer Vorgängerinnen hat König Laios vorausgesagt, dass sein Sohn ihn töten werde. Auch diese Prophezeiung, so steht es im Archiv, ist von Tiresias bestellt worden. Die zweite

Prophezeiung ist jene, die sie selbst Ödipus am Beginn der Handlung mit auf den Weg gegeben hat, und die dritte die, die wieder Tiresias bestellt hat und die sie Kreon vorgetragen hat. Da beginnt der Reigen der schattenhaften Erscheinungen, die ihr im Lauf der nächsten Seiten Klarheit bringen sollen. Der erste Besucher ist Menoikeus, der Schwiegervater des Laios, der die Burg Kadmeia in Theben erbaut hat und dadurch ein reicher Mann geworden ist, der aber die Familie, in die seine Tochter Iokaste eingehiratet hat, verachtet. Er bestellt das erste Orakel bei Tiresias, damit eines Tages sein Sohn Kreon als Nachfolger seines Schwagers über Theben herrschen kann. Danach kommt Laios selbst, der eigentlich nicht an Orakel glaubt und sich auch nicht erinnern kann, wann er zuletzt mit Iokaste geschlafen hat, da er sich eigentlich zu jungen Männern hingezogen fühlt. Da er aber auch viel trinkt, wäre es durchaus möglich, dass er doch der Vater des Sohnes der Iokaste ist; daher veranlasst er, dass dieses Kind ausgesetzt werde. Der dritte Schatten, der der Pythia erscheint, ist Ödipus, der sie gleich am Beginn seiner Rede mit der Information überrascht, dass er von Anfang an gewusst hat, dass Polybos und Merope von Korinth, bei denen er aufgewachsen ist, keineswegs seine leiblichen Eltern sind. Ihm ist klar gewesen, dass er an der Weggabelung seinen Vater Laios und dessen Gardeoffizier Polyphontes getötet hat; und er hat absichtlich mit seiner Mutter Iokaste Nachkommen gezeugt, um sie dadurch in den Tod zu treiben. Das alles hat er aus Rache getan, da ihn Laios und Iokaste als Kind weggegeben haben. Darüber hinaus ist er auch für den Tod der Sphinx verantwortlich, die sich in den Abgrund gestürzt hat, nachdem Ödipus ihr berühmtes Rätsel gelöst hatte. Nach Ödipus erscheint



Friedrich Dürrenmatt (1921–1980) Foto: © Kurt Strumpf AP Photo/Keystone

Königin Iokaste, die bereits in der Hochzeitsnacht durchschaut haben will, dass sie das Bett mit ihrem Sohn geteilt hat. Sie hat seine Narben erkannt, und er hat ihr seine Lebensgeschichte erzählt. Aus ihrer Sicht ist er überaus naiv gewesen, da er bewusst nicht nach Korinth zurückgekehrt ist, um dem Schicksal ausweichen zu können. Aber Laios soll gar nicht sein Vater gewesen sein, sondern der Gardeoffizier Mnesippos, der in das Schlafzimmer platzt, als Iokaste das erste Mal mit Ödipus schläft. Er will die Ehre des Laios retten, wird aber von dem jungen Mann getötet. Iokaste ist stolz auf ihren Sohn und genießt die Beziehung zu ihm, da sie sich dadurch an Laios rächen kann, der ihr vor vielen Jahren ihr Neugeborenes genommen hat. Auch über ihren Tod klärt sie die Pythia auf: Iokaste hat sich nicht selbst aufgehängt, sondern wurde von Molorchos, dem Nachfolger des Mnesippos, ermordet, der dessen Tod rächen wollte. Nach diesem Quartett der unterschiedlichen Erinnerungen ist Pannychis XI. immer verzweifelter, da es sich bei ihrem Orakelspruch ja nicht um den Willen der Götter, wie alle Schatten glauben, sondern um eine phantasievolle Laune ihrerseits gehandelt hat. Unmittelbar darauf tritt der Seher Tiresias auf, zwinkert ihr zu und gesteht, dass er gar nicht blind ist. Er versteht nicht, wieso die Menschen immer in die Zukunft schauen möchten, gibt aber auch zu, dass er dadurch ein Leben lang gut verdient hat. Er räumt auch Interventionen ein, um die Menschen zur Vernunft zu bewegen. Durch das erste Orakel wollte er eigentlich erreichen, dass sich Laios selbst um seine Nachfolge kümmert und den fähigen General Amphitryon adoptiert, doch der König hat anders gehandelt. Die Pythia denkt, dass alle Figuren lügen; sogar Ödipus sei nicht ehrlich, da die Geschichte vom Tod der Sphinx nicht wahr sein könne, da derartige Fabelwesen nicht existieren. Darauf erzählt ihr Tiresias die Lebensgeschichte der Sphinx, die kein Ungeheuer ist, sondern eine Hermes-Priesterin, die zurückgezogen in den Bergen lebt. Sie ist die uneheliche Tochter des Laios, der Hippodameia, die Frau des Pelops, verführt hat. Hippodameia hat ihre Tochter Sphinx dem Hermes als Priesterin verschrieben; einerseits, damit sie ihr Leben lang keusch bliebe und kein ähnliches Schicksal erleiden würde, andererseits aber auch, da Hermes als der Gott des Handels dafür sorgen würde, dass ihre Familie weiterhin genügend Einkünfte hätte. Sphinx wollte Tiresias nie verraten, warum sie sich im Umland von Theben aufgehalten hat, um zu vermeiden, dass er Laios davon erzählen würde. Sie hat dem Seher aufgetragen, dafür zu sorgen, dass Laios die

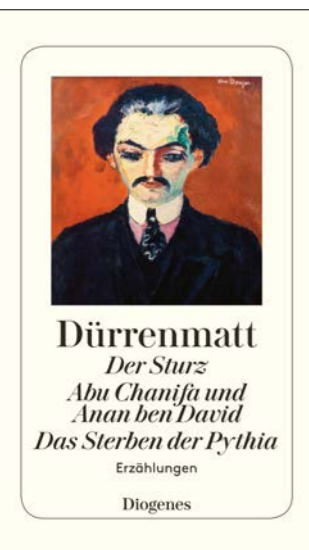
Stadt in Begleitung seines Wagenlenkers Polyphontes verlässt, als sich Ödipus, der aus Delphi kommt, auf derselben Strecke befindet. Der Seher bedauert den unglücklichen zufälligen Zusammenhang der drei Prophezeiungen. Er gesteht seinen Fehler ein, weil er immer Kreon für den Mörder des Laios gehalten hat. Iokaste habe ihm nicht erzählt, dass Ödipus dessen Mörder ist. Er sieht seine Ziele gescheitert, da Kreon eine Art totalitären Staat errichtet hat. Jetzt will er gemeinsam mit der Pythia seinen Frieden finden. Doch da taucht die sechste und letzte Besucherin auf, nämlich die Sphinx, von der Tiresias gerade erzählt hat. Sie habe immerzu Angst vor ihrem Vater Laios gehabt, der sich nur aufgeklärt gegeben hat, der aber in Wirklichkeit ein brutaler Machtmensch ist. Er hat sie im Hermes-Heiligtum in den Bergen besucht, um sie von seinem Wagenlenker Polyphontes vergewaltigen zu lassen. Danach bringt sie zur gleichen Zeit, zu der Iokaste ihr Kind bekommt, einen Sohn zur Welt – nämlich Ödipus, wie sie behauptet. Laios hat das Orakel über den Sohn, der ihm gefährlich werden könnte, auf seinen Enkel bezogen und will nicht nur das Kind der Iokaste, das er für einen Bastard hält, sondern auch das der Sphinx aus der Welt schaffen. Er verlangt von seiner Tochter in einem Brief, den ihr ein Hirte überbringt, dass sie beide Kinder den Löwen, die mit ihr im Heiligtum leben, zum Fraß vorwerfe. Der Bote gesteht ihr aber, dass er von Iokaste bestochen worden sei und ihr Kind dem befreundeten Königspaar von Korinth bringen soll, das sich sehnlichst Nachwuchs wünscht. Sphinx tötet daher nur Iokastes Kind und schickt ihr eigenes mit dem Boten nach Korinth. Jahre später habe Ödipus an der Weggabelung nicht nur seinen Vater Polyphontes, sondern auch seinen Großvater Laios getötet. Nach dieser Erzählung versteht die Pythia nicht, warum Ödipus nicht erkannt hat, wer seine wahren Eltern sind; Tiresias meint zu wissen, dass Ödipus lieber ein Königssohn sein wollte als das Kind eines Wagenlenkers und einer Priesterin. Die Pythia ist zufrieden, weil sie denkt, nun die ganze Wahrheit zu kennen, doch der Seher ist skeptisch: Er zweifelt an der Version der Sphinx, da Hermes, dem sie dient, schließlich der Gott der Diebe und Betrüger ist. Er denkt, dass die Geschichte noch verzweigter sein und dass es vielleicht noch einen dritten oder einen vierten Ödipus geben könnte – vielleicht existiert ein unehelicher Sohn der Königin von Korinth und vielleicht hat auch der Bote, der das Kind dorthin gebracht haben soll, einen Sohn. Er bedauert, dass seine Prophezeiungen, die er im Sinne der Vernunft inszeniert hat, nicht dazu beigetragen haben,

einen „zaghaften Anschein von Ordnung [...] in die trübe, geile und oft blutige Flut der Ereignisse“ (156) zu bringen, während Pannychis mit ihrem spontanen Orakel zufällig mitten ins Schwarze getroffen hat. Am Ende der Erzählung, bevor beide Figuren sterben können, sagt der Seher der Geschichte um König Ödipus eine große Zukunft voraus, das sei „ein Stoff, der uns Rätsel aufgibt“ (158) – und zumindest mit dieser Einschätzung soll er bis heute Recht behalten.

Diese kurze Erzählung scheint für einen Einsatz im Schulunterricht sehr geeignet zu sein. Auf nur 40 Buchseiten präsentiert Dürrenmatt die griechische Tragödie par excellence in einem durchaus heiteren Gewand, in dem alle Figuren denken, das Schicksal nach ihrem eigenen Interesse manipuliert zu haben. Durch dieses Verfahren lernen Schülerinnen und Schüler, dass die Kategorie „Inhalt“ keineswegs die wesentlichste Stütze eines literarischen Textes sein muss. In der Praxis lässt sich der Text sehr einfach in einzelne Abschnitte gliedern; die Auftritte der einzelnen Figuren könnten in Kleingruppen bearbeitet und mit einem antiken Prätext verglichen werden. Anschließend könnte eine Präsentation im Plenum erfolgen, bei der die Klasse – ähnlich wie die Pythia in der Erzählung – Schritt für Schritt erfährt, wie sich die Geschichte in diesem „gigantischen Knäuel“ (156) rund um König Ödipus auch zugetragen haben könnte.

(2) Die zweite Blume aus Friedrich Dürrenmatts Mistbeet lädt von Anfang an zum Lachen ein. Es handelt sich um die **Komödie *Herakles und der Stall des Augias***, mit der der Autor eine Satire auf sein Heimatland schreiben wollte, jedoch zeit seines Lebens damit keinen großen Erfolg für sich verbuchen konnte. Die Uraufführung gilt als einer seiner großen Misserfolge, wesentliche Neuinszenierungen des Stücks hat es bis dato kaum gegeben. Die Version, die hier vorgestellt wird, hat Dürrenmatt 1980 für seine Werkausgabe in einer „literarisch gültigen“ (8) Fassung vorgelegt. Auch diese hat einige Möglichkeiten für den schulischen Kontext zu bieten.

Da sich die ersten „Heldentaten“ des Herakles in der Welt dieser Komödie anders zugetragen haben als durch die Antike überliefert, ist der Held hoch verschuldet und sieht sich dazu gezwungen, den nächstbesten lukrativen Auftrag anzunehmen. Da sich auch der Erymanthische Eber als eine im gebirgigen Eis erfrorene Bache erweist, kann er nicht einmal seinen Diener Polybios fristgerecht bezahlen. Daher soll Herakles nach Elis reisen, um dort den Stall des Augias von Unmengen





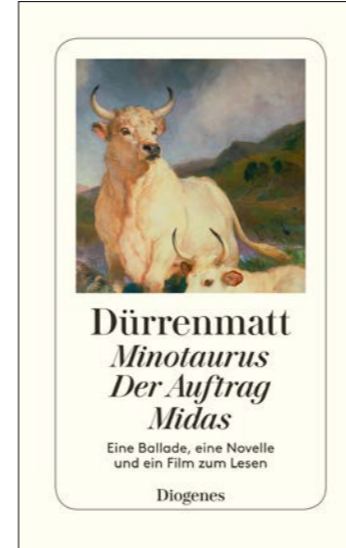
an Mist zu befreien. Doch bevor er tatsächlich dort ankommt, betritt Augias selbst die Bühne und informiert das Publikum über diesen Ort. Dürrenmatt lässt ihn dabei das Portrait einer von der Landwirtschaft stark geprägten Gegend zeichnen, die starke Parallelen zur Schweizer Heimat des Autors aufweist. Augias gibt zu, nicht der König dieser Landschaft zu sein, sondern

vielmehr der reichste Bauer, dem gleichzeitig der Vorsitz im Großen Nationalen Rat übertragen worden ist, der nicht mehr im Rathaus tagt, denn dieses ist bereits im Mist versunken, sondern direkt in den Stallungen des Augias. Die dort versammelten Parlamentarier sind, in Anklänge an die griechische Tragödie, mit Masken ausgestattet, allerdings verweisen auch diese stark auf Schweizer Folklore; es sind nämlich „Bauernmasken, wie sie im Lötschental vorkommen“ (11). Das Publikum wird in dieser Szene Zeuge, wie der Stadtrat beschließt, Herkules, den „Säuberer Griechenlands“ (34) zu engagieren, um die Stallungen zu reinigen. Die Folgeszene eröffnet Lichas, für Dürrenmatt der berühmteste Briefträger der antiken Welt, der Herkules nicht nur den Brief der Elier überbringen, sondern dem Publikum in einer Vorausblende schon vom Tod des Helden und damit auch von seinem eigenen Ende erzählen wird. Doch bereits die Übergabe der Nachricht aus Elis löst heftige Reaktionen aus, da sich Herkules von diesem Angebot zunächst beleidigt fühlt. Doch in der Folgeszene kann ihn seine Geliebte Deianeira davon überzeugen, dass er es annehmen muss, um seine enormen Schulden begleichen zu können. Nach diesem Dialog wird das Publikum in die Pause geschickt, erst danach, in der 7. Szene, kommen die beiden endlich in Elis an. Deianeira beklagt sich auch umgehend darüber, dass sie ihre Heimat verlassen hat, um Herkules zu begleiten, da sie das ländliche Essen, den Alkohol und die unzähligen Begrüßungsküsse zutiefst verachtet. Sie lernt in dieser Szene, in der Herkules selbst noch gar nicht anwesend ist, Phyleus, den Sohn des Augias, kennen, der Herkules ein Paar Stiefel bringt, damit dieser durch den Mist in den Stallungen waten kann. Als Herkules in der Folgeszene selbst auf Phyleus trifft, wird bereits

das Problem angedeutet, das sich bei der Erfüllung dieser Aufgabe stellen wird. Anders als in den antiken Quellen steht Herkules im Land des Augias nicht vor einer enormen physischen Herausforderung, sondern eher vor einer bürokratischen: Bevor er nämlich die beiden Flüsse Alpheios und Peneios umleiten kann, um mit ihnen den Mist wegzuspülen, bedarf es, wie ihm Phyleus mitteilt, einer Menge an Genehmigungen unterschiedlicher Behörden, etwa der Fremdenpolizei oder des Wasseramtes. Augias, der sich eigentlich lieber mit seinem Vieh als mit Politik beschäftigt, bittet Herkules nachdrücklich darum, die Gesetze seines Landes zu achten und alle notwendigen Genehmigungen tatsächlich einzuholen, obwohl er dessen Ärger darüber nachvollziehen kann. In der dabei entstehenden Wartezeit kehrt in die Beziehung zwischen Herkules und Deianeira zusehends der Alltag ein, außerdem werden ihre finanziellen Probleme noch größer, da Herkules erst nach erledigter Arbeit seinen Lohn erhalten soll. Daher nimmt er zwischenzeitlich ein Engagement als Gewichtheber im „Nationalzirkus Tantalos“ an, wo er aber nur einen Bruchteil des vereinbarten Lohnes erhält, da viel zu wenige Leute Karten gekauft haben, um den Auftritt des Helden zu sehen. Obwohl der Mist in Elis immer mehr die Überhand gewinnt und sogar die Statue der Friedensgöttin Eleutheria auf dem Marktplatz darin versunken ist, muss Herkules am Ende vor der Übermacht der lokalen kleingeistigen Bürokratie kapitulieren. Er sieht ein, dass er diese Aufgabe nicht bewältigen kann und nimmt das nächste Angebot an, das ihm aus der Ferne unterbreitet wird: Er zieht Richtung Stymphalien, um die dortigen Bewohner von einer gewaltigen Vogelplage zu befreien. In der letzten Szene des Stücks möchte Augias seinem Sohn einen geheimen Garten schenken, den er über all die Jahre aus dem Mist seiner Stallungen gezogen hat, weil er ihn davon überzeugen möchte, dass Politik nur dann wirken kann, wenn auch der einzelne Bürger dazu bereit ist, etwas Gutes zu tun. Doch Phyleus möchte dieses Geschenk am Ende nicht annehmen. Damit bleibt die Zukunft der Stadt ungewiss – sicher ist nur, dass der Mistpegel, der Elis zu verschütten droht, immer weiter ansteigt. Mit diesem Ausblick zeichnet Dürrenmatt in Tonfall einer heiter-melancholischen Mythentravestie ein recht düsteres Bild von der Welt, in der er lebt: Einerseits wird die Figur des Helden Schritt für Schritt dekonstruiert, indem sich dieser Herkules vom jähzornigen Frauenhelden zum resignierenden Pessimisten wandelt, an dem ein Großteil der Öffentlichkeit das Interesse verloren hat. Bereits nach

der fünften seiner zwölf Aufgaben plagen diesen Herkules immer mehr Selbstzweifel und seine Kräfte schwinden. Außerdem scheint die Demokratie selbst in Griechenland unter der Last von Verordnungen und Bestimmungen, dem metaphorischen „Mist“, zu ersticken. Auch hier wird ein bekannter Mythos dekonstruiert, fortgeschrieben, erweitert und gebrochen. Über weite Strecken hält sich Dürrenmatt an die inhaltlichen Überlieferungen aus der Antike, beantwortet aber einige Fragen, auf die der Mythos keine Antwort liefert, in dichterischer Freiheit aus seiner eigenen Gegenwart heraus. Der Text eignet sich auch dafür, den Schülerinnen und Schülern weitere Stationen aus dem Leben des Herkules zu vermitteln, auf die die Komödie in vielen Szenen anspielt. Es finden sich nicht nur Verweise auf den gesamten Katalog seiner Heldentaten, sondern, wie bereits erwähnt, auch auf den Tod des Helden. Die Klasse könnte alle diese Handlungselemente in die richtige chronologische Reihenfolge bringen und dann darüber diskutieren, warum sich Dürrenmatt dieser zahlreichen Anspielungen und Querverweise bedient haben könnte. Diskutiert werden könnte auch über den „doppelten Boden“ der Komödie, über die gesellschaftlichen Botschaften, die hier auf der Bühne verhandelt werden – und darüber, ob diese satirische Szenerie, die Dürrenmatt erstmals in den 1960er Jahren entworfen hat, auch im 21. Jahrhundert noch ihre Berechtigung hat oder nicht. Vielleicht könnte man auch über das Ende des Textes debattieren: Ist das Ende wirklich pessimistisch? Wird die Stadt unweigerlich im Mist versinken – oder steckt in einer Welt voll Mist nicht auch die Möglichkeit, daraus etwas Neues entstehen zu lassen?

(3) In der letzten Station dieses Rundgangs steht die **Ballade Minotaurus** (1985), in der der Autor in 675 Zeilen seine Version der Sage von dem Mischwesen erzählt, das die kretische Königin Pasiphae zur Welt bringt, weil ihr Ehemann dem Gott Poseidon einen besonders schönen Opferstier vorenthalten hat. Dabei handelt es sich mit Sicherheit um die schnörkelloseste Pflanze, die wir betrachten wollen, und auch um die düsterste: Bei Dürrenmatt ist der Minotaurus keine Bestie, der die Bevölkerung von Athen regelmäßig junge Menschen zum Fraß vorwerfen muss, sondern ein isoliertes Individuum, das nach seiner Identität sucht. Diese Suche erweist sich aber von Anfang an als äußerst schwierig, da es bekanntlich in ein Labyrinth eingesperrt ist – ein Schauplatz, den Dürrenmatt als ein „Urmotiv“ seines Schaffens bezeichnet, da darin paradoxer-



weise geometrische Ordnung und unüberblickbares Chaos nebeneinander stehen, worin er geradezu ein Sinnbild seiner Gegenwart zu sehen scheint. Erschwerend für den Minotaurus kommt hinzu, dass sein Gefängnis auch noch aus unzähligen Glaswänden besteht, in denen er nicht nur

permanent seinen eigenen Spiegelbildern, sondern zigfachen Spiegelungen dieser Spiegelungen gegenübersteht. Diese Spiegelungen, so erfährt man am Beginn des Textes, lassen den Protagonisten nach „langen Jahren eines wirren Schlafes“ (Z. 8) glauben, er sei Teil einer großen Gemeinschaft, die auf sein Kommando hört und die sich in allen Lebenslagen so verhält wie er. In diesem Gefühl des Glücks und des Übermuts beginnt der Minotaurus zu tanzen, er tanzt „wie ein monströser Gott/ durch das Weltall seiner Spiegelbilder“ (Z. 91f.). Plötzlich wird dieses Hochgefühl aber gestört, da Wesen auftauchen, die sich nicht nur dem Tanz anschließen, sondern auch anders aussehen als seine Gefährten. Es handelt sich um ein mehrfach gespiegeltes Mädchen, das sehr genau weiß, dass es alleine in dem Labyrinth angekommen ist und dort auf ein Monster trifft, aber nicht genau sagen kann, wo sich unter all den Spiegelungen der echte Minotaurus befindet. Es weiß nur, „daß seine Flucht/ vor ihm es zu ihm geführt hatte“ (Z. 114f.). Es ängstigt sich vor allem vor der bizarren Kreuzung aus Mensch und wildem Tier, die es noch nie zuvor gesehen hat. Mit dem Auftritt des Mädchens liefert Dürrenmatt auch eine Beschreibung des Minotaurus, in der er nicht nur das Bild eines furchteinflößenden Monstrums zeichnet, sondern auch eines schweren und behäbigen Wesens, zu dem die tänzerische Leichtfüßigkeit vom Beginn des Textes nicht recht zu passen scheint. Während das Mädchen offenbar weiß, was ihm bevorsteht, beginnt im Protagonisten ein langsamer Erkenntnisprozess, „[s]eine Welt hatte sich verdoppelt“ (Z. 149). Sofort möchte er das neue Wesen in seinen Tanz mit einbeziehen, doch das Mädchen flüchtet, woraus sich für den Minotaurus ein neues Spiel entwickelt; „[e]s war,/ als ob ein Sturmwind Minotau-

ren und Mädchen/ durcheinandergeblasen hätte“ (Z. 157ff.). Als er dabei das Mädchen zum ersten Mal berührt, gewinnt er die Erkenntnis, dass nicht alle anderen Lebewesen kalt und glatt wie seine Spiegelbilder auf den Glaswänden des Labyrinths sind, sondern dass sich die neuen Wesen warm und weich anfühlen. Dabei beginnt er zu tanzen, und in seiner Wahrnehmung tanzt auch das Mädchen, aber er weiß nicht, dass er es durch seine heftigen Bewegungen vergewaltigt und schließlich sogar tötet, da ihm die Kategorien „Leben“ und „Tod“ fremd sind. Dies realisiert er erst, als das Mädchen nicht mehr in seinen „Tanz“ einstimmt. Der Minotaurus beginnt zu trauern und fällt in einen tiefen Schlaf. Währenddessen stürzt sich ein Schwarm aassressender Vögel auf die Leiche der jungen Frau, auf den Dürrenmatt die menschenfressende Komponente des antiken Mythos überträgt. Bald taucht aber schon das nächste Lebewesen in der Welt des Mischwesens auf: In einem jungen Mann sieht der Minotaurus einen neuen Spielgefährten, der ihn anfänglich wie ein Torero mit seinem Mantel zu provozieren versucht, um ihn mit seinem Schwert erstechen zu können; als ihm das klar wird, lernt der Minotaurus, dass ihm dieses Wesen schaden möchte, wird wütend und tötet auch den jungen Mann. Er hasst alle fremden Geschöpfe und erkennt, dass die Wände als Abgrenzungen aufgestellt worden sind. Aus Enttäuschung bricht er zusammen und beginnt zu träumen, und zwar von zwischenmenschlichen Werten wie Brüderlichkeit, Freundschaft oder Geborgenheit, er „träumte, wie Menschen von Göttern träumen“ (Z. 577), weil er nie ein Teil ihrer Gemeinschaft sein wird. Als er schlafend daliegt, führt Dürrenmatt Ariadne in einer Art Cameo-Auftritt ein. Nur kurz tritt sie in die Szene, um – ebenfalls „tanzend“ (Z. 581) – dem Wesen das Ende ihres sprichwörtlichen roten Fadens um ein Horn zu binden. Genauso schnell, wie sie aufgetreten ist, verschwindet sie auch wieder. Als der Minotaurus erwacht, bemerkt er die Veränderung sofort, „die Augen auf den Wollfaden/ geheftet, als sei es eine Blutspur“ (Z. 587f.). Er wird aber sehr schnell wieder davon abgelenkt, da abermals ein fremdes Wesen bei ihm auftaucht; diesmal scheint es ein Artgenosse zu sein, der sich erstmals nicht völlig gleich verhält wie der Minotaurus. Dieser macht dadurch die Erfahrung, dass es nicht nur ein „Ich“, sondern auch ein „Du“ gibt, und ist darüber sehr glücklich. Es handelt sich bei dem neuen Besuch aber keineswegs um einen artverwandten Spielgefährten, sondern um den Helden Theseus, der mit einer Maske aufgetreten ist, um das aus seiner Sicht gefährliche

Monstrum in Sicherheit zu wiegen und es leichter überwältigen zu können, was ihm auch sehr schnell gelingt. Dann setzt der listige Theseus die Maske ab, nimmt das Ende des Fadens an sich und verschwindet. Am Schluss stehen bei Dürrenmatt abermals die Aasgeier, die nur darauf warten, sich auf den getöteten Minotaurus stürzen zu können. Im Unterricht kann diese Ballade als indirektes Rezeptionsdokument eingesetzt werden, um die Isolation des Minotaurus zum Beispiel mit der Einsamkeit der Ariadne auf Naxos zu vergleichen, von der etwa Ovid an mehreren Stellen in seinem Werk erzählt. Dürrenmatts Text könnte in weiterer Folge auch dazu dienen, rhetorische Figuren in einem recht kompakten deutschen Text zu identifizieren und die stilistischen Gründe für deren Einsatz zu thematisieren, was letzten Endes auch die Fähigkeit der Schülerinnen und Schüler verbessert, derartige Gestaltungen in lateinischen oder griechischen Texten zu entdecken. Und selbstverständlich soll auch darüber gesprochen werden, zu welchen Gedankengängen Dürrenmatts Text im Jahr 2021 anregt. (Denn, auch wenn diese Beobachtung im zweiten Jahr der Pandemie recht platt erscheinen mag, fällt es doch auf, dass das Geschöpf, das der Mensch als Feind ansieht, in einer Welt voller Glasscheiben von demjenigen besiegt werden kann, der im Kampf gegen seinen Gegner konsequent eine Maske trägt.)

Warum sich jede dieser Mythenvarianten Dürrenmatts gut für einen Einsatz in der Schule eignet, ist jeweils direkt nach der Vorstellung des Textes schon gesagt worden. Insgesamt soll aber noch darauf hingewiesen werden, dass es sich dabei nicht zuletzt auch deswegen um sehr praktische Rezeptionsdokumente für den Unterrichtsalltag handelt, weil Dürrenmatts Sprache für Schülerinnen und Schüler keine besonders große Hürde darstellt und sie daher auch gut selbständig und ohne umfangreiche Hinführung mit diesen Texten arbeiten können.

Dürrenmatts Werk ist aber nicht nur auf der sprachlichen Ebene für alle gut zugänglich, sondern auch auf einer ganz praktischen: Alle genannten Texte sind in sehr preiswerten Taschenbüchern in Dürrenmatts Stammverlag Diogenes erschienen; außerdem, darauf sei zum Schluss noch hingewiesen, gibt es in der Werkausgabe noch einige Blüten aufzulesen, die das Geburtstagskind aus dem Humus der antiken Welt gezogen hat – hier haben wir uns ja nur auf die berühmtesten beschränkt. ■

Die Seele der Säle

Begriff und Raum – ein lexikalischer Rundgang durch die Pädagogische Hochschule NÖ in Baden

Fritz Lošek

Der Autor unternimmt in seinem Beitrag „Die Seele der Säle. Begriff und Raum“ einen lexikalischen Rundgang durch die Pädagogische Hochschule Niederösterreich in Baden. Den Lehrsälen wurden dort auf Initiative von Erwin Rauscher lateinische Bezeichnungen gegeben: *Aequalitas – Civilitas – Communitas – Concordia – Confidentia – Consolatio – Constantia – Contemplatio – Contentio – Conversatio – Convivium – Dignitas – Fraternitas – Humanitas – Intellegentia – Laetitia – Libertas – Otium – Scientia*.

Diese neunzehn lateinischen Nomina, darunter zentrale Wertbegriffe nicht nur der Antike mit ungebrochener pädagogischer Ausstrahlung auf Lehrende und Lernende, werden nach Art von Lexikoneinträgen etymologisch und sprachlich eingebettet in Kultur- und Literaturgeschichte in Hinblick auf ihre Rezeption durch die Jahrhunderte bis hin zu den modernen Fremdsprachen und der deutschen Gegenwartssprache analysiert und erklärt. Dieser sprachliche Rundgang soll zu den Wurzeln der Wörter führen, die dem „dritten Pädagogen“ an der PH NÖ seinen Namen geben und so ein Stück weit die „Seele der Säle“ aufleuchten lassen.

aequalitas, aequalitatis Subst fem die Gleichheit
Die Gleichheit bildet mit > *libertas*, „Freiheit“ und > *fraternitas*, „Brüderlichkeit“ die berühmte Trias der Französischen Revolution. Die Verbindung der drei Begriffe ist allerdings älter und in der Zeit der Aufklärung weiter verbreitet, in der heißen Phase der Revolution hieß die Losung weniger romantisch *unité, indivisibilité de la République, liberté, égalité, fraternité – ou la mort*, „Einigkeit, Unteilbarkeit der Republik, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – oder der Tod!“.
Vom Adjektiv *aequus*, „gleich“, ausgehend gibt es neben der *aequalitas* eine Reihe von ähnlich gelagerten Substantiven: Die *aequalitas* meint die „Gleichheit vor dem Gesetz“ ebenso wie die „seelische Ausgeglichenheit“. *Aequanimitas* bedeutet „Gelassenheit und Gleichmut“, daraus folgernd „Nachsicht“. Mit *aequitatio* ist die „Angleichung“ gemeint, z. B. die gleiche Verteilung der Güter. *Aequinoctium* ist ein Begriff, der heute noch am 21. März und

23. September Verwendung findet. *Aequitas* schließlich zielt neben der „Gleichheit“ (z. B. im Sinne der Neutralität, der lateinisch nicht belegten Äquidistanz) wieder auf die „innere Ruhe“, die ja frei nach Horaz ein Wahl- und Wandspruch von Bruno Kreisky – der Kreis zum politischen Motto und zur österreichischen Innenpolitik schließt sich – war: *aequamemento rebus in arduis servare mentem*, „bewahre Gleichmut auch in schwierigen Situationen“.

civilitas, civilitatis Subst fem die Bürgerlichkeit
Civis romanus sum, „ich bin ein römischer Bürger“: Der bekannte Ausspruch des Paulus aus der Apostelgeschichte bewahrt nicht nur den *doctor gentium*, den „Lehrer der Völker“, bei seiner Festnahme vor der Kreuzigung. Er ist auch Bezugspunkt in jener berühmten Rede, die John F. Kennedy am 26. Juni 1963 vor dem Schöneberger Rathaus in Berlin hielt:

Vor zweitausend Jahren war der stolzeste Satz „Ich bin ein Bürger Roms“. Heute, in der Welt der Freiheit, ist der stolzeste Satz „Ich bin ein Berliner“. Alle freien Menschen, wo immer sie leben mögen, sind Bürger Berlins, und deshalb bin ich als freier Mensch stolz darauf, sagen zu können „Ich bin ein Berliner“!

Civilitas ist also das, was einen (römischen) Bürger ausmacht. Es sind sein gesellschaftlicher Stand, die damit verbundenen Rechte und Pflichten, aber auch sein Verhalten. Eine 1:1-Übersetzung, eine Monosemierung ins moderne Deutsch gestaltet sich somit, wie im gesamten Wortfeld, schwierig. In „Bürgerlichkeit“ schwingt einerseits „Spießbürgerlichkeit“ mit, andererseits ist der Begriff „bürgerlich“ auch politisch („bürgerliche Partei“) und juristisch („Bürgerliches Recht“) konnotiert. Generationen von Schülern haben Cäsars Bürgerschaft (*civitas*) mit Schillers Bürgerschaft (*cautio, sponsio*) verwechselt. Der lateinische Begriff *civitas* ist allerdings sehr schillernd, was sich auch in seinem Fortleben äußert: Die „Gemeinschaft der Bürger“ manifestiert sich in der „Bevölkerung“ allgemein oder in einem „Stamm“, aber auch im „Staat“ oder im „Gottesstaat“, der „Civitas Dei“ des Augustinus. Die moderne Kommunikation in all ihren

Die „Stadt“ lebt weiter in der französischen *cité*, der italienischen *città*, der spanischen *ciudad* und der englischen *city*. Die Bedeutungen des englischen Begriffs *civility* „gutes Benehmen, Höflichkeit, Freundlichkeit“ finden sich im neuzeitlichen Latein auch für *civilitas*. Auch das machte damals einen Bürger aus.

communitas, communitatis Subst fem die Gemeinschaft
„What is communitas?“ Mit dieser Frage leitet die amerikanische Anthropologin Edith Turner (1921–2016) ihr Buch *Communitas. The Anthropology of Collective Joy* ein, in dem sie die soziokulturellen Forschungsprojekte zu Heilung, Ritual und „communitas“ nach dem Tod ihres Mannes Victor weiterentwickelte. Was heißt also *communitas*? Was ist, von der neutralen Form *commune* des Adjektivs *communis* ausgehend, das „Gemeinsame“? Beginnen wir mit verschiedenen Formen von Gemeinschaft: Die Kommune ist in der Verwaltungssprache die unterste Einheit, die „Gemeinde“ unabhängig von ihrer Gr e (Dorfgemeinde, Marktgemeinde, Stadtgemeinde, z. B. Wien). Im soziokulturellen Kontext ist eine Kommune eine Wohn-, Lebens- und/oder Sexualgemeinschaft, die vor allem im Gefolge der 68er-Bewegung en vogue war (Otto M hl). „Kommunismus“ ist nach Karl Marx die auf den Sozialismus folgende Entwicklungsstufe, in der alle Produktionsmittel und Erzeugnisse in das gemeinsame Eigentum der Staatsbürger übergehen und alle Klassengegensätze überwunden sind, in der Folge jene politische Richtung/Bewegung, die sich gegen den Kapitalismus wendet und eine zentral gelenkte Wirtschafts- und Sozialordnung verficht. In der „Kommunion“ wiederum feiert man das gemeinsame Mahl der Gläubigen mit Christus durch den Empfang der in der Eucharistie ausgeteilten Hostie. Die „Erstkommunion“ ist als beliebtes Fest in der Familien- und Dorf-Kommune nicht aus dem religiösen Brauchtum des katholischen (vom griech. καθολικός, „katholik s“, allgemein) Österreichs wegzudenken. Am nächsten beim lateinischen Wortstamm ist die „Kommunität“ als christliche Form des gemeinsamen religiösen Zusammenlebens (Kloster, Konvent, Stift, Abtei). Die moderne Kommunikation in all ihren

Facetten und Medien schließlich geht auf das lateinische *communicatio* zurück, das schon in der Antike „Mitteilung“, aber auch „Einbeziehung der Zuhörer“ bedeutete.

concordia, concordiae Subst fem die Einigkeit
Alles begann mit „Discordia“, der bösen Schwester der „Concordia“. Eris, wie sie griechisch heißt, wurde zur Hochzeit von Peleus und Thetis nicht eingeladen. Als Rache warf sie den goldenen „Apfel der Zwietracht“ (den sprichwörtlichen „Zankapfel“) unter die Hochzeitsgäste. Auf diesem Apfel war die Widmung τ  καλλιστ  (t  kallist ) eingraviert, „der Schönsten“. Aphrodite, Athene und Hera begannen, um den Apfel zu streiten. Zeus beauftragte den trojanischen Prinzen Paris als Juror in diesem GNTM („Griechenlands next top model“). Paris entschied sich nicht für Macht und Weisheit, sondern für die Schönheit, für die damalige „Miss World“ Helena, die ihm Aphrodite versprach. Leider war sie schon verheiratet, mit Menelaos, dem König von Sparta. Paris musste sie daher entführen – und löste damit den Trojanischen Krieg aus.
Concordia dagegen ist in der römischen Mythologie die Personifikation der Eintracht (entspricht der griech. ὁμόνοια, Hom noia). Ihr war ein Tempel im Nordwesten des Forum Romanum in Rom geweiht. Dargestellt wurde sie mit den Attributen Füllhorn, Opferschale und ineinander geschlungenen Händen. Concordia ist einer der von den Römern personifizierten altrömischen Tugendbegriffe, wie auch Fides (Treue, > confidentia), Spes (Hoffnung), Pudicitia (Keuschheit), Iustitia (Gerechtigkeit), Virtus (Tugend), Pax (Frieden), > Libertas (Freiheit), Honos (Ehre) oder Felicitas (Glück).
Man kann aber auch mit „Concordia“ Pech haben, wie das schreckliche Unglück der „Costa Concordia“, die im Jänner 2012 vor der toskanischen Insel Giglio auf Grund gelegt wurde, lehrt. Fahrzeuge dieses Namens dürften das Unglück anziehen: Das erste  berschallflugzeug, die „Concorde“, wurde nach einem missglückten Startman ver, bei dem im Juli 2000 in der Nähe von Paris mehr als 100 Menschen starben, 2003 endgültig im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Verkehr gezogen.
Concordia (lat. *cor, cordis*, „Herz“) bedeutet ursprünglich den „Zusammenklang der Herzen“. Die Übersetzung mit „Eintracht“ ist für die jugendlichen Benutzer eines Wörterbuches im übrigen nicht unproblematisch, assoziieren sie mit dem Begriff doch eher einen deutschen Fußballverein aus Frankfurt oder Braunschweig. Auch wenn die Mannschaften eine gemeinsame

„Tracht“ tragen: Der Ausdruck wurde im 14. Jahrhundert aus dem Niederdeutschen übernommen und war zunächst in der Rechtssprache als „Vertrag“ geläufig; *endracht* ist eine Bildung zu *endragen* „Übereinkommen“. „ bereingekommen“ sind im Laufe der Jahrhunderte auch immer wieder die weltliche und die geistliche Macht: Das „Wormser Konkordat“ beendete 1122 nicht nur den Investiturstreit, sondern mit dem Zölibat auch die bis dahin übliche Priesterehe. Und das Konkordat aus dem Jahre 1933 regelt bis heute im Wesentlichen nicht nur das Verhältnis Kirche – Staat in Österreich, sondern hat auch große Auswirkungen auf den Religionsunterricht.

confidentia, confidentiae Subst fem das Selbstvertrauen
Weitaus vielfältiger als das zwar in den modernen Fremdsprachen weiterlebende Nominalkompositum (engl., franz. *confidence*) ist das Grundwort *fides*. Zunächst sollte man aber das Substantiv der e-Deklination (Genitiv *fidei*) nicht mit dem der konsonantischen Deklination (Genitiv *fidis*) in der Bedeutung „Saite, Saiteninstrument“ verwechseln. *Fides* (auch als Personifikation mit eigenem Tempel auf dem Kapitol nahe dem Jupitertempel ausgestattet) ist zunächst die „Treue“, wie die > *concordia* und die noch zu besprechende > *libertas* eine altrömische Tugend. Sie gehört aber nicht zu den vier Kardinaltugenden Gerechtigkeit (*iustitia*), M Bigung (*temperantia*), Tapferkeit (*fortitudo* bzw. *virtus*) und Weisheit oder Klugheit (*sapientia* bzw. *prudentia*), sehr wohl aber zu den göttlichen Tugenden Glaube (*fides*), Liebe (*caritas*, nicht *amor*), Hoffnung (*spes*). Diese sieben Tugenden wurden in der Wahl der Raumbezeichnungen im übrigen bewusst ausgespart. Nach Treue und Glauben (im weltlichen wie im religiös-christlichen Sinn) geht der weitere Bedeutungsumfang von *fides* als „Zusicherung, Bestätigung“  ber „Versprechen, Schwur“ bis zu „Beistand, Hilfe“. Und dann natürlich nicht zu vergessen das „Vertrauen“: In Zusammenhang mit der letzten Bedeutung steht eine umstrittene Interpretation eines Gedichts aus Ovids Zyklus „Amores“ (Liebesgedichte) durch den Wiener Latinisten (und akademischen Lehrer des Autors) Erich Woytek, der dort die *fides* als das interpretiert, worauf man(n) sich eben verlassen kann – den männlichen Penis.

consolatio, consolationis Subst fem der Trost
Während der vom Deponens *consolari*, trösten, abgeleitete Begriff in der lateinischen Literatur wenig belegt ist, ist er

ein nicht unbedeutender Terminus der lateinischen Literaturgeschichte. Unter einer „Consolatio“ versteht man eine „Trostrede“ oder „Trostschrift“, die sich oft aber allgemeinen philosophischen Fragen widmet. Der auch als Erzieher Neros bekannte römische Schriftsteller L. Annaeus Seneca (Seneca der Jüngere, gest. durch Selbstmord 65 n. Chr.) schrieb drei „Consolationes“, zwei davon während der Verbannung auf Korsika, und zwar an seine Mutter Helvia („ad Helviam matrem“) und an Polybios, einen Höfling Neros („ad Polybium“, eher eine Bittschrift um Begnadigung); die dritte ging „ad Marciam“. Mit seiner Schrift „De consolatione philosophiae“ verfasste der spätantike Autor und Politiker Bo thius einen der meistverbreiteten Texte des Mittelalters, seine „Consolatio“ war Schullektire.
In der Schule, in der Pädagogik ist der „Trost“ aber, nach Ansicht mancher Forscher, eine schlechte pädagogische Kategorie: So behauptet Aneeta Rattan 2012 in ihrer Studie im *Journal of Experimental Social Psychology*: „It’s ok – not everyone can be good at math“: instructors with an entity theory comfort – and demotivate – students“ („Es ist in Ordnung. Nicht jeder kann gut rechnen. Ausbilder mit einer Entit tstheorie trösten – und demotivieren – Schüler.“) Tröstlich?

constantia, constantiae Subst fem die Beharrlichkeit
Beginnen wir wieder literarisch, wieder philosophisch, wieder bei Seneca: In seiner Schrift „De constantia sapientis“ betont er die „Unerschütterlichkeit“ des idealen stoischen Weisen, der durch Hindernisse in seinem Tun nur bestärkt wird. Ein Appell auch an die Lehrenden und Lernenden? Der weitere Bedeutungsumfang von *constantia* ist dazu angetan: „Beständigkeit, Charakterfestigkeit, Konsequenz“. Das Fortleben des Begriffs führt von Konstantinopel und Konstanz über termini technici wie Konstante zu „Kosten“ und zum „Kosten“. Dazu ein Gusto-St ckerl aus Klaus Bartels’ Sammlung *Wie die Murreltern murmeln lernten* (S. 91f.), der mit seinen Wortgeschichten (siehe Literaturliste) ein unersch pbares Vorbild und eine unglaubliche Wissensquelle für den Autor darstellt:

Aktien und Devisen, Preise und Kosten können steigen oder fallen oder auch auf dem einen oder anderen höheren oder tieferen Stand „stehen“. Den „Kosten“ ist dieses „Stehen“ – nehmen wir’s als gutes Zeichen! – geradezu auf den Leib geschrieben; dahinter steckt das lateinische Verb *constare* mit der Grundbedeutung „an einem Ort zusammenstehen, beständig ste-

hen.“ Wer fragt: „Was kostet das?“, fragt eigentlich: „Bei welchem Preis steht das?“ Erweisen wir hier ein passant zunächst der stoischen Tugend der *constantia*, der unerschütterlichen „Beständigkeit“ und „Standhaftigkeit“, die schuldige Reverenz: Sie ist ein leuchtender Leitbegriff der römischen Kaiserzeit gewesen, und zudem die Namenspatin Kaiser Konstantins des Großen und der „Konstantinsstadt“ Konstantinopel, zuvor schon seines Vaters Constantius Chlorus und seiner Stadtgründung Konstanz und schließlich seiner Tochter Constantia und aller jüngeren mehr oder weniger konstant tugendhaften Konstanzen.

Bei den in Heller und Pfennig zu Buche schlagenden „Kosten“ liegt die Sache komplizierter. In nicht weniger als elf verschiedenen Bedeutungen – so nach dem „Oxford Latin Dictionary“ – ist das Verb *constare* im klassischen Latein geläufig gewesen, und in der elften und letzten („auf der Preisskala da und da) stehen, (soundso viel) kosten“ ist es in die neuen Sprachen übergegangen. Aus dem nasalisierten mittellateinischen *co(n)stare* ist über ein altfranzösisches *coster* ein neufranzösisches *coûter*, ein italienisches *costare*, ein spanisches *costar*, ein portugiesisches *custar*, ein englisches *cost* und bei uns ein mittelhochdeutsches, dann auch neuhochdeutsches „kosten“ geworden. Kein Wunder, dass das Verb in dieser elften, letzten Bedeutung so gut überlebte: Die neuen Waren gingen von Markt zu Markt, von Land zu Land, und das Wort für den Preis, das alte *constare*, „kosten“, wurde jeweils gratis und franko mitgeliefert.

Kein Wunder auch, dass die „Kosten“ wie die „Spesen“ im Plural daherkommen: eine „Kost“ kommt, frei nach dem Sprichwort, wie eine „Spese“ selten allein. Der Singular, der im Mittelhochdeutschen sowohl noch die eigentlichen „Kosten“, den Heller und Pfennig, als auch schon die so bezahlte „Kost“, das Essen und Trinken, bezeichnen konnte, geht neuerdings vollends durch den Magen: Er ist vom Aufwand für eine kostspielige Verköstigung ganz auf diese Verköstigung selbst übergegangen, so etwa in der Formel „Kost und Logis“. Wenn heute von „nahrhafter Kost“ oder „gesunder Rohkost“ die Rede ist, denken wir eher quer(wort)feldein an ein ganz anderes „kosten“ und „verkosten“: ans Probieren.

Da sind schon im Mittelhochdeutsch zwei ganz verschiedene Stämme durcheinandergeraten: das eine „kosten“, das von dem lateinischen *constare* herkommt und bei dem es um Kosten und Aufwand geht, und das andere „kosten“, das mit dem lateinischen *gustare* verwandt ist und bei dem es ums Schlucken und Schmecken,

ums Degustieren geht. Es ist ja klar, dass der „Kostenvoranschlag“ auf die eine Seite gehört und die „Kostprobe“ auf die andere. Aber wer bei einer Weinverkostung etwa in einem Konstanzer Weinkeller fernab aller stoischer *constantia* immer wieder „Köstlich! Köstlich! Köstlich!“ ruft, ist ein seliger Grenzgänger zwischen dem einen „kosten“ und dem anderen „kosten“, gerade so wie dieses von den Kosten zur Verkostung übergewechselte „köstlich“ selbst, wenn auch leider in der Gegenrichtung.

Köstlich!

contemplatio, contemplationis Subst fem das Nachdenken
Ziehen wir den Begriff von seiner Etymologie auf: In der *contemplatio* steckt das *templum*, der Tempel, in seiner ursprünglichen Bedeutung. Er beschrieb nämlich einen vom Priester, dem Auguren, abgegrenzten, umspannten „Beobachtungsraum“ für Vorhersagen (und ist damit verwandt mit *tempus* als „Zeitspanne“). Aus dieser konkreten „Betrachtung“ (z. B. des Vogelflugs, so begann die Geschichte von Romulus und endete jene von Remus!) entwickelte sich die „Betrachtung“ im übertragenen Sinne als Überlegung, Nachdenken, geistige Beschäftigung. Und schon wieder Seneca: Die bereits von Aristoteles aufgeworfene Frage, ob das Leben aktiv oder beschaulich zu führen sei, beantwortet er in gut stoischer – und später humanistischer – Weise: „Die Natur hat uns für beides geschaffen, sowohl die Kontemplation als auch die Aktion“ (*natura nos ad utrumque genuit, et contemplationi rerum et actioni*), und an anderer Stelle: „Die Philosophie ist sowohl kontemplativ als auch aktiv“ (*philosophia et contemplativa est et activa*). Damit ist der Weg gebnet zum durch die Jahrhunderte kontroversiell diskutierten Begriffspaar der „Vita activa“ und der „Vita contemplativa“ als Lebenskonzept(e).

contentio, contentionis Subst fem die Anstrengung
„Konflikt“, „Streit“, „Vergleich“, „Anspannung“: Ein Blick in die gängigen lateinisch-deutschen Schul- und Online-Wörterbücher zeigt, dass die erste Bedeutung bei diesem zugegeben nicht einfachen Wort, was den Bedeutungsumfang betrifft, scheinbar stark divergiert. Dass diese erste Bedeutung (oder, wie der Fachmann sagt, das Übersetzungsäquivalent) für den Benutzer die entscheidende ist, lehrt die neueste Wörterbuchdidaktik: Denn dort blickt er als erstes hin. Der Marktführer unter den Latein-Wörterbüchern, die völlige Neubearbeitung des *Stowasser* (2016), ist diesem Prinzip durchgängig verpflichtet.

Wo nun „die“ wichtigste (oft auch häufigste) Bedeutung nicht eindeutig festzumachen ist, weil es, wie beim vorliegenden Wort, mehrere wichtige Bedeutungen gibt, besteht die lexikografische Herausforderung darin, einen Überbegriff zu finden, der möglichst viele/alle weiteren Bedeutungen abdeckt. Die Bearbeiter des neuen *Stowasser* haben sich angestrengt und für „Anstrengung“ entschieden. Klopfen wir die weiteren Bedeutungen von *contentio* auf die Tauglichkeit dieses Überbegriffs ab. Die „Anspannung“, sowohl die „Spannung“ eines Bogens (die Grundbedeutung des Ausgangsverbums zu *contentio*, *tendere*, ist „spannen“) als auch die „geistige Anspannung“ (*contentio animi*) und die „Anspannung beim Reden/der Stimme“ (*contentio dicendi/vocis*) ist mit „Mühe“ (*contentione*) verbunden. Auch im deutschen Äquivalent des naturwissenschaftlichen Terminus *contentio gravitatis*, der dann zu *gravitas* verkürzt wird, begegnen sich in „Schwer-Kraft“ zwei Wortbestandteile, die Anstrengung suggerieren. Zu diesen physischen Anstrengungen tritt mit dem Bedeutungspaar „Bemühung, Eifer“ eine eher psychische, volitionale Komponente. Dieses ehrgeizige Bemühen kann dann leicht in „Streit“ oder „Kampf“ ausarten. Wenn diese nach bestimmten Regeln und ohne verletzende Absichten ablaufen, sprechen wir vom „Wettstreit“, „Wettkampf“, in dem ein „Vergleich“ der Kräfte angestrengt wird. Dieses Beispiel zeigt exemplarisch nicht nur den im besten Fall (sprach-)logischen und nachvollziehbaren Aufbau eines Wörterbuchartikels, sondern auch, dass die Zuweisung der Namen an einzelne Funktionsräume der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich in Baden mit Bedacht versucht/vorgenommen wurde: hier konkret „Contentio“ für die Sporthalle, wo alle diese „Anstrengungen“ ihren Platz finden können.

conversatio, conversationis Subst fem der Umgang
„Das Conversations-Lexikon [hat] die Flüssigmachung und Popularisierung der wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Ergebnisse nicht für die geschäftliche Praxis, sondern für die Befriedigung und Förderung der allgemeinen Bildung zur Aufgabe.“ Diese schöne Definition findet sich in der Vorrede zum 15. Band der 11. Auflage des *Brockhaus* (1868). Sie trifft einerseits den Ton, in dem dieser Beitrag sich verstehen will, andererseits bringt sie wichtige Facetten des Begriffs „Konversation“, der sehr nahe, morphologisch wie syntaktisch, am lateinischen Grundwort liegt. Zunächst meint es, ausgehend vom Verbum *conversari*, „sich aufhalten“, den „Umgang, den man



Maria von Bethanien (links) und ihre Schwester Martha (Mitte), traditionelle Sinnbilder der Kontemplation (Maria) und der Aktion (Martha), auf dem Gemälde Christus bei Maria und Martha von Jan Vermeer, um 1654/1655. Scottish National Gallery, Edinburgh

pflügt“. Aus dem Umgang z. B. an den Höfen des Absolutismus entwickelte sich das mit diesen gesellschaftlichen Kontakten ein hergehende „gepflegte Gespräch“, das aber an strikte Konventionen, Umgangsformen gebunden war. Beides zusammen, (gesellschaftlicher) Umgang und (gepflegtes) Gespräch, führt uns auf die Spur der Bedeutung „Lebenswandel, Lebensweise“, wie er schon im mittelalterlichen Latein als *monastica conversatio*, als ebenfalls an gewisse Normen in Umgang und Sprache gebundenes „Leben im Kloster“ erscheint. Am deutschen Begriff „Gespräch“ lässt sich sehr schön zeigen, dass eine Polysemie, also die Mehrdeutigkeit eines Ausdrucks, auch umgekehrt, also vom Deutschen ins Lateinische, zu beachten und nur im sprachlich-inhaltlichen Kontext aufzulösen ist. *Colloquium*, „Kolloquium“ ist das Prüfungs-Gespräch; *monologus*, „Monolog“ ist das Selbst-Gespräch; *dialogus*, „Dialog“ ist das Zwie-Gespräch; *dictio*, „Diktion“ ist der gewissen Normen unterworfenen (Aus-)Spruch (vor Gericht oder beim Orakel); *disputatio*, „Disputation“ ist das Streit-Gespräch; *oratio*, „Rede“ ist das politische (Selbst-)Gespräch; *sermo*, „Predigt“ ist das priesterliche Gespräch, umgangssprachlich das langatmige, langweilige Gerede („seinen Sermon abliefern“ im Sinne von „seinen Senf dazugeben“).

Und eben *conversatio*, „Konversation“, laut Duden mittlerweile häufig ein konventionelles, oberflächliches und unverbindliches Geplauder, ein Gespräch, das in Gesellschaft nur um der Unterhaltung willen geführt wird.

„Wien machte den Burgtheateron zum vorbildlichen Konversationson der besseren Gesellschaft“, schreibt Felix Czeike (Wien Geschichte Wiki 2018). No gehen 'S.

convivium, convivii Subst n das Fest
Auch das *con-vivium* beginnt mit einem „zusammen-leben“, *con-vivere*, das dann zu einem „zusammen speisen und trinken“ ausartet, beide Bedeutungen gibt das Verbum her. Apropos ausarten: Schon im spätantiken Latein erfolgte der lautliche Zusammenfall von „v“ und „b“: *Ravenna* wurde als *Rabenna* geschrieben und verstanden, daher die Bezeichnung der Stadt als „Raben“ in den Heidenliedern auf Dietrich von Bern – „Bern“ hier übrigens die Germanisierung von Verona. Inschriftlich überliefert ist häufig *bixit* statt *vixit*, und dieser Zusammenfall von *vivere*, „leben“, und *bibere*, „trinken“, eröffnete dann den Raum für allerlei Wortspiele, von der Vagantenlyrik bis hin zum fast sprichwörtlichen (und allen Ernstes Cäsar zugeschriebenen) auf die *Vascones* (Basken, wieder b für v!), dann Spanier gemünzten *felices populi quibus vivere est bibere* „glücklich die Völker, für die leben trinken bedeutet“. Die Tätigkeit des „Zusammen-trinkens“ heißt auf Griechisch *συμπίνειν* (*sympinein*), die Veranstaltung dazu „Symposion“. Mit diesem Begriff sind wir bei einem der zentralen Werke der europäischen Literatur- und Philosophiegeschichte gelandet, dem Platonischen „Symposion“ („Gastmahl“). Darin diskutieren Sokrates und seine Gesprächspartner, unter ihnen der Komödiendichter Aristophanes und der Politiker Alkibiades, über das Wesen des Eros, der Liebe. Die vielleicht bekannteste Erzählung daraus ist der berühmte Mythos von den Kugelmenschen. Ihm zufolge hatten die Menschen ursprünglich kugelförmige Rümpfe. Später wurden sie vom Göttervater Zeus zur Strafe für ihren Übermut in zwei Teile geschnitten. Der Mythos deutet die erotische Begierde als Streben der halbierten Menschen nach Wiedervereinigung mit der jeweils fehlenden Hälfte. Dass im Übrigen bei diesem hochphilosophischen Diskurs (wie bei vielen anderen im Beisein des Sokrates) auch reichlich Wein floss, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Platons „Symposion“ ist aber nicht das einzige, das aus der antiken Literatur überliefert ist. Im „Symposion“ des Xenophon begegnen sich wieder Sokrates und andere Gesprächspartner, es entwickelt sich eine entspannte

Konversation (> *conversatio*), Schauspieler und Musiker treten auf. Ein Symposium entwickelte im Laufe der Zeit strenge Konventionen, was den Ablauf betraf. Ein „Symposiarch“, ein „Zeremonienmeister“ sorgte nicht nur für die passende Sitz- bzw. Liegeordnung, er sollte auch tunlichst darauf achten, dass der Grad der Betrunkenheit der Gäste sich auf einheitlichem Pegel bewegte.

Das im wahrsten Sinne anschaulichste Bild – Federico Fellini hat mit seinem „Satyricon“ ein cineastisches Denkmal gesetzt – von einem *convivium* bietet uns ein einzigartiges literarisches Denkmal aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, die „Cena Trimalchionis“, „Das Gastmahl des Trimalchio“. Dabei handelt es sich um die längste erhaltene und neben jener über die Witwe von Ephesos bekannteste Episode aus dem fragmentarisch überlieferten Roman „Satyricon“ („Satyrικά“) des Petronius Arbitr (gest. 66 n. Chr. durch inszenierten Suizid). Trimalchio, ein ehemaliger Sklave und ungebildeter Parvenu, versucht bei diesem Gelage, seine Gäste mit außergewöhnlichen, schmackhaften Speisen und abgeschmackten Darbietungen sowie mit seiner eigenen Belesenheit zu beeindrucken und offenbart dabei nur seine Geschmacklosigkeit und Halb- bzw. Unbildung. Die in der „Cena“ aufgezeichneten Gespräche der Festgesellschaft stellen, neben Graffiti z. B. aus Pompeji, die wichtigste literarische Quelle für Vulgärlatein dar. Dieses „gesprochene Latein“ ist weit von der manierierten Kunstsprache eines Cicero und Cäsar entfernt und bildete das Substrat für die Entstehung der romanischen Sprachen.

„Gastmahl“, „Gelage“, „Sauferei“, „Festessen“, „Galadinner“, „Feier“, „Party“, „wissenschaftliche Tagung“ (notabene: „Convivium“ I und II sind an der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich die Aufenthaltsräume für die Studierenden): Moderne Übersetzungen und Interpretationen können das Wesen des antiken „Gastmahls“ in all seinen Besonderheiten und Regeln nicht wirklich abbilden. Daher lässt das „Fest“ als Überbegriff (auch für das in Deutschland eher gebräuchliche „Wissensfest“) vielleicht die meisten richtigen Assoziationen zu. Ein letzter Satz zum Thema: Ich höre, dass dieser Raum in Baden auch als „Convivium“ bezeichnet wird. Der Begriff ist zwar in der Literatur nicht belegt, ist aber durch die Kontamination mit *vinum* „Wein“ ein wahrscheinlich ungewollter, aber gerade deshalb großartiger und äußerst passender lateinischer Neologismus.

dignitas, dignitatis Subst fem die Würde
„Was meinen wir eigentlich, wenn wir von

„Würde“ reden?“ fragte die *Neue Zürcher Zeitung* im November 2018. Im Laufe der Leserdebatte kristallisierten sich drei Bereiche heraus, in denen dieser (altehr-)würdige Begriff heute noch auftaucht: die Menschen-Würde, das In-Würde-Altern, und Würde als Zeichen von Haltung (mit Queen Elizabeth II. als role model für die letzten beiden Szenarien).

Was meinten die alten Römer eigentlich, wenn sie von *dignitas* redeten? Die „Würde“ des Römers war mit „Ansehen“ verbunden, welches ihm „Autorität“ verschaffte. Eng damit verbunden war die „Würde“ als „Rang“ oder „Position“, z. B. die *dignitas regia*, die „Königswürde“ oder die *dignitas equestris*, „der Ritterstand“. Damit ging oft ein „Amt“ samt den entsprechenden „Amtszeichen“ einher. Als Metonymie taucht die Bedeutung „Beamter“ auf, im modernen Sprachgebrauch nur mehr als die kirchenhierarchische Anrede „Hochwürden“ (und als Filmreihe mit Titeln wie „Immer Ärger mit Hochwürden“ mit so würdevollen Darstellern wie Otto Schenk, Guido Wieland oder Theo Lingen) gebräuchlich. Ein ähnliches Phänomen ist beim Begriff *honor* „Ehre“ zu sehen, der denjenigen bezeichnete, der ein „(Ehren-) Amt“ – ohne „Honorar“ – ausübte. Als Anrede „Euer Ehren“ (engl. „Your Honour“) nur mehr für Richter geläufig, schlägt die verwandte Bezeichnung „Honoratioren“ für verdienstvolle (weil verdienstlose, also ohne „Honorar“ amtierende) Mitglieder der Gesellschaft die Brücke zurück zu *dignitas* und zu „Tüchtigkeit“ im moralischen Sinn und das „würdevolle Aussehen“ von Subjekten („Schönheit, Vitalität“) wie von Objekten („Pracht, Glanz“).

Im zweiten Obergeschoss der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich in Baden ist „Otium (II)“ durch „Laetitia“ und „Communitas“ von „Dignitas“ getrennt, in einem bekannten lateinischen Zitat sind die beiden Begriffe aber unzertrennlich geworden: *Otium cum dignitate* wünscht sich Cicero am Beginn seiner Schrift „De oratore“, „Muße mit Würde“. Der Begriff der „Muße“ muss an dieser Stelle aber genauer analysiert werden (was bei *> otium* geschieht), das zeigt die Entstehungsgeschichte des Werks: Cicero war im Jahre 46 v. Chr., als das Werk entstand, schon sechzig Jahre alt und politisch kaltgestellt. In dieser Situation wünscht er sich, wenn (Staats-)Männer seines Schlages schon nicht mehr *in negotio sine periculo*, „ihrer Arbeit/ihren Ämtern ohne Gefahr“ nachgehen können, dann doch *in otio cum dignitate*, „in Zurückgezogenheit (von den Staatsgeschäften) mit Würde“ leben zu können. Cicero stellt dies durchaus „indigniert“ fest. Das deutsche Adjektiv kann den Blick weiten auf Gegenbegriffe unserer

Wörter (vgl. auch *negotium* bei *> otium*): *In-dignitas* bedeutet die „Nichtswürdigkeit“ und „das Unwürdige“, zugleich aber auch den „Unmut“, so wie *in-dignus*, „unwürdig“, „unpassend“, aber auch „unwillig, empört“.

fraternitas, fraternitatis subst fem die Brüderlichkeit
Der Bruder von *> libertas* und *> aequalitas* hat es im Zeitalter der geschlechtergerechten Sprache nicht einfach. Der historische Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ wird heute in Deutschland schon durch „Freiheit, Gleichheit/Gerechtigkeit, Solidarität“ ersetzt, beispielsweise im Grundsatzprogramm der SPD. Der Grund dafür ist, dass der Begriff der „Solidarität“ im Gegensatz zur „Brüderlichkeit“ geschlechtsneutral ist und Frauen mit ein-schließt. Auf die Spitze getrieben: Auf einem Wahlplakat der Grünen zur Europawahl 2019 wurde der Spruch in „Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit“ abgewandelt.

Gendermäßig eindeutig zuzuordnen ist dagegen die „Bruderschaft“. Eine Fraternität bezeichnet im neueren Sprachgebrauch die klösterliche Hausgemeinschaft einer Ordensgemeinschaft oder geistlichen Gemeinschaft, etwa der Franziskaner. Oft nehmen Fraternitäten sozial-karitative Aufgaben wahr, so auch, wenngleich keine geistliche Gemeinschaft per se, die „Bruderschaft St. Christoph“. Sie ist eine fast 20.000 Mitglieder umfassende, rein karitative „Vereinigung christlicher Nächstenliebe“. Ihr gehören auch Personen aus höchsten (Adels-)Kreisen an wie Juan Carlos von Spanien, Beatrix der Niederlande, Mitglieder des saudischen Königshauses oder die Fürsten von Liechtenstein. Sitz der Bruderschaft ist das Hospiz St. Christoph am Arlberg.

Das im deutschsprachigen Raum verbreitete „Bruderschaftstrinken“ („Brüder-schaftstrinken“ in Deutschland) als Zeichen des Übergangs vom „Sie“ zum „du“ hat als rituelle Zeremonie („*ius potandi*“) eine sehr lange Tradition und z. B. in Goethes „Egmont“ auch Eingang in die Literatur gefunden.

humanitas, humanitatis Subst fem die Menschlichkeit
Vom Bruderschaft trinken ein harter Sprung zu einem der meist strapazierten und meistzitierten lateinischen Wertbegriffe, der *humanitas*, der Menschlichkeit. Es wäre vermessen, in diesem kurzen Aperçu einen zentralen Begriff der europäischen Geistesgeschichte auch nur annähernd zu fassen. Daher bloß einige Zitate, die die Bandbreite andeuten und den Umstand verdeutlichen sollen, dass

„Humanität“ und „Bildung“ (man denke an das gute alte „humanistische Gymnasium“) über die Jahrhunderte hinweg in einem engen Konnex stehen. Während *humanitas* als ein „Lieblingsvokabel“ (Wilfried Stroh) von Cicero gilt, überrascht eine Stelle in Cäsars „Bellum Gallicum“ (1, 1, 4): Dort betont er, dass die Belgier die tapfersten aller Völker sind, weil sie sich *a cultu atque humanitate* des römischen Galliens ganz fernhalten. Es gibt die unterschiedlichsten Übersetzungen dieser berühmten Stelle, nicht wenige interpretieren *humanitas* hier (auch) als „Bildung“, im weiteren Sinne als „Zivilisation“. Aulus Gellius, ein lateinischer Autor des 2. Jahrhunderts n.Chr., gibt eine interessante Definition („Noctes Atticae“ 13,19):

Diejenigen, die die lateinischen Wörter geschaffen und sie richtig verwendet haben, wollten unter *humanitas* nicht das verstanden wissen, was der Pöbel darunter versteht und was die Griechen *φιλανθρωπία* [philanthropía] nennen, indem es eine Art Gefälligkeit und Wohlwollen bezeichnet, das sich auf alle Menschen gleichermaßen erstreckt [das wäre *humanitas* im Sinn der Menschenliebe], sie benannten vielmehr mit *humanitas* gerade das, was die Griechen *παιδεία* [paideía, Bildung], wir dagegen Bildung und Unterweisung in den wertvollen Wissenschaften (*bonae artes*) nennen. Die Menschen, die nach diesen aufrichtig verlangen und streben, die sind in vorzüglicher Weise die ‚Humanen‘ (*humanissimi*). Denn das Sorgen um dieses Wissen und sein Erlernen ist von allen Lebewesen nur den Menschen gegeben und darum wurde es *humanitas* (Menschsein) genannt (Übersetzung Wilfried Stroh).

Ein weiter Sprung bringt uns zunächst ins 19. Jahrhundert und zu einem Diktum von Franz Grillparzer aus dem Nach-Revolutionenjahr 1849, das oft unter Weglassung des ersten, entscheidenden Teils zitiert wird: „Der Weg der neueren Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität.“ (Franz Grillparzer: *Sämtliche Werke. Ausgewählte Briefe, Gespräche, Berichte*. Hrsg. von Peter Frank und Karl Pörnbacher. 2 Bde. München 1960, Bd. I, S. 500). Von hier ist es nicht mehr weit zum *humanitas*-Begriff im Nationalsozialismus. In der zweiten, verbesserten Auflage des *Brockhaus* (1941) ist der Gegensatz von Menschlichem und Tierischem unter dem Lemma „Humanität“ festgemacht:

Humanität (lat. *humanitas* ‚Menschlichkeit‘) die, –, Gesittung, edle Bildung [!]; in der Sittlichkeitslehre 1) alles rein Menschliche im Gegensatz zum Tierischen; 2)

das zum sittlichen erhobene Allgemein-Menschliche, besonders die Achtung vor der Würde des Menschen [...]. Eine entartete Auffassung von H. im späteren 19. und beginnenden 20. Jh. verfocht unter führender Beteiligung des Judentums den Schutz alles Menschlichen um seiner selbst willen, also auch des Minderwertigen und Entarteten. Entgegen solchen gesunden sittlichen Anschauungen zuwiderlaufenden Ansichten betont die völkische Weltanschauung eine naturgegebene, rassisch bedingte Ungleichheit der Menschen und den Vorrang von Gott und Staat vor einem allgemeinen Menschheitsideal.

Humanitas gilt also nicht für die gesamte *civitas humana*, der damals (1941) in Verwendung stehende Begriff der Humanität galt nur mehr für jene, die nicht infolge der „rassisch bedingten Ungleichheit der Menschen“ als „Minderwertige“ oder „Entartete“ stigmatisiert, in den Bereich des „Tierischen“ gerückt wurden. Ein – an sich löblicher – Tierschutzverein im Raum Krems, der sich um streunende Katzen kümmert, sollte in diesem Lichte seinen Namen, nämlich „Humanitas“, vielleicht überdenken.

intellegentia, intellegentiae Subst fem das Verstehen
Von der Etymologie des Wortes ausgehend – das übrigens häufiger in der Schreibweise *intellegentia* begegnet als *intelligentia* (vgl. dt. „Intelligenz“) – meint es das „Zwischen (den Zeilen) lesen“, das **interlegere* (aufgrund der Konsonantenassimilation zu *intellegere* geworden). Die Sinnebene „Denkvermögen, Auffassungsgabe“, eben „das Verstehen“ als aktiver Prozess zeigt sich schon in der ciceronianischen Verbindung *rationalis atque intellegentiae particeps*, „im Besitz von Vernunft und Verstand“. Deren Anwendung hat aber als „Kenntnis, Fertigkeit“ auch praktischen Nutzen, wie die – ebenfalls bei Cicero belegte – Phrase *pecuniae quaerendae intellegentia*, „die Fertigkeit, Geld zu lukrieren“ zeigt. Das Verbum *intellegere* strahlt aber auch in den emotionalen Bereich aus, wenn es bei Ovid heißt *nullus intellegit ignes*, „sie spürt ihre Liebesglut nicht“. Die Metonymie *homo intellegens* (wieder Cicero), „der Sachverständige“, führt uns zur Intelligenz nicht als etwas, was an Quotienten zu messen ist, sondern zur „Gesamtheit der Intellektuellen, Schicht der wissenschaftlich Gebildeten“. Die „deutsche Intelligenz“ (= Intellektuelle) ist ja ein beliebtes Sujet des „deutschen Feuilletons“ (= Feuilletonisten), um eine weitere Metonymie ins Spiel zu bringen. Deren österreichisches Pendant nähert sich in kreativen Schreibweisen

dem lateinischen Grundwort an: Anita Ziegerhofer schreibt in einer Rezension des zweibändigen Werkes Österreich im 20. Jahrhundert: „Das Abwandern der österreichischen Intelligenzia [nach 1936] hat nach Ansicht des Autors nachhaltige Auswirkungen, die heute noch in Wissenschaft, Kunst und Kultur zu spüren seien“ (Historicum, Herbst 1997). Und nach dem endgültigen Wahlsieg von Alexander Van der Bellen zitierte die APA eine Cousine des HBP aus dem Süden Estlands: „Sein Sieg zeugt davon, dass die österreichische Intelligenzija, die denkenden Menschen, für Sascha gestimmt haben“.

laetitia, laetitiae Subst fem die Freude
Eigentlich ein unspektakulärer, nicht oft belegter lateinischer Begriff, der sich vom Adjektiv *laetus*, froh, ableitet und nur im Mädchennamen Laetitia weiterlebt. Die Nuance der Freude geht dabei in Richtung „Fröhlichkeit“, im übertragenen Sinn ist der Grund der Fröhlichkeit gemeint, die „Schönheit“, sowohl einer Person als auch z. B. einer Rede, oder das „Liebesglück“. Das heißt aber keineswegs, dass die lateinische Sprache und Literatur Spiegelbilder einer freudlosen, spaßbefreiten Gesellschaft und Kultur sind. Die Benennungen der „Freude“ in all ihren Ausprägungen sind zahlreich. *Gaudium* hat schon im Lateinischen große Verbreitung, es bezeichnet „Freude“ im Sinne von „Vergnügen“, oft auch im erotischen Sinne, wenn z. B. von den *gaudia Veneris*, den „Freuden der Venus“, also ganz banal vom „Sex“ die Rede ist. Übertragen werden die *gaudia* auf das Objekt der Begierde, den „Liebling“. Dem Morphologen fällt vielleicht auf, dass die Belege oft im Plural *gaudia* daherkommen. Das hat mit der vulgärlateinischen Tendenz zu tun, Neutra Pluralis auf *-a* mit Singular auf *-um* in den Singular der femininen a-Deklination zu verschieben. Daher lieben wir im (süd-)deutschen Raum „die Gaudi“, gehen in Österreich auf „(die) Gaudee“ (so übertitelt die *Kleine Zeitung* einen Bericht zum St. Veiter Wiesenmarkt). Auch in den romanischen Sprachen ist die Gaudi weiblich, *la goia* (ital.), *la joie* (franz.). Das „Gaudeamus (igitur)“ ist noch immer fester Bestandteil des akademischen Liedguts, „Freude und Hoffnung“ legten die Katholiken in „Gaudium et spes“, die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, die vom II. Vatikanischen Konzil formuliert und am 7. Dezember 1965 von Papst Paul VI. promulgiert wurde. Für die vielen verschiedenen Formen der „Freude“ hat der Lateiner vielfältige Bezeichnungen: An der *oblectatio* im Sinne von „Freude, Genuss“ delectieren wir uns gerne. *Gratia* als Freude löst „Zufrie-

denheit, Dankbarkeit“ aus. Der *alacritas* gehen wir mit „Freude, Feuereifer, Begeisterung“ nach. In der *dulcedo (caritatis)* frönen wir der „süßen Freude (der Liebe)“. Die „Festefreude“ der *festivitas* erfüllt uns mit „Fröhlichkeit“ und „guter Laune“. In der *gratulatio* geben wir unserer Freude mit „Freudenkundgeburgen“ Raum. In der *iucunditas* äußert sich „Lebensfreude“, dann tanzen wir vielleicht das *tripudium*, den „(dreischrittigen) Freudentanz“. Mit der *voluptas* nähern wir uns nicht nur einem oft missinterpretierten Zentralbegriff der antiken Philosophie (griech. *ἡδονή*, *hedoné*) an, sondern auch der sexuellen Freude und Begierde, der „(Woll-)Lust“. Diesen sexuellen Konnex mit „Freude“ zeigen im Deutschen ja auch das „Freudenmädchen“ (*meretrix, prostituta*) und das „Freudenhaus“, für das der Lateiner zahlreiche Ausdrücke kennt: *domus meretricia, meritorium, lustrum, stabulum, pergula, lupanar, sellaria, fornix*. Zuletzt noch zum „Spaß“ (in den Ausprägungen *iocus* als „Scherz“, *ludus* als „Spiel“, *lascivia* als „sexuelle Ausschweifung“, *ludibrium* als „Spott“), der sich im Deutschen in der Gleichsetzung mit „Freude“ aufhört, wenn wir „viel Spaß!“ und „viel Freude!“ ebenso ohne Unterschied verwenden, wie wir in der Forderung, Schule müsse „Freude/Spaß“ machen, zwei völlig verschiedene Affekte und Effekte des Unterrichtens vermischen.

libertas, libertatis Subst fem die Freiheit
Mit diesem ersten Teil des Mottos der Französischen Revolution kommen wir wieder zu einem zentralen Begriff des römischen Werte- und Gesellschaftssystems. Die Zugehörigkeit zum Stand der *liberi*, der „Freien“, war eine Voraussetzung für den *civis Romanus (> civilitas)*, den Bürger Roms, nur er konnte *libertate uti*, „in Freiheit leben, frei sein“. Folgerichtig lesen wir beim römischen Historiker Livius die Phrase *libertatem eripere*, „das Stimmrecht [das nur Freie hatten] entziehen“. Sein Kollege Tacitus spricht davon, dass „Brutus die republikanische Staatsform einführt“, *libertatem Brutus instituit*. Freigelassene, also ehemalige Sklaven werden als *libertini* bezeichnet, wenn man sie *ad libertatem vocabat*, ihnen also „die Freilassung versprach“. *Libertas* zielt aber auch auf den privaten Bereich ab, im Sinne der „Eigenständigkeit“ (*libertas vitae*, „selbstständiges Leben“), der „Offenheit“ (*libertas ingenii*, „aufgeschlossener Geist“) bis hin zur „Hemmungslosigkeit, Unverschämtheit“ (*libertas verborum*, „freche Worte“). Diese Ambiguität gesellschaftlich/politische Sphäre – Privatsphäre spiegelt sich auch im Adjektiv *liber* wieder: *libera toga/*

vestis ist die „Bekleidung des Freien“, also die Toga; die *liberi populi* sind die „Völker mit republikanischer Verfassung“, *nemo liber* ist „kein freier Mann“. *Liberi* ist die Bezeichnung für „Kinder“, da sie „frei geboren“ sind. „Frei(willig)“ soll dagegen Freundschaft (*amicitia libera*) sein, *libera lingua uti* bezeichnet das „Frei-Heraus-Reden“, die *liberi mores* sind die „lockeren Sitten“, wenn jemand *liberius vivebat* „zu ausschweifend lebte“. Nicht umsonst ist *Liber* der römische Gott der Befruchtung, der später mit Bacchus, dem Wein(gott) gleichgesetzt wurde und nicht nur die Zunge „frei“ macht. Im mittelalterlichen Latein verbindet das Adjektiv *libertinus* diese drei Aspekte, wenn in den „Carmina Burana“ die *libertini bibunt*, jene trinken, die 1. „frei sind (auch vom Glauben)“ und 2. „hemmungslos bechern“, weil sie 3. „Anhänger des Bacchus“ sind.

otium, otii Subst n die Ruhe
Da das lateinische Wort *otium* sprachlich an sich unauffällig ist und nicht weiterlebt, sind v. a. sein griechisches Pendant und sein lateinischer Gegenbegriff einer näheren Betrachtung wert (s. dazu Lošek, 2020b, S. 14–16), ebenso verwandte Verwendungen. Auch wenn es hier zwischen den einzelnen lateinischen Begriffen Überschneidungen gibt, so lassen sich doch verschiedene Formen von Ruhe ablesen. So meinen *malacia* und *tranquillitas* die „Windstille“ und die „Meeresstille“, beide bezeichnen aber auch den „ruhigen Gemütszustand“ (vgl. Senecas Schrift „De tranquillitate animi“), ja selbst „Lethargie“. *Serenitas* ist das „ruhige, heitere Wetter“, das man gerne *in umbra* „im Schatten, in Ruhe“ verbringt. > *aequitas* ist die „ruhige Ausgeglichenheit“, *compositio* die „innere Ruhe, Fassung“. (*re*)*quies* der „ruhige Schlaf“, dann der „Tod“, *pax* die „politische Ruhe“, der „Friede“ (vgl. *requiescat in pace, R.I.P.* „er/sie ruhe in Frieden!“). Das Pluralwort *indutiae* steht für „Waffenruhe, Waffenstillstand“. *Silentium* schließlich bezeichnet die „Ruhe“ im Sinne von „Stillschweigen, Stille“, im schulischen Kontext nicht unbekannt.
Wo reiht sich nun *otium* ein? Es ist die Ruhe im Sinne von „Nichtstun“, der „Müßiggang“, auch im Sinne einer „sinnvollen (wissenschaftlichen, literarischen) Tätigkeit“, also der „Muße mit Muse“ (> *dignitas*). Dazu tritt, um das Lexikalische abzuschließen, die Bedeutung „politische Ruhe, Friede“, Livius stellt den Begriff *pax* parallel: *foris pax et domi otium est*, „draußen herrscht Friede und drinnen Ruhe“.

Der Salzburger Gräzist Joachim Dalfen hat in einem höchst lesenswerten und

materialträchtigen, leider sehr entlegenen Sammelband (herausgegeben 2000 von Ernst Sigot, u. a. mit Beiträgen von Peter Heintzel, Klaus Bartels, Ingomar Weiler, Oswald Panagl, Konrad Paul Liessmann, Alfred Schirlbauer, Friedrich Maier und Wendelin Schmidt-Dengler) die Aspekte von *otium* im Lichte der „Freizeitkultur großer Römer“ zusammengefasst: Cum dignitate otium; Otium ist: pax; Otium ist: Zeit haben; Otium als Lebensform und Lebensplan: für sich leben; Otium ist: Freizeit, Erholung, Müßiggang; Otium ist: Seitenhiebe gegen die Griechen; Otium litteratum: studia, litterae und artes; Otium ist: Ruhestand, (unfreiwilliges) Pensionistendasein; der schon mehrmals zitierte römische Autor und Philosoph Seneca hat dem Begriff *otium* eine eigene Schrift gewidmet, „de otio“; sein bekanntes Diktum *otium sine litteris mors est (et hominis vivi sepultura)* meint gar „Freizeit ohne literarische/wissenschaftliche Betätigung ist der Tod (und das Begräbnis eines lebendigen Menschen)“.

Spannend wird es mit der griechischen Entsprechung σχολή (scholé). Von der „freien Zeit“ schreitet der Bedeutungsumfang zur „Beschäftigung, die man in dieser freien Zeit ausübt“, vornehmlich eine „Unterredung, eine Vorlesung, ein Studium“. Und schließlich zum Ort, wo diese Beschäftigung stattfindet – „die Schule“. Schule bedeutet überspitzt also Freizeit, das, was man in der Freizeit tut, den Ort, wo man seine Freizeit nutzt. Das lateinische Lehnwort *schola* hat dann nur mehr den Bedeutungsumfang „Schule“ (als Stätte, wo man lehrt/lernt bzw. als Denkrichtung von Philosophen, Denkern, Juristen usw.) und „Unterricht“. Erst spät kamen die Bedeutungen „Halle, Raum“ und „Verein, Kollegium“ dazu. *Non vitae, sed scholae discimus*, beklagte schon Seneca die Diskrepanz zwischen dem, was in der Schule gelehrt/gelernt wird und dem, was das Leben (er)fordert. Dass diese Redewendung heute meist verdreht als *non scholae, sed vitae discimus*, „nicht für die Schule, fürs Leben lernen wir“ den Schülern ans Herz gelegt wird, ist ein frommer, aber literaturgeschichtlicher falscher Wunsch. Denn Schule bedeutet, ein Paradoxon, für viele nicht σχολή (scholé), *otium*, sondern ἀσχολία (ascholia), *negotium*, „Arbeit, Mühe“. Nur in dieser verneinten Form *negotium* lebt *otium* heute auch noch sprachlich weiter, im Wortfeld engl. *negotiation* bzw. franz. *negociation* „Verhandlung“.

scientia, scientiae Subst fem das Wissen „Wissen ist Macht“, dieses geflügelte Wort (die Bezeichnung ist selbst ein „geflügeltes

Wort“, also ein in den allgemeinen Sprachgebrauch übernommener Begriff oder eine Redewendung, weil die ἔπεα πτερόεντα, épea pteróenta, in den beiden Epen des Homer mehr als einhundertmal vorkommen und dort die „gesprochenen Worte“ meinen, die das Ohr des Hörers „auf Flügeln“ erreichen) geht auf den englischen Philosophen Francis Bacon zurück. Das Bestreben, den Menschen „in einen höheren Stand seines Daseins“ zu bringen, drückte er 1597 in seinen „Meditationes sacrae“ in der lateinischen Formulierung *nam et ipsa scientia potestas est* (in der englischsprachigen Fassung von 1598 lautete der Satz *for knowledge itself is power*), „denn auch die Wissenschaft selbst ist Macht“, aus, heute meist verkürzt zu *scientia potestas est*, „Wissen ist Macht“. Diesen Gedanken führte Bacon in seinem 1620 erschienenen Hauptwerk „Novum Organum“ weiter aus: *Scientia et potentia humana in idem coincidunt, quia ignoratio causae destituit effectum*, „Wissen und Macht des Menschen fallen in eines zusammen, weil Unkenntnis der Ursache auch deren Wirkung verfälscht“. Der Spruch, der unzählige Schulgebäude zierte (dort angebrachte, oft unangebrachte lateinische Inschriften wären eine eigene Untersuchung wert!) erfährt im Schülerjargon entsprechende Abwandlungen, wie „Wissen ist Macht, ich weiß nichts, macht nichts“ oder „Wissen ist Macht, nichts wissen macht auch nichts“. Die englische Bezeichnung „science“ engt den Begriff „Wissenschaft“ auf die „Naturwissenschaften“ ein, wie schon die mittelalterliche *scientia naturalis* das tut, aber eben mit dem entsprechenden Adjektiv. Und auch die Science-Fiction bedient sich eines lateinischen Zusatzes, bedeutet lateinisch *factio* doch einerseits „Erfindung“, andererseits „Täuschung“.

Epilog: Thesaurus rex

Wir sind in unserem lexikalischen Rundgang durch die Pädagogische Hochschule Niederösterreich in Baden und durch die Sprachgeschichte der lateinischen Raumbezeichnungen vom Schullatein und von lateinischen Schulwörterbüchern, v. a. dem *Stowasser*, ausgegangen. Die vollständige wissenschaftliche Erfassung und Aufarbeitung des lateinischen Wortschatzes der Antike erfolgt seit 1900 durch ein internationales, auch von Österreich beschicktes Unternehmen an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, dem „Thesaurus linguae Latinae“, dem „Schatz(haus) der lateinischen Sprache“. (Die Aufarbeitung des mittelalterlichen Lateins, dessen Umfang den des antiken Lateins um ein Vielfa-

ches übertrifft, erfolgt übrigens an selber Stelle seit 1967 durch das „Mittelalterliche Wörterbuch“, an dem der Verfasser von 1979 bis 1983 mitarbeitete.) Die Ergebnisse der Erforschung des antiken Lateins werden ebenfalls unter dem Namen „Thesaurus linguae Latinae“ (ThLL) publiziert und umfassen mittlerweile elf Volumina mit Dutzenden von großformatigen Folianten. Vom Alter und von der Größe gesehen ist der Thesaurus also ein Dinosaurier, von der wissenschaftlichen Bedeutung her ein König, lat. *rex*. Wohl damit (wort-)spielend, erschien im Mai 2019 mit dem 3,42 kg schweren Großformat „Thesaurus rex“ das umfassendste je gedruckte Werk mit Worterfindungen, in dem rund 16 000 Wortschöpfungen und höchst anspruchsvolle „Wortblödeleien“ im Stile von Wörterbuch- bzw. Lexikoneinträgen parodiert und präsentiert werden. Da Erwin Raucher (auch) ein glühender Verehrer (und kreativer Schöpfer) von Wortspielen und Wortwitzen ist, seien einige, die zu unseren Raumbezeichnungen passen, angeführt:

Dumanität, die

Menschlichkeit, Ggs. Nächstenhiebe
> Indiwiedumm ... gelegentl. auch Indiviedumm od. Indiviedumm; lat. das Unheilbare. Wird oft als Synonym verwendet für die Menschliche schlechthin. Herausragende Eigenschaft fast aller Indiwiedummer ist die Dumanität ...

Simpelligent, Adj.
Einfach gescheit (> Gescheitel). Es lebe die > Mittelschlicht.

Pädagotik, die
Mittelalterliche Erziehung; Menschen mit einem Romantick stehen dagegen auf learning by reading.

Alles *Etymogelei!* ■

Impressum, 2. Teil
Jährlicher Mitgliedsbeitrag: 30€
Um Ihnen das Magazin „cursor“ zusenden zu können, ersuchen wir um Mitteilung (per Mail oder Post), wenn sich Ihre Daten ändern (Name, Titel, Adresse, E-Mail). Für den **Beitritt zu den ALL** schicken Sie das ausgefüllte Formular per Mail oder Post an den Obmann Peter Glatz. (s. S. 2)
Abbildungsnachweis: S. 28 & 55
Bankverbindung:
IBAN: AT25 3418 0000 0103 0998
Raiffeisenlandesbank OÖ
BIC: RZOOAT2L180
Druck: Druckerei Haider, Niederndorf 15, Schönau im Mühlkreis
Auflage: 750 Stück



Du sollst dich nicht vordrängeln!

Grammatica mystica

Inwiefern eine Sorge um die Sprache eine Sorge um den Geist ist

Robert König

Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen bilden eine kurze und einleitende Skizze der von mir sogenannten *Grammatica mystica*, die ich in umfassenderer Form im zweiten Band meines Buches *Logik + Mystik* entwickle und deren detaillierte Darstellung dort zu finden ist (siehe auch: www.robert-koenig.net).

Sich um die Sprache sorgen

Aristoteles bestimmte den Menschen in einer epochemachenden Definition als *zoon logon echon*, als das *den Logos habende Lebewesen*. Der schillernde und vielfältig übersetzbare Begriff *Logos*, dem in der geistesgeschichtlichen Tradition selbst zahllose Bedeutungen und Funktionen zugesprochen worden sind, kann in diesem Zusammenhang anstatt mit den ebenso berechtigten Ausdrücken *Vernunft, Sinn, Denken* oder *Grund* auch mit *Sprache* übersetzt werden. Der Mensch also, neben seinen anderen Bestimmungen, fasst sich als das *Sprache habende Lebewesen*. Für sich ist diese Definition vielleicht schon vielschichtig genug und man kann sie – wie es auch bis heute in der Anthropologie, Linguistik und Psychologie getan wird –

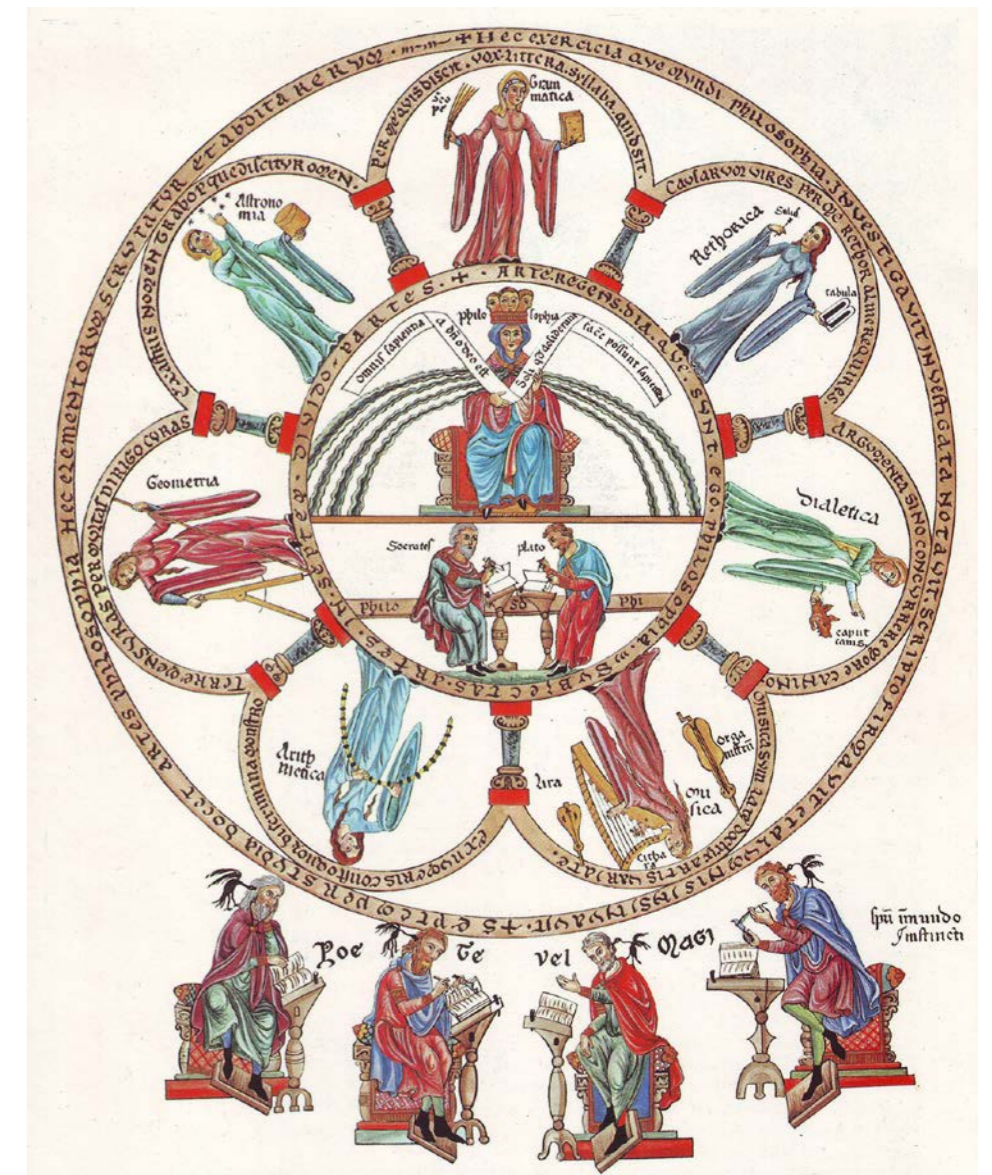
auf ihre unterschiedlichen Bedeutungen hin auslegen. Das Ziel der hier vorgelegten Exposition ist aber nicht, eine Galerie solcher Untersuchungen einzurichten, verschiedenen Positionen in ihren Fürs und Widers aufzuzählen oder einige wenige davon genauer ins Licht zu rücken. Vielmehr liegt unser Bestreben in der kurzen Darstellung einer *philosophischen* Dimension der Sprachlichkeit. Deshalb ist zunächst zu klären, worin sich eine solche von anderen Herangehensweisen unterscheidet. Kurz und bündig gesagt macht sich eine *Philosophie* der Sprache einen ganz einfachen, leicht zu vergegenwärtigenden, aber gerade deshalb häufig übersehenen Umstand zum Thema: *Wer über Sprache spricht, tut das selbst in der Sprache*. In anderen Worten ist etwa *Aristoteles* selbst so ein *zoon logon echon*, das sich als ein *zoon logon echon* durch einen *Logos* versprachlicht. Sprache ist mithin ein Phänomen, das *sein eigenes Handeln* und *seine eigene Struktur* untersuchen kann, indem es sich dabei zugleich *anwendet*. Solch eine stete Rück- und Selbstbezüglichkeit macht die Sprache zu einem philosophischen Gegenstand. Diese Einsicht führte, in griechischen Begriffen ausgedrückt, nicht zuletzt dazu, den sich im Vermögen seiner Selbstbezüglichkeit untersuchen-

den *Logos* als *Wissenschaft der Logik* zu etablieren. Die *Logik* im Sinne der Antike hat nur am Rande mit heutigen Logikbegriffen von Symbol-sprachen, Algorithmenabläufen und axiomatischen Formalisierungen zu tun. Vielmehr ist sie die Wissenschaft davon, inwieweit sich die Sprachlichkeit im umfassenden Sinne *selbst* begreifen, behandeln und erkunden kann. Deshalb sagt Platon im Hinblick auf sie: Des *Logos* beraubt sind wir zugleich der *Philosophie* beraubt. Solch eine *Logik* versteht Sprache also nicht bloß als ein Werkzeug, mit Symbolen, Lauten und Chiffren zu hantieren oder als ein bloßes Abbild einer vorausgesetzten äußeren Wirklichkeit. Vielmehr ist ihr der *Logos* das Vermögen des Menschen, seine *eigene Geistigkeit* in ihrer Struktur und Beschaffenheit durchdringen, explizieren und darstellen zu können. Sprachlichkeit besteht im *Sorgenkönnen* für die Geistigkeit, so darf vor allem im Anschluss an Platon gesagt werden. Deshalb ist alle Sprachphilosophie zugleich Erkenntnislehre und Wissenschaft von den Möglichkeiten des Denkens. Das eben Gesagte in einer kurzen Formel ausgedrückt: *Das Sprechen erspricht sich selbst*. Das ist die Wissenschaft seiner *Logik*, wenn man *Logos*, wie man kann, mit *Sprache* übersetzt. Dieser Gedanke liegt allem philosophischen Begriff von Sprache zugrunde. Wir können nicht von vorneherein *sagen*, was Sprache denn sei, sie muss sich in ihrem Verlauf, in ihrer Anwendung, in ihrem *Ereignis* selbst erst *versprachlichen*. Denn von vorneherein zu sagen, *was* Sprache sei, etwa ein Abbild äußerer Wirklichkeit, eine lautliche oder symbolische Beschreibung von vorhandenen Phänomenen oder dergleichen, *ist wiederum selbst bereits eine bestimmte sprachliche Auffassung von Sprache*. Sprache muss sich daher auch in diesen Fällen fragen, was sie immer schon tut, wenn sie sich so auffasst. Damit steht sie aber wieder inmitten ihrer eigenen *Logik*. Meint sie es mithin ernst mit sich und zielt sie tatsächlich auf die Sorge um ihr eigenes Wesen ab, wird sie diese Dimension ihres Selbstbezuges nicht abstreifen können. Widrigenfalls bleibt sie sich ein Buch mit sieben Siegeln und geht höchstens *vernachlässigend*, im schlimmsten Falle *gewaltsam* mit sich um. In eine *Sorge* um die Sprache einzustimmen, heißt daher, die Fähigkeit zum Sprechen als Aufgabe, Anliegen und Verantwortung zu übernehmen. Denn der Mensch geht, folgen wir Aristoteles, in der Behandlung seines Sprechkönnens mit nichts als seinem eigenen Wesen und seiner Lebendigkeit um. Leicht wird ersichtlich, dass einer so aufgefassten Sprachlichkeit neben ihrer *logischen* zugleich eine *ethische* Dimension innewohnt, durch deren Umsorgung der Mensch zugleich Fürsorge für sich selbst übernimmt. *Dass* überhaupt gesprochen wird, gerät ihm zur gewissenhaften Herausforderung und pflegevollen Aufgabe, der er sich *ethisch* widmen kann. Logik und Ethik treffen in der Sprache aufeinander, indem anerkannt wird, dass der Mensch als dasjenige, das spricht, sich

tätig und umsorgend dieses Sprechkönnens anzunehmen imstande ist. Sprache ist das sich selbst immer erst *Ersprechende*. Sie ist in anderen Worten ihr eigener *Imperativ*, nicht ein Werkzeug, Laut- oder Zeichengebilde. Zu sprechen ist keine geringe Angelegenheit.

Die Aufgabe der Grammatik

Es überrascht nicht, dass ein Denken, welches seine eigene Sprachfähigkeit als Aufgabe und Herausforderung anerkennt, ein Denken also, das sein Sprechkönnen als etwas nicht einfach *Gegebenes*, sondern ein *Aufgegebenes* begreift, eine Wissenschaft seines eigenen Ersprechkönnens von Sprache einrichtet. Die Aufgabe ist es mithin, die Formen des Selbstersprechens der Sprache, ihres geistigen Selbstbezuges, *selbst in sprachlicher Weise* zu untersuchen. Diese Wissenschaft heißt *Grammatik* und sie bildet damit ein Teilgebiet der *Logik*, nämlich dasjenige, in dem die Sprache ihr eigenes Handeln in *sprachlicher Form* darstellt. Die Grammatik ist die Wissenschaft einer sich selbst in ihren eigenen Fähigkeiten untersuchenden Sprache. Deshalb entwickelt sie sich nicht nur im Verein mit der *Logik*, die mithin die Grundwissenschaft der Geistigkeit überhaupt darstellt, sondern ebenso in der *Anwendung von Sprache* selbst. Grammatik ist *pure angewandte Wissenschaft*. Denn sie untersucht Vermögen, Grenzen und Bedingungen des *Sichanwendens* von Sprache. Deshalb ist sie auch *Fortschritts- und Entwicklungswissenschaft*. Denn sie schreitet selbst fort, indem das Sprechen seine eigenen Möglichkeiten erweitert, verändert, begrenzt und auslotet. Aus diesem Grund nimmt sie auch verschiedene Gesichter an, je nachdem, wie ein Sprechen sich selbst und seine ersprochene Welt umsorgt und pflegt – die Grammatik wird sich mit ihm und damit mit der diese Welt erfassenden Geistigkeit wandeln. Sie muss dafür etwa auch nicht als *Lehrbuch* oder *niedergeschriebener Regelkanon* auftreten, sondern vermag sich *Welt* in ganz anderen Weisen zu erschließen, man denke etwa an das Ritualhafte und das ungeschriebene Brauchtum ebenso, wie an Rechts- oder Verhaltenscodices. Sie alle sind auf ihre Weise *Grammatiken* der sprechenden Welterschließung. Doch kann das Sprechen in seiner Vielfalt eben auch daran gehen, sich selbst wissenschaftlich auf den Begriff zu bringen und systematisch *zur Sprache* zu bringen. Hierbei sprechen wir von seiner *Grammatik* im engeren Sinne und können fragen, was ein Sprechen eigentlich *tut*, wenn es in dieser Weise einer begrifflich-systematischen Grammatik mit sich umgeht – wie



Die Grammatik als oberste der sieben freien Künste in einer Darstellung der Herradis Landsbergensis (um 1180)

es jederzeit kann, aber, so zeigt die globale Vielfalt der Sprachen, nicht muss. Welchen Anspruch macht der *Logos*, wenn er sich als wissenschaftlich erschließbares System seiner eigenen Anwendung erspricht, d. h. eine *systematische Grammatik* von sich und seiner Praxis zimmert? Die Beantwortung dieser Frage ist die erste Aufgabe einer philosophischen Grammatik, die wir aus weiter unten noch anzugebenden Gründen eine *Grammatica mystica* nennen können. Sie ist die Untersuchung des Sprechens, das sich ein System seiner eigenen Praxis entwickelt, dabei aber berücksichtigt, dass *dieses Entwickeln selbst* wiederum eine bestimmte Art seiner Praxis darstellt. Nennen wir daher die Fähigkeit einer sich auf ihr eigenes Tun beziehenden Tätigkeit das *Geistige*, die systematische Explikation dieser Fähigkeit

die *Logik* und deren sprachlichen Ausdruck die *Grammatik*, so wird deutlich, inwiefern ein Sprechen, das seine Grammatik entwickelt, auch seine geistigen Fähigkeiten entwickelt. Insofern bildet das hier *grammatisch* verstandene Sorgetragen um die Sprache zugleich eine Fürsorge für den Geist.

Aus der Geschichte der philosophischen Grammatik

Nun ist aber nur einem spröden und selbst zu einem empirischen Gegenstand, einem psychischen Phänomen oder einer abstrakten Funktion reduzierten Konzept des Sprechens seine *Grammatik* die schlichte Beschreibung nur aufgefunder Beziehungen. Als so etwas versteht sich das Grammatische nur dann, wenn



Platon und Aristoteles in Raffaels Fresko „Die Schule von Athen“

des Menschen, seine *eigene Geistigkeit* in ihrer Struktur und



Die Grammatik als vorderste der sieben freien Künste, Tübinger Hausbuch, Universitätsbibliothek Tübingen, um 15. Jh.

es die Sprache insgesamt als etwas bloß zufällig Aufgedundenes betrachtet. *Besinnt* sich das Sprechen demgegenüber seines fortwährenden *Selbstbezuges* und damit dessen, dass es *immer* imstande ist, überhaupt erst *sprachlich auszudrücken*, d. h. zu *ersprechen*, was das *Sprechen selbst ist*, dann wird die Grammatik zu einer *Darstellungslehre* dieses Selbstverhältnisses der Sprache. Sie ist in anderen Worten nicht nur *angewandte*, sondern gar eine *ästhetische Wissenschaft*, durch die sich die innere Logik des Sprechens eben *sprechend* Ausdruck und Darstellung verschafft. Hierdurch aber pflegen wiederum nichts als der *Gedanke* und mit ihm das *Geistige* selbst sein Geschick und seine Möglichkeiten, sich sprachlich auszudrücken.

In dem über tausend Jahre einflussreichen und schriftlich erstmals in der Spätantike festgehaltenen Bildungskanon der *Septem Artes Liberales* findet sich in diesem Zusammenhang nicht nur die *Grammatik* als eine der sieben freien Künste, sondern wird besonders auf Basis einer frühen Kanonisierung bei *Martianus Capella* (um das 5. Jh.) in künstlerischen Darstellungen an deren Spitze oder oberste Stelle gereiht (siehe Abb. S. 77). Es tradiert



Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)

sich darin nicht zuletzt das aus der klassischen griechischen Antike stammende Bewusstsein der zentralen Bedeutung grammatischer Verhältnisse für die Geistesbildung, wie wir sie nicht nur bei den erwähnten Platon und Aristoteles, sondern etwa auch in der sog. Sophistik in den einflussreichen Lehren des Gorgias oder des Protagoras, der etwa als Schöpfer einer Theorie der grammatikalischen Geschlechtertrennung im Griechischen gilt, anschauen können. Allerdings trennen sich, soweit uns die Überlieferungslage zu skizzieren erlaubt, besonders an Platon einerseits und der Sophistik andererseits zwei fortan durch die gesamte Geistesgeschichte hindurch konkurrierende Sprachbegriffe, die

konsequent auch die Rolle der Grammatik verschiedentlich bestimmen. Während nämlich die Sophistik unter dem Diktum *Das schwächere Argument zum stärkeren zu machen* die Sprache besonders auf ihre *rhetorischen* und *instrumentalen* Qualitäten hin untersucht, befasst sich Platon unter dem Begriff der *Wahrheit* mit den *Erkenntnisfähigkeiten* des *Logos*. Von beiden Zugängen ist die Rolle der Grammatik ebenso erfasst wie andere Kompetenzen des Sprechens. Der sophistische Strang, mutatis mutandis in der Philoso-

phie der Gegenwart der vorherrschende geworden, tradierte sich beispielsweise weiter im römischen *Stoizismus*, welcher Sprache als äußerliches Bezeichnungssystem für vorliegende Gegenstände fasste, aber ebenso im mittelalterlichen *Nominalismus*, der das Sprechen etwa bei Roscelinus als einen unbedeutenden Hauch der Stimme nahm, sowie im neuzeitlichen *Rationalismus*, der – sehr aktuell – etwa in der Person eines Leibniz schon im 17. Jh. von einer *lingua universalis* nach dem mathematischen Vorbild einer Symbolsprache träumte und mit den Irrungen der Alltagssprache abschließen wollte, oder letztlich im kontemporären *Formalismus*, der das Sprechen im Anschluss an ähnliche Überlegungen zu einem *Kalkül* von abstrakten Axiomensystemen oder in Abhebung davon zu einem bloß kognitiven Gegenstand der Psychologie erklärt. Diese wenigen Schlaglichter beanspruchen freilich weder Vollständigkeit noch den ihnen gebührenden Detailgrad, sie sollen aber veranschaulichen, dass sich seit der Antike eine gewisse Kontinuität im Nachdenken über Sprache hält.

Dasselbe gilt für den gleichsam *platonischen* Strang, der den *Logos* als sich selbst ersprechende, systematisierende und diese Systematik als *Grammatik* darstellende Geistigkeit begreift. Aus der ebenso vielfältigen Geschichte solch einer philosophischen Grammatik können zum Exempel die Entwürfe zu einer Dialektik aus der Spätantike etwa im sog. Neuplatonismus ebenso genannt werden wie die Versuche einer sich im eigenen Sprechen *ontologisierenden*, d. h. Seinsrelevanz erstattenden, Sprache der Hoch- und Spätscholastik bei Anselm von Canterbury oder Meister Eckhart oder die Grundlegung einer modernen Linguistik etwa bei



Wilhelm von Humboldt (1767–1835)

Wilhelm von Humboldt, der die Entwicklung der Grammatik als parallel zur Ideenentwicklung des Geistes betrachtet. Zwar gingen Humboldt und seine Nachfolger in die Falle einer Reduktion dieser Entwicklung auf einen abstrakten Begriff von Nationensprachen und knüpften diverse Vollkommenheitsvorstellungen einer graeco-latinisierten Grammatik gegenüber anderen Sprachen an dieses Nationalkonzept, wodurch sich ihnen mehr oder weniger vollkommene Sprachen der Völker ergaben. Doch von dieser eher ideologischen und daher für sich problematischen Einschränkung entkleidet, blieben sie weiter auf der Spur der philosophischen Grammatik als Geistesfürsorge. Gegenüber der zuvor skizzierten sog. sophistischen Auffassung von Sprache und ihrer Grammatikalisierung zu letztlich einem bloßen theoretischen Beschreibungs- oder rhetorischen Manipulationsinstrument führt der platonische Begriff des Sprechens gegenwärtig eher ein Schattendasein – zumindest was seine Rolle in den Wissenschaften der Sprache betrifft.

Grammatica mystica: Sprache als Einheit voller Vielheit

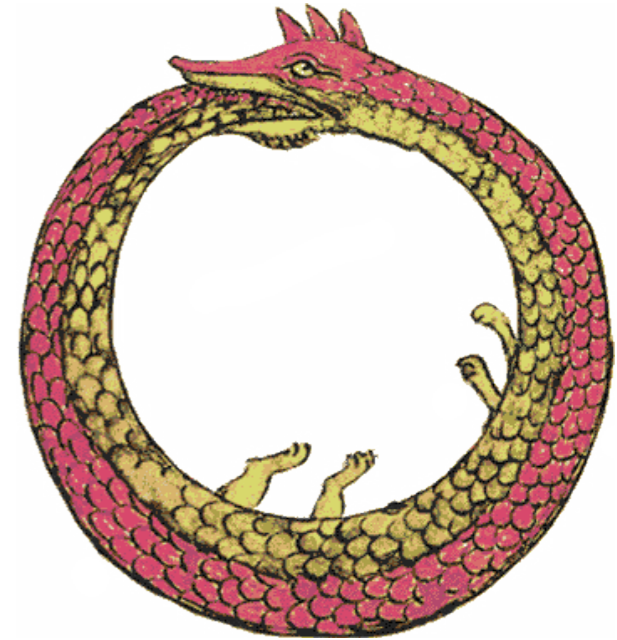
Kehren wir aber zum Ausgangspunkt und zur Möglichkeit einer Sprachphilosophie zurück, das heißt zu dem Umstand, dass Sprache nicht ein von vorneherein bekannter und abgeschlossener Gegenstand ist, sondern durch das besondere Signum gekennzeichnet bleibt, *sich selbst in ihren Vermögen, Strukturen und Grenzen zu ersprechen*, so wird die *Handlung* dieser Ersprechung unter dem Namen einer Grammatik anstatt zu einer abstrakten *Theorie* zu einer *Tat*, nämlich einer *Tat des sich in ihr explizierenden Erkenntnisvermögens*. Denn Sprache kann jederzeit fragen: Was *tut* Sprache, wenn sie sich als äußerliches Bezeichnungssystem, als listiges Manipulationsinstrument oder als gleichgültiges Diskursgeschehen betrachtet? Sie expliziert sich auch darin selbst und trägt derart *Sorge* für sich. In anderen Worten kann das Sprechen stets fragen: *Als was behandelt es sich, wenn es sich in dieser oder jener Weise behandelt*. Denn ein philosophischer Begriff von Sprache ist keiner, der sich als ein *richtiger* gegen andere als *falsche* abgrenzen würde. Eine philosophische Sprachauffassung anerkennt, dass Sprache durch ihren fortwährenden Selbstbezug, d. h. ihre sog. *Selbstersprechung*, *frei* und *vielfältig* mit sich umzugehen imstande ist. Die entscheidende Aufgabe einer *philosophischen Grammatik* ist, diese *Freiheit und Vielfalt* des Sprechens zur Geltung kommen zu lassen und dennoch in einer

Systematik zu explizieren. In anderen Worten lautet die Herausforderung, das Sprechen, den *Logos*, an seiner Wurzel zu packen, nämlich als dasjenige, das sich *systematisch* und dennoch *vielfältig* zu gestalten, zu behandeln und zu umsorgen imstande ist. Wir sprechen in der Grammatik also nicht von einer Humboldt'schen Vervollkommnung des Geistes auf eine bestimmte Art des Sprechens hin, sondern von seiner Befähigung, in seinen mannigfaltigen sprachlichen Erscheinungsweisen dennoch *sprachlich* erfassen zu können, wozu das Sprechen imstande ist (z. B. als National- und Regionalsprachen genauso wie als künstliche oder natürliche Sprachen). Grammatik wird hierdurch nicht nur *Anwendungs- und Darstellungswissenschaft* geistiger Tätigkeiten, sondern gleichsam ein *Wegweiser*, der durch eine einheitliche Systematik das Sprechen zugleich dazu befähigt, in allem auf seine *Vielfalt* und *Pluralität* zu stoßen. Damit löst im sprachphilosophischen Sinne die Grammatik dasjenige ein, was traditionell als eines der Fundamentalprobleme des Denkens überhaupt auftritt: die Vermittlung von *Einheit* und *Vielfalt*.

Diese Vermittlung kann man das Grundanliegen der *philosophischen Mystik* nennen, d. h. der Erfahrung, dass in aller Vielfalt zugleich die immer selbe Einheit, in aller Pluralität der immer selbe Selbstbezug des Geistes durch unterschiedliche Formen zutage tritt. Grammatik als selbst *versprachlichte* Systematik eines Sprechens, das *in vielen Formen* seine eigenen Kompetenzen und Grenzen bestimmt, ist eine *Grammatica mystica*.

Konkrete Einblicke in die mystische Grammatik

Wenn eine solche *Einheit von Einheit und Vielfalt* in der Sprache als *Grammatik* zur Geltung kommen soll, d. h. wenn Grammatik als *Grammatica mystica* bedeutet, dass sich der *einheitliche* Selbstbezug allen Sprechens zugleich *vielfältig* explizieren und systematisieren können soll, dann muss sich dies in je eigentümlicher und individueller Weise an besonderen Grammatiken zeigen lassen. Ein solcher Aufzeig wäre zugleich das Forschungsbestreben und die Methodologie der mystischen Grammatik. Und in der Tat befindet sich alles, das *spricht*, bereits mitten *in ihr*, indem es *durch sie* auf unterschiedlichem Wege zeigen kann, *dass es spricht* und *was* ein Sprechen überhaupt sei. So erkennt der *mystische Grammatiker*, er steht im Vollzug seines Sprechens angesichts des



Der sich selbst verzehrende Ouroboros galt schon in der frühen Antike als Symbol der Selbstreferenz.

vorab *unbestimmten* Selbstbezuges der Sprache bereits im endlosen und vielfältigen Möglichkeitsraum dieses Sprechens (denn der Selbstbezug muss sich in seinem *sprechenden* Vollzug erst *ersprechen* und damit ausweisen, was *zu sprechen* überhaupt selbst sei). Sprache erfährt sich in anderen Worten in dieser *Unbestimmtheit* und *Unendlichkeit* als das sich potentiell grammatisch Systematisierbare. So etwas kann man, wollte man eine traditionell über uns gekommene graeco-latinische Darstellungsform dieses grammatischen Selbstverhältnisses nutzen, den *Infinitiv* nennen.

Der *Infinitiv*, so zeigt sich, ist nicht ein zufälliges Phänomen *innerhalb* von Sprachen, sondern etwas, das die Sprache *mystisch* mit sich selbst *tut*. Ihr sich mannigfaltig gestaltendes Selbstverhältnis als *Infinitiv* zu versprachlichen, heißt, zu versprachlichen, *wie* das Sprechen handelt, *indem* es spricht. Besonders, wenn man sich entsinnt, dass dem *Infinitiv* auch das *Indefinitive* innewohnt, das Unbestimmte, wird ersichtlich, inwiefern diese *grammatische Form* Ausdrucks- und Darstellungsweise des ursprünglich geistigen Selbstverhältnisses der Sprache ist. Als *unbestimmt* erspricht sich das Sprechen seine eigenen *unendlichen* Formen und damit die Vielgestalt seiner selbst. Es *erspricht* sich selbst *infinitivisch* und der Infinitiv ist dabei, wie gesagt, nicht bloß irgendeine aufgedundene Form, sondern eine Handlungsweise des Sprechens. Deshalb, könnte man sagen, tritt überhaupt das Sprechen als *unterschiedliche Sprachen*

auf. Sie alle gehören ebenso den endlosen Gestaltungsformen des Sprechens an wie dessen sonstige Unterschiede. Wenn wir nämlich *unterschiedliche Sprachen* sagen, dann ist damit keineswegs nur so etwas wie National- oder Regionalsprachen gemeint, sondern ebenso verschiedene Dialekte, Lautmalereien, Anwendungsformen, Kunstsprachen, Symbolsysteme und so fort – *oder auch einzelne Wortgebilde*, die als Infinitive auftreten. Den Infinitiv beispielsweise als *Nennformen verschiedener Verben* zu ersprechen, ist grammato-mystisch dieselbe Handlung, wie ganze Sprachsysteme zu unterscheiden. Freilich ist es dabei ebenso Aufgabe der *Grammatica mystica*, wiederum die Verschiedenheiten in solch verschiedenen Infinitivhandlungen der Sprache zu explizieren. Sie alle zeigen, was das Sprechen mit sich zu tun imstande ist, und diese Tätigkeit *kann sich Infinitiv* nennen und damit selbst versprachlichen. Sie muss das freilich nicht unter diesem Namen oder überhaupt als graeco-latinisierte Darstellung der Grammatik tun. Entscheidend bleibt dabei immer, *welche Handlung* die Sprache durchführt, um dasjenige, das ein graeco-latinisches System recht angemessen als *Infinitiv* bezeichnet, *zur Sprache zu bringen*.

Indem sich auf diese Weise zeigt, dass der *Infinitiv* die zunächst unendliche Unbestimmtheit oder *Freiheit* des Sprechens ausmacht, derentwegen *überhaupt gesprochen wird*, nämlich um zu *ersprechen*, was denn dies sei, das sich da end- und bestimmungslos erspricht, erweist er sich als eine ursprüngliche Form des Selbstbezuges von Sprache, oder: als ursprüngliche Form ihrer potentiellen *Grammatikalisierung*. Aus dem Infinitiv werden sodann auch die weiter unterschiedenen und dieses Unterscheiden zugleich gestaltenden Formen der Grammatik herausfallen, indem sich erkundet, wie das Sprechen sich *infinitivisch* vielfältig und frei selbst behandelt und durchführt. Dabei, so sei ob der Wichtigkeit nochmals betont, spielt es keine Rolle, ob ein Sprechen dies als *Infinitiv* bezeichnet oder systematisiert, es wird seine Handlung dennoch ausführen, so sehr es versprachlicht. Seine Grammatik, d. h. sein grammatisches Sprechen, kommt ihm hinzu, wenn es anhebt, genau *diesen Umstand* zur Sprache zu bringen. So etwas aber vermag es auf *infiniter* verschiedene Weisen zu tun und derart über Räume und Zeiten die unterschiedlichsten grammatischen Systeme hervorzubringen, die dennoch über dasjenige, das man mit *einem* dieser Systeme den *Infinitiv* nennen kann, zusammenhängen. Hiermit erspricht sich also die Infinitheit

allen Sprechens darin, dass es sich *zugleich* immer von einer bereits besonderen Gestalt des Infinitivs her *erspricht* – etwa von der graeco-latinischen Grammatik her. Das Sprechen steht, in anderen Worten, stets *inmitten seiner selbst*. Kein Sprechen kann gleichsam einfach aus der Sprache hinaustreten und sich als etwas sodann Unsprachliches und Unbeteiligtes überblicken. Es bleibt jeder Versuch, Sprache zu versprachlichen, stets bereits derjenige einer *besonderen Gestalt* des Sprachlichen. Solche Gestalten verweisen allesamt durch das Infinitivische aufeinander und es sind derart alle Sprachen wunderbarlich und wunderbar miteinander und das Sprechen hierin insgesamt mit sich selbst verknüpft. Diese *besonderen Infinitive*, durch die, wie die graeco-latinische Grammatik zu sagen gewohnt ist, das Sprechen insgesamt eine spezielle und doch infinite Gestaltungsdynamik seiner selbst annimmt und sich gleichsam einen *Anteil* an sich nimmt und von einem je besonderen Blick aus – etwa dem graeco-latinischen – die eigene Grammatikalisierung beginnt, können deshalb *Partizip* heißen. Der besondere Blick des Sprechens auf sich selbst ist sein Anteil und seine Teilhabe, die der Infinitiv als besondere Sprache, besondere Gestalt, ja, besonderes Wort- und Lautgebilde gleichsam aus sich selbst herauschält und sich so überhaupt *explizierbar* macht. Das Sprechen *partizipiert* vielfältig an sich selbst, indem es sich infinitivisch erspricht und hierin gestaltet und expliziert. Jeder der Standpunkte, von denen es dabei ausgeht, ist bereits *Partizip*, d. h. ein *bestimmter Teil*, den sich der Infinitiv gestaltet, um sich als endloses Gestaltenkönnen zu versprachlichen. In anderen Worten: Fragt die mystische Grammatik *"Wie erspricht sich das Sprechen?"*, so kann es sich partizipial antworten: *sprechend*. Oder: *Zu sprechen* erspricht sich *sprechend*. Das Partizip drückt die geistige Handlung und Dynamik des Sprechens aus, das sich in seinem Vollzug stets als *besondere Gestalt*, eben als *Partizip*, erfährt, es sei sowohl in infinit unterschiedlichen Sprachen, als auch etwa in einzelnen Lauten oder Wörtern derselben Sprache, die mithin ebenso allesamt *unterschiedliche Partizipationen des Infinitivs an sich selbst* ausmachen. Es tritt also im System der graeco-latinischen Grammatik nicht zufällig auf, dass der Infinitiv und das Partizip als die beiden grundlegenden *infiniter* Formen des Sprechens aufgefasst werden. Sie sind tatsächlich nicht nur verwandt, sondern machen ein und dieselbe grammatikalisierte Sprachhandlung aus. Man müsste aus wissenschaftstheoretischer Sicht sogar soweit gehen zu sagen: Ehe Sprache von so etwas wie *Prinzipien* her betrachtet und

untersucht werden kann, nimmt sie immer schon als *Partizip* an sich teil und *spricht* in einer je besonderen Form, von der her sie sich *infinitivisch* darzustellen sucht. An dieser Stelle merken wir erneut an, dass auch die Form des *Partizips* nicht als solche in einer Sprache auftreten muss, um dennoch zur Explikation zu kommen. Sie kann sich auch ganz anders benennen, darstellen, qualifizieren. Entscheidend bleibt wie beim Infinitiv und bei allen anderen *Taten* der Grammatik einmal mehr die unter der Bezeichnung *Partizip* ausgeführte *Handlung* des Sprechens. Ein Sprechen also, das sich als *besondere (partizipierende)* und zugleich *unendliche (infinitivische)* Selbstbestimmung erspricht und deshalb in allen infiniten Unterschiedenheiten und endlosen Gestaltungsräumen, die es innehat, zugleich die *Potenz* gibt, von jener je *besonderen* Bestimmung her diese Unendlichkeit *sprechend* durchzuführen und zu gestalten, ist ein *Partizip*. Wiederum zeigt sich der mystische Zusammenhang von *Einheit* und *Vielheit*. Er *ist* die Sprache und vermag sich als Grammatik obendrein selbst wissenschaftlich zu versprachlichen, anstatt in irgendwelchen schwelgerischen Esoteriken zu verbleiben. Das Partizip ist mithin auch diejenige Handlung, durch die sie das Sprechen die *Potenz* und *Kompetenz* verschafft, von einer *bestimmten* sprachlichen Form aus über Sprache *generell* zu sprechen, d. h. so etwas wie eine Linguistik, eine Sprachphilosophie, aber auch eine Übersetzungstätigkeit oder unterschiedliche und doch zusammenhängende Darstellungsweisen und Ähnliches anzugehen. Auch wir selbst stehen mit diesem Text immer *inmitten* der mystischen Grammatik – und solch ein immerwährendes Inmitten *ist* die mystische Grammatik – indem wir uns die in aller Kürze aufgezeigten Zusammenhänge von der hier sog. graeco-latinischen Partizipation des Sprechens an seinem Infinitiv vorstellig machen. Nebenbei bemerkt: Das *Inmitten* seiner selbst des Sprechens ist es übrigens, durch das dieses Sprechen sich mit der schon seit der Antike in der *Logik* untersuchten Lehre vom *logischen Schluss* berührt, der mithin vonseiten der *Logik* die Drehscheibe zwischen *Logik* und *Grammatik* ausmachen muss. So etwas kann hier freilich nicht weiterverfolgt werden. Ebenso genügt für die Zwecke des vorliegenden Textes die eben kurz skizzierte Darstellung des *Infinitivs* und des ihm anverwandten *Partizips*, um die Vorgehensweise der *Grammatica mystica* als etwas zu markieren, das Sprache als Tateinheit von Wissenschaft, Kunst und *Logik* begreift. Im zweiten Band meines



Skizze der Grammatica Mystica in Logik + Mystik II.

philosophischen Werkes *Logik + Mystik* findet sich die *Grammatica mystica* näher ausgeführt und entwickelt (man kann dort auch direkt einsteigen). Dort untersuche ich, inwieweit weitere grammatische Formen – beispielsweise die Deklination oder die Konjugation ebenso wie unterschiedliche Wortarten oder Syntaxfunktionen – dasselbe Potential entfalten, das hier kurz vom Infinitiv und vom Partizip als Ausgangspunkten vorgestellt wurde. Die entwickelte *Grammatica mystica* erkundet dabei zugleich, inwieweit Sprache mit Erkenntnis- und Gestaltungsformen der Lebenswelt zusammenhängt. Dies alles ist im zweiten Band von *Logik + Mystik* nachzulesen. Für den letzten Abschnitt des vorliegenden Textes richten wir den Blick stattdessen noch auf die Frage: *Wenn wir Grammatik in dieser mystisch-angewandten Weise auffassen, was haben wir davon?*

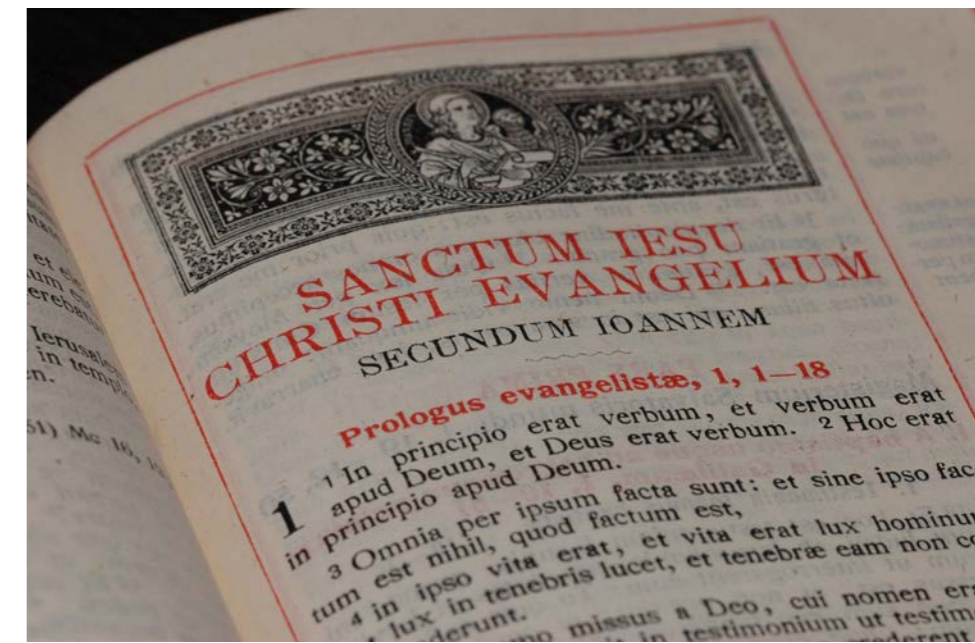
Grammatik als Erkenntnispädagogik

Die Ausführungen zu Infinitiv und Partizip dürften einsichtig gemacht haben, inwieweit die Auseinandersetzung mit grammatischen Formen zugleich eine Förderung und Geschicktmachung im Erkenntnis- und Denkvermögen beinhalten. Die in dieser Auseinandersetzung mögliche Sprachentwicklung lädt aus pädagogischer Perspektive zugleich zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Denkvermögen ein, indem die Untersuchung dessen, was *Sprache* in ihrer Grammatik *zu tun imstande ist*, das

Denkvermögen zugleich in seine eigenen Potentiale hinein und an seine Grenzen zurücktreibt. Die *mysto-grammatische Sorge* um die Sprache stellt in dieser Hinsicht tatsächliche eine Sorge und Pflege des Geistigen dar, solange Grammatik nicht auf ein bloß blindes Regelfolgen und ein starres Gerippe oder Instrument des Sprechens reduziert, sondern als dasjenige aufgefasst wird, in dem das Sprechen sich Auskunft über sein eigenes gestalterisches Potential gibt. Deshalb ist aus pädagogischer Perspektive auch in allen Arten des Sprachunterrichtes derjenige einer *mystischen Grammatik* zu inkludieren, um das Geistige für eine Auseinandersetzung mit seinem eigenen Tun geschickt zu machen, wenn es *spricht*. Grammatik ist in diesem

Verständnis nicht nur fundamentale Pflege geistiger Fähigkeiten, sondern die Einladung, sich das Erblühenkönnen des Denkens auf sprachlichem Wege zu vergegenwärtigen. Denn die grammatische Systematisierung des Sprechens hat nicht etwa bloß den Zweck, abstrakte Regelkunde oder äußerliche Beschreibung zu liefern, sondern *zur Sprache zu bringen*, in welchen wunderbaren Weisen sich das Geistige seine Welt verfügbar machen und begegnen lassen kann. In dieser Hinsicht teilt die *Grammatica mystica* die Einsicht der *Septem artes liberales* und deren oben erwähnten künstlerischen Darstel-

lungen, dass der Grammatik jederzeit ein Ehrenplatz unter den freien Künsten einzuräumen sei – sie deshalb aber sowohl in den Wissenschaften als auch in der Lehre und in der Lebenspraxis mit der ihr gebührenden Lebendigkeit und Freiheit betrieben werden können muss und nicht etwa bloß instrumentellen oder äußerlichen Zwecken anheimfallen darf. Insofern nämlich eine Sorge um die Sprache gerade durch ihre Grammatikalisierung zugleich eine intrinsische Sorge um die Vermögen und Tätigkeiten des Geistes ist, wird die Wissenschaft der Grammatik von einer zugleich *ethischen, anthropologischen* oder, wie etwa im Evangelium des Johannes, gar *theologischen* Dimension beseelt, die eine stiefmütterliche, formalistisch-abstrakte oder bloß schulmeisterliche Behandlung des Grammatischen zu einer ebensolchen Behandlung der sprechenden Menschen selbst zu transformieren droht. Es ist deshalb gerade aus pädagogischer Sicht eine gewichtige Entscheidung, Grammatik zu betreiben, denn man tritt, so erkennt der mystische Grammatiker, durch sie in direkte Berührung mit Körper und Seele der menschlichen Geistigkeit. ■



Der Logos-Begriff (lat. oft: verbum) spielt auch in der Tradition des Christentums eine zentrale Rolle, etwa im hier abgebildeten Prolog des Johannes-Evangeliums.

„Du bist wie eine Blume.“ Florale Motive als Namensspender und als Gegenstände musikalischer Lyrik

Oswald Panagl

I. Vorwort

Die freundliche Einladung der Veranstalterinnen, zum Symposium „Lilie und Lotus. Weiblichkeitsmetaphern in Kunst und Kultur“¹ einen Beitrag zu leisten, hat mich auf zweifache Weise angesprochen und zum kreativen Nachdenken motiviert. Als ein Vertreter des Faches Sprachwissenschaft an der Universität Salzburg habe ich auch die Onomastik zu betreuen, also für die Forschungsrichtung Sorge zu tragen, die sich mit der Entstehung, Motivation und Geschichte der Eigennamen beschäftigt. Es lag demnach für mich nahe genug, einen Überblick über jene weiblichen Personennamen zu bieten, in denen Blumenbezeichnungen auftreten und weiterleben. Dem jeweiligen Benennungsmuster nachzugehen und es psychologisch, volkscundlich und kulturhistorisch zu vertiefen, schien mir ein lohnender weiterer Schritt in die gleiche Richtung.

Doch der Musikfreund und studierte Liedersänger in mir hatte noch an einer anderen Facette des Tagungsthemas Gefallen gefunden. Blumen und Blüten, ihre Beziehung zur Weiblichkeit in Gestalt und Wesen waren zu allen Zeiten ein beliebter Gegenstand lyrischer Dichtung. Und besonders im Zeitalter der Romantik haben solche Gedichte ihre Resonanz und Ausdeutung in Liedvertonungen gefunden. Auch und gerade Lilie und Lotus haben Dichter inspiriert und sich direkt oder mittelbar als Chiffren weiblicher Charakterzüge und Verhaltensmerkmale angeboten. Wie noch zu zeigen sein wird, hat besonders ein am Wort orientierter und literarisch bewandelter Musiker wie Robert Schumann die Herausforderung zur tonalen Ausdeutung mehrmals aufgegriffen.

Kurz gesagt, ich versuche in meinem Referat beiden Anregungen und Herausforderungen durch das Thema dieses Kolloquiums leidlich gerecht zu werden. Im ersten Teil des Vortrags möchte ich einen Überblick über florale weibliche Vornamen und ihren Platz sowie Stellenwert im onomastischen Belegmaterial anbieten.

Die zweite Hälfte meines Textes sei dann einigen ausgewählten Beispielen von thematisch einschlägiger Lyrik und ihrer Widerspiegelung im Liedrepertoire gewidmet. Dass es in beiden Fällen aus Zeitgründen nur zu einer Anthologie reicht, mag man sogar als weitere Annäherung an den Titel dieser Tagung auffassen: immerhin lautet die wörtliche Übersetzung des gelehrten Terminus Anthologie ja Blütenlese.

II. Personennamen: Typen und Benennungsmotive

Wer heutzutage ein neugeborenes Mädchen auf den Namen *Claudia* taufen lässt, legt damit kein Bekenntnis zu klassischer Bildung und römischer Kultur ab. Die Eltern des Kindes wissen wohl in den meisten Fällen weder über die Etymologie der Wortform noch über die Existenz einer *gens Claudia* im alten Rom Bescheid. Die Namensgebung ist durchwegs anders motiviert: durch modische Attitüde, ein gefälliges Klangbild, eine berühmte Namensträgerin oder eine familiäre Tradition. Ein Gleiches gilt für die Mehrzahl der heute üblichen Vornamen: *Barbara* bedeutet eigentlich „die Fremde“, ist also letztlich mit der Bezeichnung für einen rohen, ungezügelten Menschen identisch. Doch das Anthroponym hat sich von seinem Wortursprung bereits abgelöst. Nicht die wenig attraktive Semantik, sondern eine einst hochverehrte Heilige aus dem 4. Jahrhundert, Barbara aus Nikomedien, hatte den Namen einst beliebt gemacht. Heute mag das lautliche Moment – die spielerische Wiederholung zweier gleicher Silben, der durchgängige *a*-Vokalismus – zur Popularität beitragen. Dass die einst verbreitete Bildung *Veronika* in unseren Tagen bisweilen durch ihre – ursprünglich mazedonische – Vorform und Variante *Berenike* ersetzt wird, hat gleichfalls eher alltagspsychologische als geistesgeschichtliche Gründe. Das allzu Vertraute und Gängige nützt sich ab: Eine anklingende, aber gleichwohl verfremdete Version bringt eine neue Note ins Spiel, wirkt prestigehaft und apart zugleich. Wieder wäre das Wissen um die Etymologie kein Anreiz, vielmehr sogar eher ein hemmendes Moment für die Wahl dieses Namens: „Bring den Sieg“ ist als Vorstellung und als Parole prototypisch für eine Epoche



Bartolomeo Veneto, Idealbildnis einer Kurtisane als Flora, 16. Jh.

des Altertums, in der einem Kind mit dem Namen gleichsam ein Programm und eine Leitschiene für das künftige Leben verliehen wird.

Wir sind damit an jenem Punkt unseres Themas angelangt, der sich mit „Sitz im Leben“ sinnvoll bezeichnen lässt. In einer Periode unserer Vergangenheit, in der man dem Wort magische Kräfte zuerkannt hat oder in der – nach einem Werktitel von Peter Handke – „das Wünschen noch geholfen“ hat, wurden Namen nach drei idealtypischen Grundmustern vergeben.

1. Wunschnamen:

Die zumeist zweigliedrige Namensform enthält einen Auftrag, eine Lebensdevise, die der jeweils herrschenden Gesittung und gesellschaftlichen Wertewelt entspricht. *Menélaos*, der Bruder Agamemnonns und Gemahl der schönen Helena, soll nach der Semantik dieses Kompositums dem gegnerischen Heervolk standhalten. Es handelt sich also um einen ähnlichen, aristokratisch bestimmten Sinnhorizont wie im slawischen Personennamen *Wladi-*

mir, in dem einem angehenden Herrscher und Heerführer programmatisch große Macht in die Wiege gelegt wird. (Der heute gern mitgehörte Anschluss an „Friede“, die zweite Bedeutung von *mir*, ist eine typisch sekundäre, quasi volksetymologische Lesart.)

2. Magische bzw. religiös orientierte Namen:

In vielen Anthroponymen aus verschiedenen Kulturkreisen wird ein Kind mit seiner Benennung der Gottheit oder guten Geistern anvertraut. Man wird dabei die Nähe zum Typus der Wunschnamen ebenso wenig verkennen wie das dennoch ausgeprägte Eigenprofil wahrnehmen. Ein *Theophil(os)*, übersetzbar in *Gottlieb*, stellt den Namenträger deutlich unter den Schutz des einen oder des wichtigsten Gottes. Es ist daher kein Wunder, dass es im Polytheismus des älteren Griechentums eine entsprechende Variante mit *Zeus* im Vorderglied gegeben hat. *Theodora* oder umgekehrt *Dorothea* war das „Geschenk Gottes“, also die Benennung eines Wunschkindes, mitunter freilich auch der euphemistische Name eines unehelich geborenen Mädchens nach dem Motto „*pater incertus*“. Gerade im Hebräischen enthalten zahlreiche Bildungen den Namen Gottes, den man zwar nicht im Bild, aber sehr wohl in der Wortbildung festhalten durfte. *Immanuel* (latinisiert *Emanuel*) bedeutet „Gott mit uns“, *Elisabeth* „(mein) Gott ist Vollkommenheit“, *Johannes* wiederum seinem Ursprung nach „Gott ist gnädig.“ Im altgermanischen Namenschatz begegnen uns allenthalben dämonische Vorstellungen. *Alfred*, um nur ein Beispiel zu nennen, weist im ersten Teil die *Elfen* als Naturgeister, im Hinterglied aber das Substantiv *Rat* auf.

3. Kombinierte Namen:

Es ist noch heute häufig der Brauch, Nachkommen traditionell nach anderen Familienmitgliedern, z. B. Eltern oder Großeltern, Onkeln und Tanten, auch nach Taufpat(inn)en zu benennen. In der Antike mit ihrer Vorliebe für zusammengesetzte Namen ließen sich derart Elemente aus verschiedenen Quellen, d. h. von zwei Vorfahren, zu einer neuen Wortform kombinieren. Der Komödiendichter Aristophanes parodiert in seinen „Wolken“ dieses Verfahren, wenn er den Namen *Pheidippides* rechtfertigt. Der Vater des jungen Mannes mit seiner schlichten Herkunft und die Mutter aus alter vornehmer Familie, in der *hippos* „Pferd“ zum traditionellen Vokabular zählte, hätten sich nach langer Diskussion auf eine Kompromissform „Sparepferd“ geeinigt. Hinter dem ausgelassenen Spott des Genres wird

gleichwohl ein offenbar übliches Prinzip der Namenfindung sichtbar.

Ehe wir uns im nächsten Abschnitt den floral motivierten weiblichen Namen zuwenden, seien noch zwei griechische Beispiele herausgegriffen, die einerseits semantische Missverständnisse, aber auch den Wandel im konnotativen Umfeld der Onomastik aufzeigen mögen. Der weibliche Vorname *Alexandra* wird zwar mit Recht als „Männer abwehrend“ übersetzt, darf aber dennoch nicht mit amazonenhafter Männerfeindlichkeit von weiblichen Wesen begründet werden. Es handelt sich einfach um die grammatikalische Femininform zu einem ursprünglich maskulinen *Alexandros/Alexander*.

Der Name *Eulalia* wirkt auf uns unfreiwillig komisch und wird vielleicht gerade noch im Scherz ältlichen Tanten zugestanden. In der griechischen Antike war die „angenehme Plauderin“ ein beliebter Name für Hetären, die auf ihre Gabe zu netter Konversation stolz gewesen sind.

III. Blumen als Namensmotive: Wesensart, Metapher, Arabeske

Überblickt man die heute gebräuchlichen weiblichen Vornamen, so bilden florale Benennungen, also verbale Blumenmotive, innerhalb des Datenmaterials eine bemerkenswerte Nische. Die Zahl der Belege wächst, wenn man ihnen Formen zurechnet, in denen erst nachträgliche, quasi volksetymologische Deutung den semantischen Bezug hergestellt hat oder der Name wie das Blumenwort auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind. Die Beispiele verringern sich hingegen, wenn man streng selektiv vorgeht und bloß mittelbare Beziehungen zur Pflanzenwelt nicht mitzählt.

Lassen Sie mich für alle diese angeführten Typen konkrete Fälle vorstellen und sprachlich interpretieren. Der Kosename *Lil(l)i* erinnert lautlich an die *Lilie* und wird wohl auch gerne zu ihr in semantische Nähe gerückt. In Wahrheit ist er die kindersprachlich entstandene Lallform von *Elisabeth*, ebenso wie *Lilo* nach dem gleichen Entstehungsmuster auf *Lieselotte* zurückgeht. *Ros(e)marie* ist ein zusammengesetzter Name, dessen erster Bestandteil die *Rose* enthält. Doch assoziativ mag die Wortform auf *Rosmarin*, eigentlich den „Meertau“, bezogen werden. Diese Lippenblütlergattung mit ihrer einzigen Art des immergrünen *Anthos*- oder *Kranzkräutes* war als Zier- und Heilpflanze beliebt und diente vor der Entdeckung der Myrte als Material für den Brautkranz.

Margarita mit den zahlreichen Varianten (*Margarete*) sowie Kurz- und Koseformen (*Marga, Margit, Grete, Gretchen*) leitet sich von lat. *margarita*, griech. *margaritēs* „Perle“ ab. Dieses Wertvokabel sollte als Namensspender der Trägerin Kostbarkeit und Glanz zusprechen. Die Expansion gerade dieses Musters seit dem Mittelalter wird sachlich auf das Wirken der heiligen Margareta von Antiochia zurückgeführt, die an der Wende vom 3. zum 4. Jh. den Teufel in Drachengestalt mit dem Kreuzzeichen gebannt haben soll. Sie wurde daher zur Schutzheiligen der Bauern sowie der (besonders gefährdeten) Gebärenden und zählte zu den Vierzehn Nothelfern. Daneben gibt es bekanntlich den Blumennamen *Margerite*, der aus französisch *marguerite* „Gänseblümchen“ entlehnt wurde und letztlich auf den gleichen Ursprung, lat. *margarita*, zurückgeht. In einer sekundären Motivation, die sich durch Befragung empirisch erhärten lässt, wird heute der weibliche Name eher auf die Blume zurückgeführt und die Wahl damit begründet. Nicht viel anders steht es mit *Camilla*. Die etruskolateinische Herkunft und die Bedeutung „Opferdienerin“ bzw. (noch älter) „edeliges unmündiges Mädchen“ ist längst in Vergessenheit geraten, gehört allenfalls zum antiken Bildungswissen. Wird der Name heute aus anderen als klanglichen oder familiären Gründen gewählt, bietet sich eher ein Anschluss an die *Kamille* an. Auch bei dem wieder modischen Namen *Iris* muss man von einer Umkehr des Benennungsmotivs ausgehen. Am Anfang stand die griechische Götterbotin, die bald mit dem Regenbogen gleichgesetzt wurde und diesem, auch als Bestandteil des Auges, die Bezeichnung lieferte. Wiederum denkt man heute bei der Namenswahl eher an die gleichlautende Blume, jene *Schwertlilie*, die in blauen und gelben Varianten vor allem als Zierpflanze und als Inbegriff frühlingshafter Farbenpracht geschätzt wird.

Indirekte weibliche Blumen-Namen sind beispielsweise *Corona*, *Daphne* bzw. *Laura* und *Phyllis*. *Corona*, also eigentlich der Kranz, wird als Gebilde gewöhnlich aus Blüten und Blättern gewunden und verweist daher nur indirekt in den Sinnbereich unseres Themas. *Daphne*, gegenwärtig wieder ein zwar seltener, aber prestigehafter Name, geht letztlich auf die bekannte Verwandlungssage des Ovid zurück Die gleichlautende Nymphe habe sich dem Begehren des Gottes Apollon entzogen, indem sie die Gestalt eines Lorbeerbaumes annahm. Die Heilkraft, besonders aber der Symbolwert seiner Blätter als Ehrenlohn und Siegeszeichen hat ein Namensmotiv

¹ Symposium an der PLU Salzburg, Resendezgalerie, 25.04.2005

gestiftet, das bald auch auf das lateinische Pendant *Laura* übergreifen hat. *Phyllis*, einst im Gefolge der Hirtengedichte und Schäferromane bekannt und beliebt, enthält die griechische Bezeichnung von „Blatt“, „Laub“, zählt also gleichfalls nur mittelbar zu unserem Wortfeld.

Ein seltsamer Sonderfall ist *Linde* (mit seinen Komposita wie *Gerlinde*, *Sieglinde* oder *Heidelinde*). Der etymologische Befund verweist mit ahd. *linta* „Schild (aus Lindenholz)“ auf einen kämpferischen Kontext und das Milieu altgermanischer Walküren. Auch in diesem Fall hat der eigentliche Wortursprung längst einer friedlichen, fast idyllischen Bezugsalternative Platz gemacht. Wer sich heute Namen mit *Linde* sprachlich rechtfertigt, denkt sicher primär an den Baum mit seinen heilsamen Blüten oder an das Adjektiv *lind* mit seinen Begleitgefühlen von Sanftmut und charakterlicher Milde.

Ins Zentrum unseres Gegenstandes gehören die Namen *Susanna*, *Rosa* (bzw. *Rosalie*), *Viola* (mit dem Deminutiv *Violetta*) sowie *Flora* (samt *Fleur* und *Fleurette*), denen wir uns nunmehr zuwenden wollen. *Susanna* ist ein biblischer Name hebräischen Ursprungs und bedeutet „Lilie“. Bekannt und in der bildenden Kunst oft thematisiert ist die (apokryph überlieferte) Geschichte von dem frommen und keuschen Mädchen dieses Namens, das von zwei lüsternen Greisen im Bad überrascht und danach ohne Schuld zum Tod verurteilt worden ist. Der orientalische Name wandert, gefördert durch die Heiligsprechung einer römischen Märtyrerin, in viele europäische Kultursprachen ein und verändert dabei bisweilen sein Klangbild. So ist *Azucena*, übrigens die Hauptrolle der Zigeunerin in Giuseppe Verdis „Il trovatore“, die spanische Entsprechung mit der noch aktuellen Bedeutung „weiße Lilie“. Hier handelt es sich um einen typischen Wunschnamen mit einem Wessens- und Lebensprogramm: Als Symbol der jungfräulichen Keuschheit ebenso wie der ehelichen Fruchtbarkeit war die Lilie auch im griechisch-römischen Altertum den göttlichen Schutzherrinnen weiblicher Tugenden heilig und wurde später ein bevorzugtes Blumenmotiv der Heraldik.

Rosa ist ebenso wie die Ableitung *Rosalie* aus dem Italienischen übernommen und wird im deutschen Sprachgebiet erst im 19. Jahrhundert populär, was bekannte Romangestalten und Opernfiguren begünstigt haben. Der romanische Name führt uns auf das lateinische Wort *rosa* zurück, das gleichfalls einen reichen semantischen Hof von Konnotationen und symbolischen

Merkmale aufweist. Farbenpracht, Wohlgeruch, Form und Entfaltung der Blüte sind nur einige ästhetische Wesenszüge dieser Blume. Schon im Altertum galt sie zudem als Zeichen von Liebe und Verehrung und war gleichsam die leibeigene Pflanze von Aphrodite/Venus, seit dem Christentum aber Sinnbild der Gottesmutter Maria, besonders in der Ausprägung als Rose ohne Dornen. „Maria im Rosenhage“ war ein häufiges Motiv bildlicher Darstellungen. Fünf Rosenblätter, die einen Kreis gliederten, bildeten auch das Modell für den Kirchenbau.

Viola, das „Veilchen“, verdichtet als Name andere Aspekte der Weiblichkeit zum Wunschprogramm: Bescheidenheit, Zurückgezogenheit, ein Blühen im Verborgenen, das den ‚Entdecker‘ gleichwohl mit Duft und Schönheit belohnt und verwöhnt, dazu eine Botin des Frühlings.

Flora endlich, bereits der Name der altrömischen Frühlingsgöttin (vgl. lat. *flos*) vereinigt als Überbegriff alle Züge der botanischen Welt und präsentiert sich gleichsam als die „Blume an sich“.

Zur Zeit der Entdeckung und Anwendung dieser Blumenwörter als Frauennamen war also eine Wunschvorstellung das auslösende Moment. Die benennenden Eltern, eine einflussreiche Umgebung, aber auch die Namensträgerinnen selbst vertrauten dabei auf die Wirkung der Sprachmagie. Als linguistisches Verfahren diente ihnen dabei die semantische Übertragung, also das Grundprinzip der Metapher. Nach der aristotelischen Definition ist jedes innovative Sprachbild ein verkürzter Vergleich: aus „Achilleus ist wie ein Löwe“ entsteht die Prädikation „Achilleus ist ein Löwe“, worauf der Tiername in der Dichtersprache stellvertretend für den griechischen Helden eintreten kann.

Die Entstehung von Namen wie *Susanna*, *Viola* oder *Rosa* darf man sich nach einem ganz ähnlichen Prozedere vorstellen. Vergewärtigen wir uns dafür als Muster den Anfang jenes Heine-Gedichtes, das Robert Schumann in seinem Liederkranz „Myrten“ (op. 25) exemplarisch vertont hat. „Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein“. Die Feststellung, in einen Wunsch oder eine Bitte gekleidet und ohne das gleichsetzende „wie“, ist gleichsam eine Entsprechung im Zeitraffer, und damit geradezu der Prototyp für einen Benennungsvorgang. Die Trägerin eines Blumennamens wird mit dessen Verleihung bzw. seiner Setzung im Sprechakt gleichsam selbst zur *Lilie*, zur *Rose*, zum *Veilchen*.



Veilchen

Wie sehr freilich in unseren Tagen diese programmatische Handlung zu einer modischen Attitüde, zu einem Klangspiel und Lautornament entwertet wurde, zeigt der rasche Wechsel im Namenrepertoire. *Jasmin(e)*, von einem Zierstrauch mit duftenden Blüten hergeleitet, gehört zu den jüngsten Grenzängern zwischen Botanik und weiblicher Identität. Auch die Wortgeschichte dieser exotischen Pflanze ist aufschlussreich: Ein persisches Nomen *yasaman* wird über arabisch *yasamin* zu spanisch *jazmin*, das im 16. Jahrhundert zusammen mit dem Gewächs in die deutsche Sprache einwandert. Um im 20. Jahrhundert ein Frauennamen zu werden, bedarf es freilich der englischen und französischen Vermittlung. Euphonische Motive und der exotische Anstrich des Wortes haben in jenem Milieu den onomastischen Prozess angebahnt.

Wie gern und erfolgreich die Sprache der Literatur mit dem Doppelsinn floraler Ausdrücke spielt, mögen wenigstens drei Beispiele belegen. *Viola tricolor*, das „dreifarbiges Veilchen“, ist die lateinische Bezeichnung des *Stiefmütterchens*. Theodor Storm verweist schon im Titel seiner gleichnamigen Meisternovelle auf die Probleme einer jungen Frau, die in der Ehe mit einem Witwer dessen kleiner Tochter die Mutter ersetzen soll und an dieser Aufgabe beinahe scheitert.

Im Libretto zur Verdi-Oper „La Traviata“ nach einem Roman und Schauspiel „Die Kameliendame“ von Alexandre Dumas dem Jüngeren beherrschen zwei Kurtisanen als Kolleginnen und Konkurrentinnen das Nachtleben der Pariser Gesellschaft. In

ihren Salons spielt je ein Bild des Bühnengeschehens. Die Namen der beiden befreundeten Rivalinnen sind nicht zufällig gewählt: *Flora Bervoix* heißt die vitale, letztlich siegreiche ‚Königin der Nacht‘, die fragile Protagonistin aber, jene Kameliendame, die an ihrem Lungenleiden stirbt, *Violetta Valéry*.

Adalbert Stifter hat in seiner frühen Erzählung *Feldblumen* die Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Malers mit Blumenamen überschrieben, die unverkennbar auf die Handlung, eine auf Umwegen glücklich endende Liebesbeziehung, verweisen. Die Korrespondenz der Blüten mit der fortschreitenden Jahreszeit ist dabei ein erkennbares Gliederungsprinzip. Das andere, vielleicht triftigere, stellt Bezüge zwischen Personen, Charakteren und Situationen her. Der Abschnitt, in dem die beiden Liebenden nach Missverständnissen zueinander finden und der mit dem Satz beginnt „Und nun habe ich meine Angela wieder gesehen, auf ewig meine Angela!“, ist *Lilie* überschrieben.

IV. Blumenmetaphern als Liedmotive

Viel stärker noch als im vorigen Kapitel ist in diesem Schlussteil meines Beitrags Auswahl, Reduktion, Beschränkung – und damit auch Verzicht angesagt: Verzicht auf viele lohnende Beispiele, auf Entwicklungen, Parallelen, intertextuelle Bezüge. Wollte man das Thema auch nur einigermaßen ausschreiten, so müsste ein Längsschnitt durch das Liedschaffen mehrerer Jahrhunderte gezogen werden, von den Volksliedern mit ihrer erotischen Symbolik des Blumengartens über die im Salon beheimateten sentimentalen Rosenlieder eines Philipp von Eulenburg bis zur Lyrik der „Chinesischen Flöte“ in Gustav Mahlers symphonischem „Lied von der Erde“.

Auch auf Franz Schuberts große Liederzyklen wäre einzugehen: Auf die Gleichsetzung der blauen Blumen am Bach mit den Augen der schönen Müllerin ebenso wie auf die trockenen Blumen als Indiz einer toten Liebe. Desgleichen wäre in der „Winterreise“ auf das Lied „Frühlingstraum“ zu verweisen, in dem die Illusion „der bunten Blumen, so wie sie wohl blühen im Mai“ im Eis der gefrorenen Fensterscheiben erkaltet: „Ihr lacht wohl über den Träumer, der Blumen im Winter sah“.

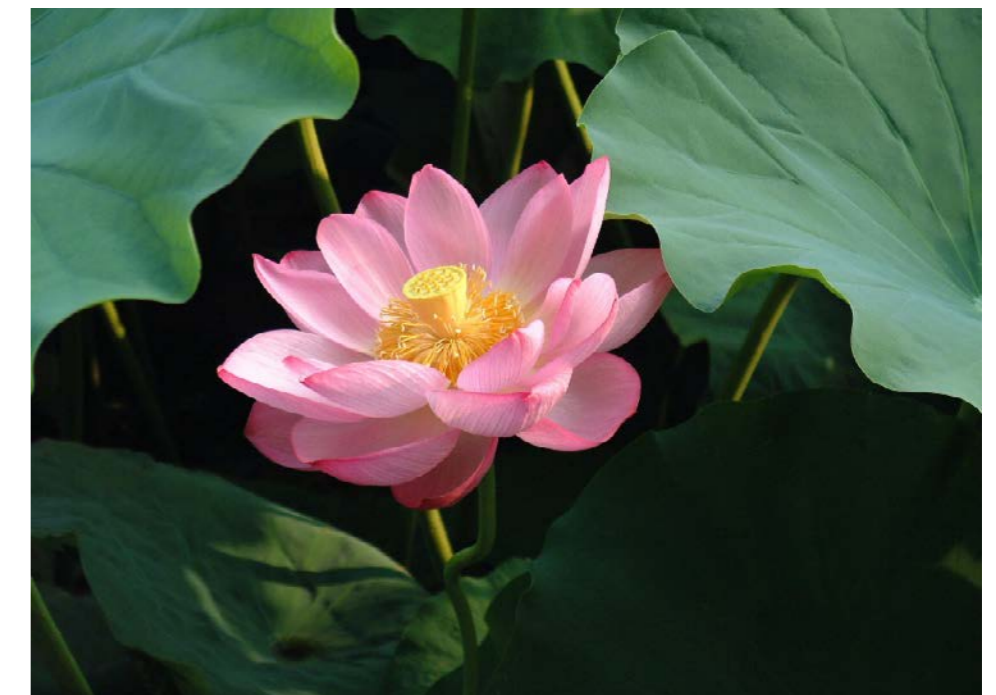
Dem Platzangebot gehorchend muss ich mich auf einige wenige Beispiele zurückziehen, die zugleich mehrere Lesarten meines Themas exemplarisch vertreten. Ich bewege mich dabei von den Rändern

auf das Zentrum zu. Die Texte der im Folgenden interpretierten Gedichte finden sich auf S. 84f.

Eduard Mörike und Joseph Eichendorff haben je ein Gedicht geschrieben, das unter dem Titel „Der Gärtner“ beispielhaft vertont worden ist: das eine, eher heiter gestimmte aus der Feder Eduard Mörikes von Robert Schumann und Hugo Wolf; das andere von Joseph Eichendorff, mit ange deutetem tragischen Ausgang, u. a. von Hans Pfitzner, Armin Knab und Othmar Schoeck. In beiden ‚Rollenliedern‘ vergleicht das lyrische Ich sein Tun, die Pflege der Blumen, mit dem Frauenlob und Minnedienst. Für Mörikes Gärtner wird das „rosenfarbene Hütlein“ der aus der Ferne angebeteten Prinzessin zum Tertium comparationis. Für eine einzige Feder als Gunstbeweis ist der Verehrer bereit, tausend, ja alle Blumen, damit aber auch seine ganze Existenz zu verschenken. Eichendorffs Pendant gibt seine tiefe und zugleich aussichtslose Liebe nicht so spielerisch zu erkennen. Sein täglicher Umgang mit den Blumen ruft unwillkürlich die Gedanken an die ferne Geliebte hervor: In die gewundenen Kränze (mit bewusster Doppelsymbolik dieses Gebildes) flicht der Liebende mit den Blumen auch seine Gedanken und Grüße ein. Den zweiten Teil des Gedichts beherrschen Resignation und das Bewusstsein der Vergeblichkeit. Die „viel schöne, hohe Frau“ bleibt dem Werbenden unerreichbar, das scheinbar frohe Schaffen des Gärtners, sein Umgraben der Blumenbeete, verweist auf das Lebensende, das Arbeitslied wird unvermittelt zum

Totengesang. Auf einer vergleichbaren Analogie von Blume und geliebter Frau fußt Nikolaus Lenaus Gedicht „Meine Rose“, von Robert Schumann kongenial komponiert. Der Rose, im Lenz erblüht und von den heißen Sonnenstrahlen ermattet, spendet das Subjekt der Dichtung erfrischendes Wasser. Schon die Wortwahl „den Becher reichen“ und „aus tiefstem Brunnen“ legt eine weiterführende, eine symbolische Deutung nahe. Sie wird in der zweiten Strophe eingelöst. „Die Rose meines Herzens“ erscheint gleichfalls „gebeugt und blasser“. Als Heilmittel bietet ihr der Sprecher seine Seele an: Er will sie ihr wie zuvor erquickendes Wasser „zu Füßen gießen“. Der Ausgang bleibt auch sprachlich offen. Das konjunktivische „Könnt´ ich dann auch nicht sehen dich auferstehen“ lässt sich als fragender Hoffnungsstrahl interpretieren. Aber auch eine Deutung als unbedingte Huldigung ohne Rücksicht auf Erfüllung erscheint möglich.

Johann Mayrhofer's Text „Nachtviolen“, den Franz Schubert musikalisch ausgelotet hat, könnte man zur Gänze als ein genrehaftes Naturbild verstehen. Der Liebhaber von Blumen verherrlicht seine Lieblingsblüten, zu denen er eine innige und nachhaltige seelische Beziehung aufgebaut hat. Und doch legen mehrere Wendungen des Gedichts gleichsam als Schaltstellen den Verweischarakter auf ein Liebesverhältnis nahe. Die „dunklen, seelenvollen Augen“, in die sich der Dichter selig versenken möchte, sind zumal „im samtenen Blau“ ihrer Farbe nur allzu deutlich ein Topos



Lotosblume

romantischer Lyrik. Auch der „ernste und schweigende“ Blick zeigt anthropomorphe Züge, die sich in der Schlusstrophe verdichten und steigern: „erhabne Wehmutsstrahlen treffen“ – im Doppelsinn von „erreichen“ und „verwunden“ – „ein treues Herz“. Die „heilige Verbindung“, die daraus entsteht, aber „blüht in stummen Nächten fort“. Hat sie den Tag zu scheuen, bleibt die Beziehung verborgen oder wird damit nur dem mystischen Reservat der Romantik Tribut geleistet?

Nur mit einem Wort verwiesen sei auf das vielleicht bekannteste Goethe-Gedicht „Heidenröslein“: nicht nur von Franz Schubert, sondern auch von Franz Lehár in seinem Singspiel „Friederike“ in Töne gesetzt, und daneben zum Volkslied geworden. Auch in diesem Fall entspricht der oberflächlichen Lektüre als unbedacht Knabentat die erotische Lesart als eine schmerzhaft erlebte, gewaltsame „Eroberung“.

Ganz andere Wege geht die Blumenmetaphorik in Hermann von Gilms Text „Die Georgine“, den Richard Strauss im Rahmen seines op. 10 vertont hat. Die spät im Jahr, aber in glühenden Farben erblühende Blume wird dem Dichter zum Spiegel und Sinnbild seiner eigenen, im reifen Alter erwachten Leidenschaft: „Ob früh, ob spät, es ist dasselbe Entzücken und derselbe Schmerz.“

Den reichsten Beitrag zu unserem Thema liefern Gedichte Heinrich Heines in der musikalischen Rezeption und Interpretation durch Robert Schumann. Heines Lyrik hatte für diesen Musiker eine ähnliche Bedeutung wie Goethe für Schubert, Mörike für Wolf oder Eichendorff für Pfitzner. Zwei Zyklen (der Liederkreis op. 24 und die „Dichterliebe“ op. 48), dazu zahlreiche Einzellieder sind dieser künstlerischen Wahlverwandtschaft zu verdanken, wobei neben Wesensnähe bisweilen auch produktives Missverständnis das Verhältnis bestimmt. Manche doppelbödige, ironische, sogar zynische Formulierung des Dichters wurde vom Musiker anders „gelesen“ und in gefühlssinnige Töne umgesetzt. Bei der Vertonung des Gedichtes „Die Lotusblume“ liegt der Zusammenhang mit dem Thema von Symposion und rahmender Ausstellung auf der Hand. Dass sich Heine dieser fernöstlichen Pflanze zuwendet, ist auch aus seiner Position als verspäteter Romantiker zu verstehen. Die vertrauten sprachlichen Motive und Metaphern sind verbraucht bzw. verblasst: In einem an Shakespeares „Richard III“ angelehnten Aperçu bietet Heine einmal sein Pferd für ein originäres Sprachbild an.

Wie bei wenigstens zwei schon besprochenen Beispielen hat auch dieser Text quasi ein hermeneutisches Doppelprofil. Man kann das lyrische Gebilde mit seinem exotischen Kontext als ein schönes Naturgedicht verstehen, dessen Milieu die zahlreichen „Blumenstücke“ aus frühromantischer Dichtung variiert und verfremdet. Dennoch greift diese Auffassung sichtlich zu kurz bzw. ist zu eindimensional. Die Lotosblume „ängstigt sich“, senkt ihr Haupt und „erwartet träumend die Nacht“. Der Mond wird zu ihrem Liebhaber, der sie erweckt und dem sie ihr frommes (in der Symbolik dieser Blume also keusches, aber auch lebensspendendes) Gesicht bereitwillig entschleierte. Noch deutlicher sprechen die Schlussverse zu uns. Die Verben steigern sich von „blühen“ über „glühen“ und „leuchten“ zu „weinen“ und „zittern“. Und mit den Worten „Liebe“ und „Liebesweh“ gewinnt die Blume vollends ein menschliches Antlitz. Die Liebe mit ihrer Affinität zur Nacht und der Scheu vor den Fähnrisen des Tages: Der Gedanke an die Tristan-Thematik Richard Wagners drängt sich da unwillkürlich auf.

Das mehrfache Auftreten von Blumen als Weiblichkeitsmetaphern im Heine-Schumann-Zyklus „Dichterliebe“ kann ich in diesem Referat nur noch cursorisch und in Stichworten behandeln. Im stimmungsmäßig aufsteigenden, emotional euphorischen Teil geht es immer wieder um „wesenhafte Bedeutungsbeziehungen“ (W. Porzig), um Konvergenz, ja Identität von Blüte und begehrter Frau. Schon im Anfangslied korrespondiert das Springen der Knospen mit dem Aufgehen der Liebe. Danach schenkt das lyrische Ich die aus den Tränen hervorgesprossenen Blumen der Geliebten, die in der Folge immer stärker selbst zur Blüte wird, die Metapher also geradezu auslebt und verwirklicht. Der Dichter liebt nicht mehr „die Rose“ und „die Lilie“, da die alleinige Freundin, „die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine“ mit „Rose und Lilie“ verschmilzt. Im fünften Lied wird das Sprachbild weitergesponnen: der „Kelch der Lilie“, in den der Sänger seine Seele taucht, gerät zum Unterpfland der Liebesbeziehung. Die Peripetie setzt mit Lied Nr. 7 „Ich grolle nicht“ ein. Auf Schmerz, Verzweiflung, Zynismus in diesem absteigenden Segment des Zyklus folgt am Ende resignative Ironie. Und dazwischen – im 12. Lied „Am leuchtenden Sommermorgen“ – werden die Blumen zu sympathisierenden Fürsprecherinnen der untreuen, jedenfalls aber verlorenen Geliebten: „Sei unserer Schwester nicht böse, du trauriger blasser Mann.“ Kehren wir noch einmal kurz zu jenem Gedicht bzw. Lied zurück, das uns bereits

zuvor die Entstehung einer Bedeutungsübertragung bzw. eines Sprachbildes exemplarisch vorgeführt hat. Im Heine-Text „Du bist wie eine Blume“ stellt die Vergleichspartikel eine Nähe, sogar eine Entsprechung der Merkmale („schön, rein, hold“) zwischen der Liebsten und dem floralen Vorbild her. Fällt das grammatische Bindeglied weg, ist die Metapher vollzogen und die Identität hergestellt.

Blicken wir auf das Ende der Dichtung, so ist dessen Wortlaut in zweifacher Hinsicht bemerkenswert. Wenn der Liebende seiner „Blumenfrau“ die Hände geradezu rituell auf das Haupt legen und zu Gott beten möchte, so will er eben jene Wesenszüge erhalten wissen, die sie einer Blüte gleich machen. Gleichzeitig, und die Komposition versteht diesen Subtext, schwingt da eine seltsame Skepsis mit, ein tiefreichendes, für die Epoche typisches Misstrauen in die Beständigkeit der idealen Liebe. Was das poetische Wort nahe legt und die kreative Phantasie aufschließt, bleiben die Ansprüche und Zwänge der realen Welt dem lyrischen Subjekt nur zu oft schuldig. ■

Texte der behandelten Gedichte in der Reihenfolge ihrer Interpretation:

Der Gärtner – Joseph von Eichendorff

Wohin ich geh´ und schaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg hinab in die Aue:
Viel schöne, hohe Fraue,
Grüß´ ich dich tausendmal.
In meinem Garten find´ ich
Viel´ Blumen, schön und fein,
Viel´ Kränze wohl draus wind´ ich
Und tausend Gedanken bind´ ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
bleibt ewig im Herzen stehn.

Ich schein´ wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und, ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab´ mir bald mein Grab.



Rose

Meine Rose – Nikolaus Lenau

Dem holden Lenzschmeide,
Der Rose, meiner Freude,
Die schon gebeugt und blasser
Vom heißen Strahl der Sonnen,
Reich´ ich den Becher Wasser
Aus tiefem Bronnen.
Du Rose meines Herzens!
Vom stillen Strahl des Schmerzens
Bist du gebeugt und blasser;
Ich möchte dir zu Füßen,
Wie dieser Blume Wasser,
Still meine Seele gießen!
Könnt´ ich dann auch nicht sehen
Dich auferstehen.

Nachtviole – Johann Mayrhofer

Nachtviolett, dunkle Augen, seelenvolle,
Selig ist es,
Sich versenken in dem samtnen Blau.

Grüne Blätter streben freudig, euch zu hellen,
Euch zu schmücken;
Doch ihr blicket ernst und schweigend in die laue Frühlingsluft.

Mit erhabnen Wehmutsstrahlen trafet ihr mein treues Herz,
Und nun blüht
In stummen Nächten fort die heilige Verbindung.

Heidenröslein – Johann W. Goethe

Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sahs mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: Ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
´s Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt es eben leiden,
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Die Georgine – Hermann von Gilm

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt
Und honigsatt hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon erwählt.

Sind nicht zu kalt dir diese Nächte?
Wie lebst du diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte
Du feuergelbe Träumerin?

Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begösse dich mit Junilicht?
Doch ach, dann wärest du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.

Oh, Träumerin! In deinem Bilde
Hab´ ich mein eig´nes Selbst genannt,
Denn so wie du des Frühlings Milde
Hab´ ich den Maitag nicht gekannt.

Und spät wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir in´s Herz;
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

Die Lotosblume – Heinrich Heine

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleierte sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh´;
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Lyrisches Intermezzo III – Heinrich Heine (Schumann: Dichterliebe, Nr. 3)

Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne,
Die lieb´ ich einst alle in Liebeswonne.
Ich lieb´ sie nicht mehr, ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine;
Sie selbst, aller Liebe Wonne,
Ist Rose und Lilie und Taube und Sonne.
Ich liebe alleine
Die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine.

Lyrisches Intermezzo VII – Heinrich Heine (Schumann: Dichterliebe, Nr. 5)

Ich will meine Seele tauchen
In den Kelch der Lilie hinein;
Die Lilie soll klingend hauchen
Ein Lied von der Liebsten mein.

Das Lied soll schauern und beben
Wie der Kraft von ihrem Mund,
Den sie mir einst gegeben
In wunderbar süßer Stund´.

Du bist wie eine Blume – Heinrich Heine

Du bist wie eine Blume
So hold und schön und rein;
Ich schau dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt,
Betend, dass Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Ēloquēns versus loquāx

Sekundäre Suffixsemantik am Beispiel der lateinischen Adjektiva auf -āx (*-āk-)

Oswald Panagl

I. Aus dem Alltag eines Linguisten

Ein Sprachwissenschaftler erfüllt seinen Beruf nicht bloß als Forscher am Schreibtisch oder als Lehrer im Hörsaal. Bisweilen wird er auch mit mehr oder weniger dringlichen und anspruchsvollen Anfragen aus seinem persönlichen Umfeld oder über öffentliche kommunikative Kanäle beschäftigt. Letztere mögen telefonische Anrufe (z. B. aus Zeitungsredaktionen), in früheren Tagen Zuschriften „zu Lasten der Briefträger“, neuerdings aber vor allem E-Mail-Kontakte sein. Zu den inhaltlichen Leitmotiven zählt immer wieder das Problem, ob man eher *Wissenschaftler* oder *Wissenschaftler* bzw. *Gewerkschafter* oder *Gewerkschafter* verwenden soll, zumal die Wörterbücher des Deutschen¹ darüber keine befriedigende Auskunft geben. Gefühlsmäßig plädieren die Auskunft Heischenden zumeist für die jeweils erste Variante, da – nach ihrem subjektiven Empfinden – der Alternative auf -ler eine negative, abschätzige Konnotation anhafte. Ja im Falle von *Gewerkschafter* könne man womöglich sogar ein pejoratives Verbum der Umgangssprache g'schafteln assoziieren.

Der wiederholten Debatten schon etwas müde, antworte ich zumeist, warum man dann nicht auch *Künster* sagen und schreiben solle, und ob etwa der *Tischler* ein schlechterer Schreiner sei.

II. Zu den Ursachen des Problems

In der Tat sind die genannten Anfragen und die dahinter steckende Unsicherheit im Sprachgebrauch – trotz muttersprachlicher Kompetenz! – durchaus verständlich und begründet. Es gibt dafür Ansätze und Anhaltspunkte, die bis in die Frühgeschichte der deutschen Sprache zurückführen.

Das neuhochdeutsche Suffix -er für Nomina agentis und Nomina instrumenti geht bekanntlich als sprachliche Entle-

nung auf das lateinische Formans -ārius zurück und lautete im Althochdeutschen -āri (auch -eri, -iri), im Mittelhochdeutschen aber bereits -ere (bzw. -ære): vgl. ahd. Jagāri „Jäger“ zu jagōn „jagen“, spehāri „Späher“ zu spehōn. Endete die nominale Basis einer Derivation auf -l (z. B. satal „Sattel“), so konnte die Ableitung satalāri „Sattler“ durch sog. Metanalyse gegen die ursprüngliche Wortbildung ‚falsch‘ segmentiert werden, wodurch eine Suffixvariante ahd. -lāri, nhd. -ler entstand.² „Durch Verschmelzung ergaben sich die erweiterten Suffixe (‚Wuchersuffixe‘) [...] So entstanden nach der Gruppe Vogler, Fiedler, Sattler, Gürtler, Gaukler die Tischler, Häusler, Dörfler, Sommerfrischler, Davidsbündler, Heimatschützer, die in älterer Sprache teils noch ohne -l auftraten.“³

Da nun aber einige dieser Bildungen als Wörter eine negative Bedeutung aufweisen, indem sie schlechte Charaktereigenschaften oder soziale Stigmatisierungen aufweisen (vgl. *Hehler*, *Heuchler*, *Gaukler*, *Bettler*), gerieten diese Ausdrücke in eine gleichsam bedenkliche semantische Randzone, was sich auch – wie die beiden in der Einleitung genannten Beispiele aus meiner eigenen Expertise zeigen – in Neubildungen oder Wechselformen niederschlägt. „Die Derivation mit -ler hat ein Modell mit pejorativer Konnotation entwickelt: *Gewinnlerin*, *Versöhner*“⁴. Medizinisch gesprochen ließe sich formulieren, dass sich die Bewertung der Ableitungssilbe quasi an der abschätzigen Bedeutung des Lexems ‚infiziert‘.

III. Suffixe als ‚verkommene‘ Lexeme: Vom Kompositum zum Derivat

Über die Entstehung der Affixe gibt es bereits seit der Periode der ‚Junggrammatiker‘, also der Leipziger Schule im späten 19. Jahrhundert (Karl Brugmann, Hermann Osthoff, August Leskien) eine lebhaft und bis heute nicht abgeschlossene Diskussion. Der spätere Versuch von

Hermann Hirt⁵, alle Ableitungssilben, ja sogar die Kasusendungen etymologisch zu deuten bzw. als ursprünglich selbständige Elemente zu klassifizieren, ist dabei zweifellos zu weit gegangen, aber wissenschaftsgeschichtlich nach wie vor aufschlussreich. Eine Schneise der Erklärung und damit eine Quelle des Ursprungs lässt sich freilich durch diachrone Vorgänge in philologisch beobachtbaren Sprachepochen belegen und so auch für die Rekonstruktion nutzbar machen: die Entstehung von Suffixen aus autonomen Einheiten und damit die Entwicklung von Komposita zu Derivaten.

Der Vorgang vollzieht sich zumeist so, dass das zweite Glied einer Zusammensetzung durch häufigen Gebrauch seine spezifische Bedeutung einbüßt und in der Folge gleichsam reihenbildend wird. Über Zwischenstufen, die man noch als echte Komposita auffassen, aber auch bereits als Ableitungen betrachten kann, entstehen endlich eindeutige Derivate. Als Beispiele aus dem Deutschen nenne ich etwa die Affixe -bar, -lich und -heit.⁶ Das Element -bar, das in der Gegenwartssprache Verbaladjektiva der Möglichkeit mit passivischer Lesart produktiv bildet (*lesbar*, *hörbar*, *identifizierbar*) und daneben in der Rechtssprache den Charakter der Notwendigkeit betont (*zahlbar*, *klagbar*), hat sich in älteren Sprachstufen mit Substantiven verbunden und geht mit eindeutiger Sicherheit auf das Hinterglied eines Kompositums zurück. So bedeutete *fruchtbar* zunächst „Früchte tragend“ und *schiffbar* „Schiffe tragend“, wobei der zweite Bestandteil zur verbreiteten grundsprachlichen Wurzel *bher- „tragen, bringen“ (lat. *ferō*) gehört, die sich im Deutschen nur noch in Ableitungen erhalten hat (vgl. *Geburt*, *Bürde*, *Bahre*).

Bildungen auf -lich haben gleichfalls ihren Ursprung in der nominalen Komposition, wobei das nachgesetzte Element auf ein Lexem mit der Bedeutung „Körper, Leib“ zurückgeht. In *Leichnam* bzw. im Festenamen *Fronleichnam* (eigtl. „Leib des Herrn“, „Corpus Christi“) begegnet dieses alte Substantiv noch in zumindest verbauter Form. Aus produktiv gebildeten Adjek-

tiven mit dem Wortteil -lich lässt sich die frühere Struktur noch deutlich erschließen: vgl. männlich eigtl. „den Körper eines Mannes habend“, aber bereits verblasst in körperlich!

Die Ableitungen auf -heit wiederum gehen auf ein ehemaliges Nomen mit der Bedeutung „Art und Weise, Beschaffenheit“ zurück, das sich etwa noch in einer Verszeile des spätmittelhochdeutschen Lyrikers Oswald von Wolkenstein findet, wenn dieser einen Wein, der ihm in Augsburg geschenkt wurde, mit *von guoter heit* („von hoher Qualität“) preist. Im Nhd. bezeichnen Substantiva auf das sekundäre Suffix -heit zumeist abstrakte Eigenschaften (*Gesundheit*, *Weisheit*), mitunter auch zur Bezeichnung von Personen konkretisiert (*Schönheit*) bzw. für Kollektiva verwendet (*Christenheit*). An einigen Beispielen ist der semantische Übergang zur letzteren Verwendung noch philologisch nachvollziehbar. Im heutigen Sprachgebrauch bedeutet *Menschheit* die Gesamtheit aller Menschen. Wenn in der Kerkerzene von Goethes *Faust* der Titelheld angesichts des Jammerbildes seiner Geliebten Margarete in die Worte ausbricht: „*Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an*“, so scheint an dieser Stelle noch die einstige Semantik einer abstrakten Eigenschaft, also der *conditio humana* durchzuschimmern. Aus dem lateinischen Wortschatz sei für das besprochene Verfahren wenigstens ein Beispiel vorgestellt, nämlich die Genese des Formans -ōx (= -ōk-s). Unter den vorbrachten Erklärungen ist die Variante vorzuziehen, die darin das Hinterglied eines Kompositums mit der Wurzel *ōky- „sehen; Auge“ erkennen. Ich beschränke mich auf die beiden Formen lat. *ferōx* „wild“ und *atrōx* „schrecklich, trotzig“, die sich unschwer als „wild blickend“ (oder sogar „mit Wildtierblick“⁷) bzw. als „mit dunklem Auge, düsterem Blick“ interpretieren lassen.

IV. Synonyma im Sinnbezirk der Sprechweisen

Der Wortschatz einer Sprache gilt zwar – im Gegensatz zum engmaschigen Netzwerk der Grammatik – als deren offenstes System, da er sowohl für schier unbegrenzte Neubildungen, aber auch für die Entlehnung aus fremden Kulturen zugänglich ist. Dennoch stellt er keine ungetrennte Menge von lexikalischen Daten dar, sondern lässt sich nach Sachverhalten und Merkmalen semantisch gliedern und Wortfeldern zuordnen. Im Bereich der eigenen Muttersprache verfügt man dank

der erworbenen Kompetenz zumeist über den jeweils angemessenen Ausdruck. Auf fremdem Terrain muss man sich hingegen den jeweiligen Schattierungen und Nuancen durch Textinterpretation, authentische Erklärungen der zuständigen Grammatiker und den Vergleich bedeutungsähnlicher Wörter („Minimalpaare“) philologisch annähern.

Ein wichtiges Werkzeug für das Lateinische sind Synonymenwörterbücher, besonders das zuverlässige, wiederholt aufgelegte bzw. neu bearbeitete Nachschlagewerk von Hermann Menge⁸. Auf S. 200f. und unter der Nummer 354 werden Adjektiva mit der Sammelbedeutung BE-REDT vorgestellt und diskutiert: *disertus* (zum Verbum *serō* „reihe, knüpfen“) „wohlredend“ paraphrasiert der Autor mit „wer reichen Stoff zur Verfügung hat und sich genau und verständlich darzustellen und sich klar auszudrücken versteht“. Die als Beispiel gegebene Fügung *diserta oratio* sei „vorzüglich Sache der Verstandesbildung“. Der alternative Ausdruck *fācundus* „redfertig, redgewandt“ steht für einen Menschen, dem „das Wort zu Gebote steht“ und der „für die jeweilige Sache das rechte Wort zu wählen, sich den Personen und Verhältnissen anzupassen versteht“. Über drei weitere Varianten im Sinnbezirk, die meist tadelnd verwendet werden, äußert sich das Handbuch nur knapp: *garulus* „geschwätzig, plauderhaft“, *multiloquus* „wortreich“ und *verbosus* „wortreich, weitläufig“, also „was viele Worte hat, was kürzer sein könnte“. Von besonderem Interesse für das Thema dieses Aufsatzes ist das Wortpaar *eloquēns* – *loquāx*. Der erstgenannte Ausdruck ist das adjektivierte Präsenspartizipium zum Verbum deponens *ēloquor* und bezeichnet gleichsam den vollendeten Redner (*perfectus orator*) über jene natürliche Begabung hinaus, die dem vorhin behandelten *fācundus* („zungenfertig“) eigen ist. Der Verfasser beschreibt *ēloquentia* als „Sache eines Redners, der außer natürlicher Begabung auch theoretische und praktische Schulung und vollkommene Herrschaft über die Sprache und Darstellungskunst besitzt.“ Das Pendant *loquāx* „gesprächig, redselig“ bezeichnet jemanden, der „mehr spricht als andere interessiert, und seine Gedanken nicht kurz auszusprechen versteht.“ Der gleiche Wortstamm *loqu-* bildet demnach mit den verschiedenen Formantien – dem Präfix ē- bzw. dem Suffix -āx – zwei selbständige Adjektiva aus, die zwar demselben Wortfeld angehören, die aber nach Semantik, Konnotation und Bewertung stark unterschieden sind.

V. Die lateinischen Ableitungen auf -āx

Über das Inventar der einschlägigen Adjektiva kann man sich bequem mithilfe des rückläufigen Wörterbuchs von Gradenwitz⁹ informieren. Wesentlichen Aufschluss zur Verwendungsweise, zum semantischen Profil sowie zur Analyse der jeweiligen Beispiele (sowohl als *types* wie auch *tokens*) geben neben den führenden Wörterbüchern zum Lateinischen¹⁰ vor allem die Studien von Leumann¹¹, Ewald¹² und Ernout¹³ Aufschluss. Eine Untersuchung aller Belege sowie die Interpretation der zugehörigen Textstellen würde den Rahmen dieses Beitrags vollends sprengen. Ich muss mich daher auf einige Wesensmerkmale dieses Ableitungstypus und die Besprechung einiger Vorkommensfälle beschränken. Leumann charakterisiert die Funktion des Suffixes -āc so: Es „bildet im Latein in erster Linie Verbaladjektiva aktiver Bedeutung ‚mit Hingabe etwas betreibend‘, also vorwiegend Personaladjektiva, öfters zur Bezeichnung einer tadelnswerten Neigung.“¹⁴ Einige Derivate lassen sich auch auf ā-Nomina zurückführen, denen nicht selten ein zugehöriges Verbum der ersten Konjugation zur Seite steht. Beginnen wir mit einem Adjektiv, das sich sowohl auf ein ā-stämmiges Nomen wie auch auf das zugehörige Verbum beziehen lässt. Das Zeitwort *pugnāre* „kämpfen“ ist von einem Nomen *pugnus* „Faust“ abgeleitet, bedeutete also ursprünglich „fausten“. Eine rückläufige Derivation vom Verbum stellt das sekundäre Substantiv *pugna* „Kampf, Schlacht“ dar. Das Adjektiv *fugāx* „eilend, flüchtig“ mochte zunächst einen situativ begründeten Vorgang bezeichnen, wechselte aber gemäß dem römischen Ethos sehr bald in eine negative Bedeutungs-nische über; so, wenn ein Feind auf dem eiligen Rückzug als *hostis fugacissimus* charakterisiert wird, oder das Wort der Beschimpfung von Sklaven dient. Eine positive Lesart entfaltet die von Leumann nachdrückliche Semantik in Beispielen wie *efficāx* „wirksam, nachhaltig“, *perspicāx* „scharfsichtig, einsichtsvoll“, *sequāx* „leicht folgend, beweglich“, *vigilāx* „wachsam“, *vērāx* „wahrhaftig“, besonders aber

9 O. Gradenwitz: *Laterculi vocum Latinarum: voces Latinas et a fronte et a tergo ordinandas*. Leipzig 1904, S. 541.

10 Vgl. z. B. R. Klotz: *Handwörterbuch der lateinischen Sprache*. Braunschweig: 1874; P. G. W. Glare [Hrsg.]: *Oxford Latin dictionary*. Oxford.

11 M. Leumann: *Lateinische Laut- und Formenlehre*. München: 1977, S. 376.

12 F. Ewald: *Die Entwicklung des k-Suffixes in den indogermanischen Sprachen*. Heidelberg 1924.

13 A. Ernout: *SENEX et les formations en -k- du Latin*. In: *Philologica I*. Paris 1946.

14 M. Leumann, a.a.O., S. 376.

1 Vgl. z. B. D. Berger [Bearb.]: *Duden Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter* / [red. Bearb.: Dieter Berger ...]. – 18., neubearb. und erw. Aufl. Sonderausg. – Mannheim; Wien [u. a.] 1985; O. Back [Bearb.]: *Österreichisches Wörterbuch*. Wien 2003; R. Wahrig-Burfeind: *Deutsches Wörterbuch: mit einem Lexikon der Sprachlehre*. Gütersloh [u. a.] 2011, jeweils s. v.

2 Vgl. H. Krahe/ W. Meid: *Germanische Sprachwissenschaft III: Wortbildungslehre*. (Sammlung Göschen; 2234) – 7. Aufl. Berlin 1969, S. 81ff.

3 W. Henzen: *Deutsche Wortbildung*, 3., durchges. u. erg. Aufl. Tübingen 1965, S. 159f.

4 M. D. Stepanova; W. Fleischer: *Grundzüge der deutschen Wortbildung*. Leipzig 1985, S. 119.

5 H. Hirt: *Indogermanische Grammatik: Das Nomen*. Band 3. Heidelberg 1927.

6 Vgl. W. Henzen, a.a.O. S. 206f., 207ff., 188ff.

7 M. Leumann: *Lateinische Laut- und Formenlehre*. München 1977, S. 377.

8 H. Menge: *Lateinische Synonymik*. Durchges. u. erw. von O. Schönberger. Heidelberg 1959.

ferāx „fruchtbar, überquellend, reich“ und *saqāx* „schnell von Begriff“.

Daneben gibt es eine Reihe von Fälln, bei denen bereits der Wortstamm semantisch negativ konnotiert ist, das Formans also diese Bewertung nur hervorhebt, ohne selbst etwas dazu beizutragen: Ich nenne nur *fūrāx* „diebisch“, *mordāx* „beißend, bissig“, *rapāx* „reißend, räuberisch“, *spemāx* „verachtend“, *fallāx* „täuschend, betrügerisch“, *mendāx* „lügnerisch, täuschend“ (eigentlich „fehlerhaft“, vgl. *mendum/menda* „Fehler, Makel“), dessen spezielle Bedeutung sich unter dem Einfluss von *mentior* „lüge“ entwickelt haben dürfte. Die Ableitung *vorāx* „gefräßig“ von *vorāre* „verschlingen“ scheint analogisch auf die Bildung *edāx* eingewirkt zu haben, die zwar von *edere* „essen“ deriviert ist, aber keine neutrale Semantik aufweist, sondern vielmehr „gefräßig, fresssüchtig“ bedeutet. Noch nicht sicher erklärte Beispiele sind *contumāx* „trotzig, widerspenstig“ (vielleicht zu *contemnere* „verachten“) und *catāx* „hinkend“, das kaum auf das Adjektiv *catus* „scharfsinnig“, eher schon auf das homophone Substantiv *cat(t)us* „Kater“ – im Hinblick auf den schleichen den Gang – zurückgehen kann.

Da sich das Suffix im Sinne von Kap. II (o.) an den zahlreichen negativen Grundwörtern semantisch bzw. konnotativ „infiziert“ haben mag, dürfte es nunmehr selbst imstande gewesen sein, Ableitungsbasen mit neutraler, gelegentlich sogar positiver Bedeutung entsprechend einzufärben. Zu den einschlägigen Fällen zählen m. E. die folgenden Lexeme: Das schon morphologisch besprochene *pugnāx* bedeutete zunächst „streitbar, kampflustig“, ehe es auch die Nuance „eigensinnig“ annahm; *pertināx* „beharrlich“ muss – abgesehen von seiner Etymologie – schon deswegen positiv bewertet worden sein, als es auch als Personennamen, z. B. für einen römischen Kaiser, verwendet worden ist. Die jüngere Nebenbedeutung „starrsinnig, hartnäckig“ gestattet zwei Deutungen: den semantischen Einfluss des Suffixes, aber auch die Erfahrungstatsache, dass Beharrlichkeit auch in Pedanterie ausarten kann. Ähnlich gelagert ist die Ableitung vom Grundverbum *tenēre*, also *tenāx*: In der Lesart „zäh, beharrlich“ bezeichnet es eine wünschenswerte Eigenschaft, in der Alternative „störrisch, hartnäckig“ schwingt gleichsam Kritik mit. Ein gleichfalls ambivalentes Beispiel ist *dicāx*, das zur Wurzel des lateinischen Verbums für „sagen, sprechen“ gehört. In seiner häufigen Verwendung für die Eigenschaft „witzig“ lässt es sich auf der positiven Bedeutungsseite verbuchen; durch die Herausbildung der Facetten „witzelnd, naseweis“ erhält der Ausdruck auch eine tadelnde Note.

Die Bildung *linguāx*, ein Hapaxlegomenon bei Gellius (1, 15, 20), von *lingua* „Sprache, Zunge“ abgeleitet, bedeutet nach dem Kontext weder „sprachgewandt“ noch „zungenfertig“, sondern „geschwätzig“, womit wir bereits wieder in der Nähe von *loquāx* gelandet sind, dessen Morphologie und semantischer Deutung dieser Aufsatz gilt. Die etwas ausführlichere Besprechung eines weiteren Beispiels soll dem kurzen Folgekapitel vorbehalten sein.

VI. Der Spezialfall audāx

Das Adjektiv, dem dieser Abschnitt gewidmet ist, hat einen Ableitungsprozess von mehreren Etappen durchlaufen. Am Anfang steht das Verbum *avēre* „eifrig, gierig sein“, von dem zunächst die Bildung *avidus* „verlangend, begehrend“ deriviert ist, die ihrerseits die Basis für das Zustandsverbum *audēre* „wagen“ (mit Synkope des i in der Mittelsilbe) bildet. Darauf folgt das Eigenschaftswort *audāx*, zu dem am Ende der Ableitungskette *audacia* „Kühnheit, Wagemut“ gehört. Die drei letztgenannten Lexeme treten schon in der Frühzeit der lateinischen Wortgeschichte auf (z. B. Naevius, Plautus) und benennen im Sinne ihres Ursprungs eine eher neutrale, ja bei entsprechendem Kontext sogar wünschenswerte Eigenschaften. So konnte das Adjektiv „kühn, entschlossen“, aber auch in zulässigem Sinne „verwegen“ bedeuten, was ebenso für sein substantivisches Derivat (mit den Bedeutungen „Kühnheit, Wagemut, Verwegenheit“) zutrifft. Die in der Folge dominanten Lesarten und Verwendungsfacetten „keck, dreist, frech, tollkühn“ bzw. „Dreistigkeit, Vermessenheit“, sogar „Unverschämtheit“ lassen sich erneut unterschiedlich interpretieren: entweder als pejorative Entwicklung der jeweiligen Ausdrücke selbst (vgl. ähnliche Phänomene bei *latrō* und – in Verbindung mit Volksetymologie – bei *periculum*¹⁵) oder wie in einigen Fällen zuvor als negativer Einfluss des deteriorativen Suffixes *-āx*.

Wie auch immer, sprachlich und inhaltlich aufschlussreich ist eine berühmte und oft kommentierte Stelle in der Schrift *De coniuratione Catilinae* des spätrepublikanischen Historikers Sallust. Im Rededuell der beiden Kontrahenten und politischen Gegner Caesar und Cato plädiert jener für Milde und Großzügigkeit im Umgang mit dem Delinquenten, während der strenge Vertreter altrömischer Tugenden für rigide Maßnahmen in dieser Krisenzeit des Staates eintritt und dabei eine strenge semantische Grenzlinie zwischen *audacia*

¹⁵ O. Panagl: Aspekte der Volksetymologie. Innsbruck 1982, S. 11.

(„Verwegenheit“) und *fortitudo* („Tapferkeit“) zieht¹⁶:

(52, 11) hic mihi quisquam mansuetudinem et misericordiam nominat. iam pridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus: quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est. (52, 12) sint sane, quoniam ita se mores habent, liberales ex sociorum fortunis, sint misericordes in furibus aerari: ne illi sanguinem nostrum largiantur et, dum paucis sceleratis parcunt, bonos omnis perditum eant.

„Da rede mir noch einer von Milde und Barmherzigkeit! Schon längst freilich haben wir die zutreffenden Bezeichnungen der Sachverhalte verloren: Weil die Verschwendung von fremdem Gut Großzügigkeit, verantwortungslose Frechheit aber Tapferkeit heißt, daher aber liegt der Staat im Argen. [...]“
Besonders aufschlussreich ist im ersten Satz die bis heute wogende Debatte über die Korrelation von Sprache und Denken bzw. in diesem Fall auch ethischer Gesinnung, wobei auch die Hierarchie der Beziehung zur Diskussion steht: Signalisiert der Verfall der Sprache nur die moralische Dekadenz oder ist verkommene Ausdrucksweise vielleicht sogar die Ursache für den allgemeinen Verfall der Sitten?

VII. Probleme der Rekonstruktion

Da es sich bei diesem Beitrag um eine philologische und latinistische Fragestellung handelt, muss auf Fragen der grundsprachlichen Herkunft des Formans **(ā)k-* nicht ausführlich eingegangen werden. Gleichwohl soll wenigstens in einem bescheidenen Anhang die bisherige indogermanistische Diskussion in Grundzügen angesprochen werden. Bis zur Mitte der 1970er Jahre gibt die lateinische Laut- und Formenlehre von Manu Leumann¹⁷ einen guten, auch kritischen bibliographischen Überblick. In der älteren Literatur dominierte der Versuch, das Suffix mit der deiktischen Partikel **-ke-* (vgl. lat. *hi-c, ecce*) in Verbindung zu bringen. So schreibt Franz Specht in seinem so anregenden wie diskutablen Buch, dass „sich alle die Erweiterungen *k/g, t/d, s, e/o, i, u, men,*

¹⁶ O. Panagl: Politische Semantik und lateinische Wortgeschichte. In: Soziokultureller Wandel im Verfassungsstaat. Phänomene politischer Transformation. Festschrift für Wolfgang Mantl zum 65. Geburtstag. (= Studien zu Politik und Verwaltung Bd. 90/II) Wien, Köln, Graz 2004, S. 1495–1506.
¹⁷ M. Leumann, a.a.O., S. 376f.

l/r, die wir in den vorhergehenden Teilen durch genaue Analyse gewonnen haben, als Stämme von Demonstrativpronomina wiederfinden und mit ihnen gleichen Ursprungs sein müssen.“¹⁸ Schon zuvor hatte Ferdinand Ewald „die Entwicklung des *-k-*Suffixes in den indogermanischen Sprachen“ behandelt, wobei er als Parallele zu den hier behandelten lateinischen Adjektiva einige griechische Nomina anführt, welche „zur Benennung von Lebewesen dienen, die den Begriff des Verächtlichen hat; ursprünglich mag es jedoch nur etwas bezeichnet haben, das eine Eigenschaft

¹⁸ F. Specht: Der Ursprung der Indogermanischen Deklination. Göttingen 1944, S. 308f.

Wie man sich bettet, so schläft man

Schlafstätten in der griechisch-römischen Zeit

Petra Strobl

Bereits in der antiken Welt hat man eine genaue Vorstellung davon, welche Aspekte zu einer Verbesserung des Schlafklimas beitragen, wobei vor allem die Ausstattung der Schlafstätte und die Gestaltung und Lage des Schlafzimmers eine wesentliche Rolle spielen. In dieser Hinsicht scheint Somnus, der lateinische Schlafgott und Herr über die Träume, die ideale Behausung zu haben. Nebelig, trübe Dämmerung beherrscht seine Grotte, ein ‚Lethe führender Bach‘ und blühende Schlafkräuter lassen ihn ruhig und schlaff auf einem Lager aus Ebenholz ruhen: ‚Einfarb, flaumweich, dunkel belegt mit schwärzlichen Decken‘ (Ovid, Metamorphosen II, 611). Wenn auch feststeht, dass solch göttliches Schlafklima den Menschen versagt bleibt, ist man in der antiken Welt der Überzeugung, dass die Schlafumgebung Einschlafen und Schlafdauer positiv beeinflusst.

Ausstattung der Schlafstätte

Antike Betten wirken auf den ersten Blick nicht immer erholungsfördernd. In den meisten Fällen dient entweder der bloße Boden oder ein auf vier Füßen stehender, gespannter Rahmen als Schlafstätte, dessen Kopfende oft erhöht ist (Hoepfner 1999, 72). Die Qualität dieses Bettgestells und dessen Auflage variieren, sind gleichsam ein Spiegel der sozialen und materiellen Position des Besitzers. Für den vornehmen Besucher wird in homerischer Zeit

in hohem Grade aufwies.¹⁹ Er führt als Beispiele u. a. *véαξ* „junger Kerl“, *γαύραξ* „Hoffährtiger“, *λάβραξ* „ein gefräßiger Meerfisch“ an. Eine ausführlichere Untersuchung, in der die Suffixerweiterungen nur einen Forschungsaspekt darstellen, hat Theodor Baader zu den Ausdrucksmöglichkeiten der Ich-Deixis vorgelegt²⁰. Ausgehend von den beiden Stämmen des lateinischen Nomens *senex* (Nom.) – *senis* (Gen.) widmet sich Alfred Ernout auch den Adjektiven auf das Suffix *-āx*, wobei er auch substantivische Bildungen mit

¹⁹ Vgl. F. Ewald, a.a.O., S. 11.

²⁰ Th. Baader: Die identifizierende Funktion der Ich-Deixis. Heidelberg 1929.

offenbar anderer Funktion des Formans (z. B. *formāx* „Ofen“ neben *formix* „Gewölbe“) am Rande behandelt. Studien aus jüngster Zeit, die sich mit den **-k-*Erweiterungen bei Nomina auseinandersetzen, versuchen partiell auch einen Zusammenhang mit Formantien herzustellen, die Alternativen auf die rekonstruierten laryngalen Phoneme enthalten. Die wichtigste Monographie einer Linguistin²¹ widmet sich den *-k-*Ableitungen des Lateinischen in der ganzen Breite der Phänomene. ■

²¹ M. Fruyt: Problèmes méthodologiques de dérivation à propos des suffixes latins en ...cus. Paris: 1986.

oft ein mobiles Bettgestell bereitgestellt, das an beliebiger Stelle aufgebaut wird (Hom. Od. 7,335–46, Vgl.: Laser 1988, 15). So übernachtet Odysseus in der Halle des König Alkinoos auf einem solchen zusammenklappbaren Gestell, das leicht und platzsparend aufbewahrt werden kann. Das Bett selbst, das wohl ausschließlich für hohen Besuch zur Verfügung steht, wird gebührend ausgestattet: Purpurne Kissen, beziehungsweise Matratzen dienen als Unterlage, darüber breitet man Decken aus, die wahrscheinlich als Leintücher verwendet werden. Schließlich sind wollene Tücher zum Zudecken vorhanden, was vermuten lässt, dass es nachts kalt sein kann (Hom. Il. 24, 643–55, Aristoph. Die Wolken. 8ff, Vgl.: Rutherford 1996, 36).

Offensichtlich ist es in homerischer Zeit ein Zeichen von Vornehmheit, weich gebettet zu sein. Der greise Nestor weist stolz auf seinen Vorrat an ‚herrlichen‘ Decken und Kissen hin, die Telemachos eine angenehme Nacht in seinem Palast bescheren sollen (Hom. Od. 3, 34655). Auch Hesiod hebt die Bedeutung der richtigen Beschaffenheit eines Gästebettes hervor (Hes. Op. 328), und Achill bettet seine Gäste Priamos und Phoinix selbst im Soldatenlager ‚gebührend‘, indem er ihnen „wollige Vliese und Polster und zarte Gewebe von Linnen“ als Bettunterlage zur Verfügung stellt (Hom. Il. 24,64355). Eine ähnliche weiche Bettstatt bereiten die Phaiaken

Odysseus auf dem Deck ihres Schiffes, wobei sie ihn nach der Ankunft auf Ithaka „samt den leinernen Tüchern und glänzenden Kissen“ auf den Strand legen, so dass der Held nicht aufwacht (Hom. Od. 13, 118).

Dass nur eine kleine, exklusive Schicht so luxuriös ruht, verdeutlicht Vergil, wenn er hervorhebt, dass es schon notwendig ist, „aus Edelsteinbechern zu trinken“, um auf solchem „Purpur zu schlafen“ (Verg. Georg. 11, 506). Wenn Plinius Secundus es auch als ‚Höhepunkt der Zügellosigkeit‘ eklatiert, nichts könnte den Reichtum König Philipps von Makedonien mehr unter Beweis stellen als der Hinweis, dass er „auf einem goldenen Becher, der unter seinem Kopfkissen lag, zu schlafen pflegte“ (Plin. nat. 3, 50). Neben Plinius Secundus berichtet auch Lucanus über vornehme Patrizierbetten, die sich vor allem durch die Verzierungen des Bettgestells und durch die Art der Kissen und Decken auszeichnen (Lucan. 7, 761–65). Während das Bettgestell aus Holz, Bronze oder Eisen gefertigt ist, verwendet man Leder oder pflanzliche Fasern als Bespannung. Als besondere Füllung für Kopfkissen galten Daunen, Bettzeug wurde auch gerne parfumiert (Juv. Sat. 6, 88, Theophr. de odor, 58, Vgl.: Brödner 1989, 30f.; Faust, 1989, 151. Marquardt, 1990, 724f. Wöhrle 1995, 105f.).



Hypnos (griechischer Gott des Schlafes) Thanatos und Hermes tragen den toten Sarpedon, Sohn von Zeus, aus der Schlacht bei Troja, attisch rotfiguriger Kelchkrater, Euxitheos (Töpfer), Euphronios (Maler), um 515 v. Chr.

Wie exquisit die jeweilige Auflage sein konnte, deutet Martial an, wenn er von purpurfarbenen Seidenpolstern spricht (Mart. epig. 11, 5, 9; 12, 17, 7–8). Clemens von Alexandria wiederum erwähnt, dass über kostbare Bettpolster, Pelz, schimmernde Kissen goldgestickte Decken, mit Gold durchwebte glatte Teppiche und Woldecken gelegt werden. Er bezieht sich bei der Beschreibung der Luxusschlafstätten auf Homer, Theokrit und Vergil, wobei er besonders vor Verweichlichung und Hoffahrt der Seele warnt (Clem. Alex. Der Erzieher. 9, 77, 1). Denn anspruchsvolle, verschnörkelte Bettgestelle geziemen sich für Christen nicht, ein einfaches Lager soll zur Erholung von der Arbeit dienen (Clem. Alex. Der Erzieher. 2, 78, 5). Der Gedanke „goldenes Dachgebälk stört die Ruhe, und Purpurdecken machen schlaflos lange Nächte“ (Sen. Herc. fur. 644–47) wird auch von Seneca aufgegriffen, der in zu großem Komfort die Gefahr der Verweichlichung sieht: Denn der sorglose Schlaf auf einem ‚Rasenziegel‘ ist ‚weicher als tyrischer Purpur‘ und bringt mehr Erholung (Sen. ad Lucil. 90, 41).

Die eigenen vier Wände

Wenn sich Götter und Menschen zur Ruhe begeben, ziehen sie sich in der homerischen Welt zumeist an ihren gewohnten Schlafplatz zurück, denn dort scheint sich

der Schlummer am besten einzustellen. So begibt sich der Göttervater zu seiner Gemahlin, an deren Seite er schon oftmals geruht hat (Hom. Il. 1, 601–11. Vgl.: Dyer 1974, 31–36). Odysseus wiederum findet nach langer Irrfahrt erholsamen Schlaf bei Penelope (Hom. Od. 23, 338–43). Auch Celsus ist überzeugt, dass Kranke neben Spaziergängen, lauen Bädern, einer speziellen Speisefolge und Trinken von Wasser vor allem, auf ihrem eigenen Lager ruhen sollten: „ein ungewohntes dagegen ermattet, denn es schadet, weil man nicht daran gewöhnt ist, es mag hart oder weich sein“ (Cels. 1, 3.). Doch nicht nur das eigene Bett, sondern auch die richtige Seitenlage sind für problemloses Einschlafen ausschlaggebend. Aristoteles empfiehlt hier die rechte Seitenlage: Denn warme Körpersäfte bedeuten Aktivität und somit ist die rechte, beweglichere Seite nur durch bewusste ‚Ruhigstellung‘ in Schlaf zu versetzen (Ps.-Aristot. probl. 3, 23–25).

In der antiken Welt gelten Schlafzimmer als Luxus, den sich nur wenige leisten können. So schlafen ausschließlich der Hausherr und seine Frau, beziehungsweise deren engste Verwandte, in einem eigenen Raum. Die Thalamoi oder Schlafzimmer liegen oft über den Nebenräumen des Oikos (Hom. Od. 11, 189. Plautus, Amphitruo, 808. Vgl.: Hoepfner 1999, 409). Odys-

seus und Penelope, zum Beispiel, ziehen sich in einen höher gelegenen Teil ihres Palastes zurück, um Ruhe zu finden (Hom. Od. 7, 345–46). Julius Caesars Schlafgemach wird von Plutarch als sehr weitläufig beschrieben, mehrere Fenster und Türen verbinden dieses mit der Außenwelt (Plut. Caes. 63). Gästeschlafzimmer sind unüblich, da man zumeist männliche Besucher beherbergt, die auf mobilen Bettgestellen in den Wohn- und Repräsentationsräumen untergebracht werden (Hom. Od. 4, 300–03).

Was die Beherbergung weiblicher Gäste betrifft, lassen sich aus den Quellen zwei Schlüsse ziehen: Reisen Frauen in Begleitung ihres Gemahls übernachteten sie neben ihm – wie Nestors Gäste Helena und Menelaos – in einem eigenen Schlafzimmer (Hom. Il. 9, 661–63). Unverheiratete Frauen werden in speziellen Frauenschlafkammern einquartiert (Heliod. 7, 2045. Aristoph. Die Wespen. 123; Eurip. Ion. 315).

Über die Lage der Schlafräume gibt Columella Auskunft: Er rät dazu, das Herrenhaus einer villa rustica in einen Winter- und in einen Sommerteil aufzuteilen, wobei die Winterschlafräume nach dem Wintersonnenaufgang (SO) auszurichten sind. Denn die Lage der Zimmer nach Osten ließe die wärmende Morgensonne herein und gleiche winterliche und sommerliche Winde aus (Colum. 1, 5, 8. Vgl.: Rathmayr 2001, 280ff.). Plinius beschreibt ein Schlafzimmer einer villa mit folgenden Worten:

Das Gemach ist im Winter angenehm warm, weil es reichlich Sonne erhält. Angeschlossen ist ein Heizgewölbe, und wenn trübes Wetter ist, vertritt es durch Abblasen von Dampf die Sonne. (Colum. 1, 6, 1). Offensichtlich reicht die Nutzung der Sonnenenergie als Heizsystem nicht aus, um ein angenehmes Raumklima zu schaffen. Während die weniger Begüterten mit offenem Feuer ihr Auslangen finden müssen, heben Hypokaustanlagen die Temperaturen in den Schlafzimmern der noblen Römer (Plin. epist. 2, 17, 9. Anth. Gr. 7, 444. Vgl. dazu: Brödnert 1989, 122). Dies ist nicht ungefährlich, denn Kaiser Jovian verstirbt an einer Rauchgasvergiftung in seinem Schlafzimmer, da man dort aufgrund der Kälte eine große Menge an Kohlen verbrannt hat (Eutropius 10, 18, 1).

Hier sei vermerkt, dass der Ausdruck ‚cubiculum‘ nicht ausschließlich als ‚Schlafzimmer‘ zu verstehen ist, vielmehr wird diese Bezeichnung für einen ‚Mehrzweckraum‘ verwendet, der je nach

Bedarf als Lese-, Gesprächs-, Ess-, und Schlafstätte genutzt wird. Wie Hoepfner erwähnt, können antike Räume für diverse Anlässe hergerichtet werden, was auch von Vitruv unterstrichen wird, der im sechsten und siebten Buch seines Werkes *De architectura* einzelne Räume nicht als Orte spezifischer Tätigkeit erfasst (Vitr. VI 5, 1. Kunst 2000, 182–83). Insgesamt gilt das Schlafzimmer in der Antike als äußerst intimer Bereich, in dem man sich frei und ‚ungeschminkt‘ bewegen kann. Diese Privatsphäre erlaubt es, sein wahres Gesicht zu zeigen, sie sollte jedoch nicht unvorbereitet verlassen werden. Dies bedeutet beim weiblichen Geschlecht oft, passendes

Makeup und eine schöne Frisur zu tragen, wie in den folgenden Zeilen einer Hetäre geraten wird:

So lass auch uns, wenn du dich zu rechtmachst, glauben, du schliefest. Besser, du lässt dich erst sehn, ist letzte Hand angelegt. Warum soll ich den Grund für die weiße Gesichtsfarbe kennen? Schließ deine Schlafzimmertür: Unfertig zeig nicht dein Werk (Ov. ars. 3, 225–28)

Abschließend sei festgehalten, dass es in der antiken Welt ein Privileg der Ober-

schicht ist, bestmögliche Rahmenbedingungen für erholsamen, gesunden Schlaf zu schaffen. Dennoch zieht man schon früh den Schluss, dass die Schlafumgebung nur dazu beitragen kann, dass man leichter einschläft, letztendlich sind es jedoch die innere Stärke und Ausgeglichenheit des Einschlummernden, die wahre Ruhe schaffen. Seneca verweist in diesem Zusammenhang auf den ängstlichen Reichen, der sich aufgrund seiner Sorgen, womöglich sogar wegen seiner Schandtaten, von einer Seite auf die andere wälzt und trotz jeglicher Rücksichtnahme seitens der Dienerschar keinen ‚somnus‘ finden kann (Sen. ad Lucil. 56, 6–7) ■

Österreichische Bundesolympiade Latein und Griechisch 2021

Walter Dujmovits

Am 19.4.2021 fand die 32. österreichische Bundesolympiade für Latein und Griechisch statt. Für die Durchführung verantwortlich zeichnete – gemäß dem Bundesländerturnus – die ARGE Latein im Burgenland.

Da schon im Herbst klar war, dass die Bundesolympiade nicht wie üblich als mehrtägige Präsenzveranstaltung durchgeführt werden kann, musste die ARGE ein Alternativkonzept entwickeln. Mit Einverständnis aller Landesarbeitsgemeinschaften für die klassischen Sprachen wurde der Bewerb als eintägige Online-Veranstaltung konzipiert.

Als ich als Leiter der veranstaltenden ARGE im Dezember 2020 Christian Fuchs von der Pädagogischen Hochschule Burgenland kontaktierte, ob er einen LMS-Kurs für die Bundesolympiade einrichten möchte, wussten wir beide noch nicht, welche Dynamik dieser Kurs entwickeln sollte. Gedacht war er als professionell betriebene Website zum Bewerb, daraus geworden ist letztlich das Durchführungstool für die gesamte Bundesolympiade.

Durch ministerielle Verordnungen wurden uns Präsenzphasen untersagt. Der ursprüngliche Plan, die neun Landesbewerbe (als Qualifikationsbewerbe) in den einzelnen Bundesländern an je einem Standort zentral durchzuführen, war dadurch ebenso nicht möglich wie eine Präsenzkorrektur durch zehn Korrektorinnen und Korrektoren aus ostösterreichischen Bundesländern in Eisenstadt. Nun mussten wir handeln. Auf Vorschlag von Christian Fuchs wurden sämtliche in

die Bundesolympiade involvierten Schülerinnen und Schüler, ihre Lateinlehrerinnen und -lehrer und alle Korrektorinnen und Korrektoren (gesamt ca. 80 Personen!) in einer Online-Konferenz am 24. März in LMS eingeschult.

Am folgenden Tag wurde eine neuerliche Videokonferenz gehalten, in der die Betreuerinnen und Betreuer einen neuen Termin finden mussten: Am vorgesehenen Tag (6. April, der Dienstag nach Ostern) war die Durchführung aufgrund der „Osterruhe“, dem Lockdown in Wien, Niederösterreich und dem Burgenland, nicht mehr möglich. Rasch war der 19. April als Alternativtermin gefunden.

So habe ich am frühen Morgen des Bewerbungstages die drei Klausurtexte auf die Plattform hochgeladen. Zugang zu den passwortgeschützten Aufgabenstellungen hatten nur die Betreuerinnen und Betreuer. 38 über ihre Landesbewerbe qualifizierte Schülerinnen und Schüler haben ihre Übersetzungen an insgesamt 34 Schulstandorten verfasst, von ihren Lehrerinnen und Lehrern wurden diese auf LMS hochgeladen.

Am Nachmittag haben Zweiertteams in separaten digitalen Räumen miteinander kommunizierend korrigiert. Auch diese neue Art der Korrektur war am 24. März bereits durchgespielt worden. Gegen 16.00 Uhr standen die Ergebnisse fest.

Die Klausurtexte stammten von Platon und Plinius maior. Beide Klausurtexte in Latein handeln von Erdbeben. Dass in der Nacht nach der Bundesolympiade ein Erdbeben im Osten Österreichs zu spüren war,

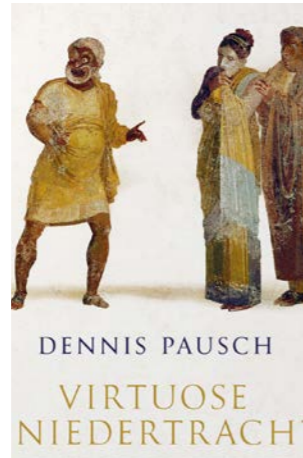
wird aber wohl Zufall gewesen sein. Die Online-Bundesolympiade war ein Novum, ein Risiko, aber sie ist gut über die Bühne gegangen. Beschlossen wurde der Tag um 17.00 Uhr mit einer virtuellen Siegerehrung, genauer gesagt: mit der Bekanntgabe der Namen der Siegerinnen und Sieger. An dieser konnten erstmals auch Angehörige und weitere Gäste teilnehmen. Mein Dank gilt: der ARGE Latein im Burgenland; Christian Fuchs von der PH Burgenland; Viktor Streicher, der den Bewerb in Griechisch bereits zum dritten Mal für das Burgenland vor- und aufbereitet hat; allen Korrektorinnen und Korrektoren, die sich zur Verfügung gestellt haben; allen ihre Schützlinge vor Ort betreuenden Lehrerinnen und Lehrern; allen Leiterinnen und Leitern der Arbeitsgemeinschaften für Latein und Griechisch, die das Konzept der Bundesolympiade 2021 mitentwickelt haben; der „Sodalitas“ für die pekuniäre Ehrung der Siegerinnen und Sieger; allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. ■



Korrekturteam bei der Arbeit

Wiege des Patriarchats, der Misogynie und Gewalt. Hier zeigen sich bisweilen erstaunliche Parallelen zu heutigen Phänomenen. Gleichzeitig weist die frühe patriarchale Welt der Antike auch so manche Brüche auf.“ (S. 10) „Ein optimistischer Blick in die Zukunft scheint dennoch möglich.“ Schreibt Wesselmann gegen Ende des Buches (S. 190). Auch wenn das doch ein wenig zögerlich klingt, so bleibt doch festzuhalten, dass der richtige Weg nur darin liegen kann, vergangene Jahrtausende nicht auszublenden – sonst sollten wir ja dann nicht nur die Classics, sondern alle Museen, Kunstwerke, Gebäude, Literaturen etc. abschaffen bzw. für obsolet erklären, die in dieser Tradition stehen – , sondern gerade durch kritische Beschäftigung damit Lehren für eine bessere Gegenwart zu ziehen. Somit ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag für eine intelligente Diskussion der Problemlage.

Kautzky, Wolfram, Latein für Angeber. Das Beste aus der Kurier-Kolumne „Nuntii Latini“, Lit-Verlag, Wien 2014. ISBN: 978-3-643-50630-6, Preis: 9,90€



anscheinend kaum über dem Niveau von dem, was heute als anonyme „Hate Speech“ durch die Niederungen der digitalen Netze kriecht. Aber halt: Es ist ja von Cicero, der vielen von uns im Lateinunterricht als Lichtgestalt präsentiert wurde. Als hätte der große Autor nur hehre Motive gehabt. Als stellte er in seinen aggressiven Anklagereden nur ganz abgefäimte Schurken an den Pranger.“ Eine spannende und wohl auch vergnügliche Einbegleitung in die antike „ars invectiva“ ...

Links

„EU sollte aus der Friedensgeschichte früherer Imperien lernen“ Politikwissenschaftler Herfried Münkler in Münster: Die Europäische Union sollte sich an früheren Großreichen orientieren. „Imperien haben zerstörerische Kriege verhindert und Austausch geschaffen“, so Münkler. Der Link zum Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Imperien und Zugehörigkeiten“ des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ im Folgenden: <https://bit.ly/3iK5Vsw>

Am 8.8.2021 veröffentlicht der Autor und Journalist Heribert Prantl den Beitrag „Latein ist tot, es lebe Latein: Was man lernt, wenn man Latein lernt“:

„Mehr Latein wagen. In diesem Buch habe ich in der vergangenen Woche eine Nachricht aus Großbritannien notiert: Der Bildungsminister dort will das Fach Latein an den staatlichen Schulen ausbauen. Bildungsminister Gavin Williamson sagte der Zeitung Daily Telegraph: „Wir wissen, dass Latein den Ruf hat, ein elitäres Fach zu sein, das nur wenigen Privilegierten vorbehalten ist.“ Und er erklärte sein Vorhaben: „Das Fach kann jungen Menschen so viele Vorteile bringen, also möchte ich diese Kluft schließen.“ An vierzig staatlichen Schulen vor

schwarzes Nichts, du Stück Kot, du Schandfleck! Du hast etwas Niedriges, das noch unter dem Niveau des Marktschreiers von Mailand liegt, der dein Großvater war.“ Böse, böse. Und

alles in armen Vierteln soll es ein Latein-Pilotprogramm geben.“ Fortsetzung unter <https://bit.ly/3jP4ngi>

Österreichs wichtigste Seite für die klassischen Sprachen. Sie finden dort einen direkten Zugang zur Facebook-Seite der Amici Linguae Latinae, die immer topaktuelle Informationen und Tipps bietet – dank Amicus Mag. P. Christian Brandstätter. <https://latein.schule.at>

Blonder Engel, Im Olymp gibt's Rock'n'Roll
Der Rock'n' Roll kommt ned von Elvis, na, des wollt i moi erwähnen; den gibt's länger scho, zum Beispü haum den gsungan die Sirenen, a da Orpheus, der hot domois scho mi'n Rock verdient sei Göd und woar bekaunt im gaunzn Laund, so goar bis in die Unterwöd; ... Eine herrliche Nummer des blonden Engels, wie so viele ... <https://bit.ly/3jWzPQ>

Asterix
Auf der Webseite finden sich alle Asterixausgaben, natürlich auch die letzte von 2020, ein Asterixkochbuch, diverse Dialektversionen etc. Sehr fein ... <https://www.egmont-shop.de/comics/asterix/>

St. Pöltener Hauptstadtwein „Römer“
<https://bit.ly/3seGC54>

Diskussion zur „weißen“ Antike:
<https://bit.ly/3xGJiK1>

Filme im Internet

50 Shades of Greek
In cursor 16/2020 hatten wir bereits auf die feine Serie hingewiesen. Nun finden Sie unter dem folgenden Link auch die neu erschienene 2. Serie dieser gleichermaßen grandiosen wie lehrreichen Kurzfilme. <https://bit.ly/3g5ILMS>

Videos von Ulf Jesper
Die Seite von Ulf Jesper bietet sehr viele interessante und qualitätsvolle Informationen, besonders auch Videos: <https://bit.ly/3AEemoor>

Animierte Rekonstruktionen Roms
Sehr toll und eindrücklich gemacht (durch die grandiosen Rekonstruktionen geradezu umwerfend): „Roma then e now“, ca. 18:30, <https://bit.ly/3sibEcv> ■

Mit Medias In Res! in sechs Jahren zur Matura

6 Jahre – 3 Doppelbände – 1 durchgängiges Konzept



3./4. Klasse: Latein für den Anfangsunterricht

- ♦ **35** statt bisher 40 **Lektionen** – So sind die Anforderungen leichter bewältigbar!
- ♦ Der **Grammatikstoff** wurde teilweise **umgeschichtet** (z. B. Perfekt bereits in Lec. 6).
- ♦ **Wortklauberei:** Zusammenfassung und Training zu Grammatikfachbegriffen, Prinzipien der Wortbildungslehre, Anregungen zur Wortschatzarbeit nach jeweils fünf Lektionen.
- ♦ **Aufwärmübungen** (ab Lec. 31) verbessern die Texterfassung und erleichtern die Übersetzungstätigkeit.
- ♦ **Formenlehre-Tabellen** im Anhang: zum Nachschlagen und zur Entlastung der Grammatica-Seiten
- ♦ **Vokabellernen leicht gemacht:** Methoden und Tipps zum Einprägen des Grundwortschatzes

5./6. Klasse: Lektüreunterricht L6

- ♦ abwechslungsreiche Texte zu den **sieben Modulen**, die im Lehrplan für die 5. und 6. Klasse festgelegt sind,
- ♦ zu jedem Text **Arbeitsaufgaben** im Stil der IT-Aufgaben bei Schularbeiten,
- ♦ **Quizfragen** als Abschluss jedes Moduls,
- ♦ **Grammatikanhang** mit einigen für die Lektüre relevanten Phänomenen, die im Grundband nicht behandelt werden,
- ♦ **Audios:** Gedichte mit Kopfhörer-Symbol können sich die SchülerInnen metrisch richtig gelesen anhören und bekommen so einen Eindruck von lateinischen Versmaßen.
- ♦ LehrerInnen finden **Lösungen** im E-Book auf scook sowie im Serviceteil für LehrerInnen.

7./8. Klasse: Lektüreunterricht L6

Der **L6-Folgeband (Lektüre für die 7. und 8. Klasse)** ist in Vorbereitung (für die Schulbuchaktion 2022/23).

Erhältlich direkt beim Verlag oder bei Ihrem Buchhändler

Bestellen Sie online, rufen Sie an oder schicken Sie ein Fax oder E-Mail:
Tel.: +43 732 776451-2280 · Fax: +43 732 776451-2239 · E-Mail: kundenberatung@veritas.at



Heißt der Plural von „Lapsus“ *Lapsi* oder *Lapsus*? Welches Kürzel verwenden Ärzte, wenn sie einem Kollegen eine „Oral-Sau“ zuweisen? Und was heißt „Warmduscher“ auf Lateinisch? Fragen über Fragen, die Wolfram Kautzky, Kolumnist der österreichischen Tageszeitung KURIER, in seiner langjährigen Rubrik „Latein für Angeber“ auf amüsant-lockere Weise beantwortet hat. Neben

den 22 besten Kolumnen enthält das Büchlein eine Sammlung der bekanntesten lateinischen Redensarten sowie – unentbehrlich für den Alltag – einen Sprachkurs zum Thema „lateinischer Smalltalk“.

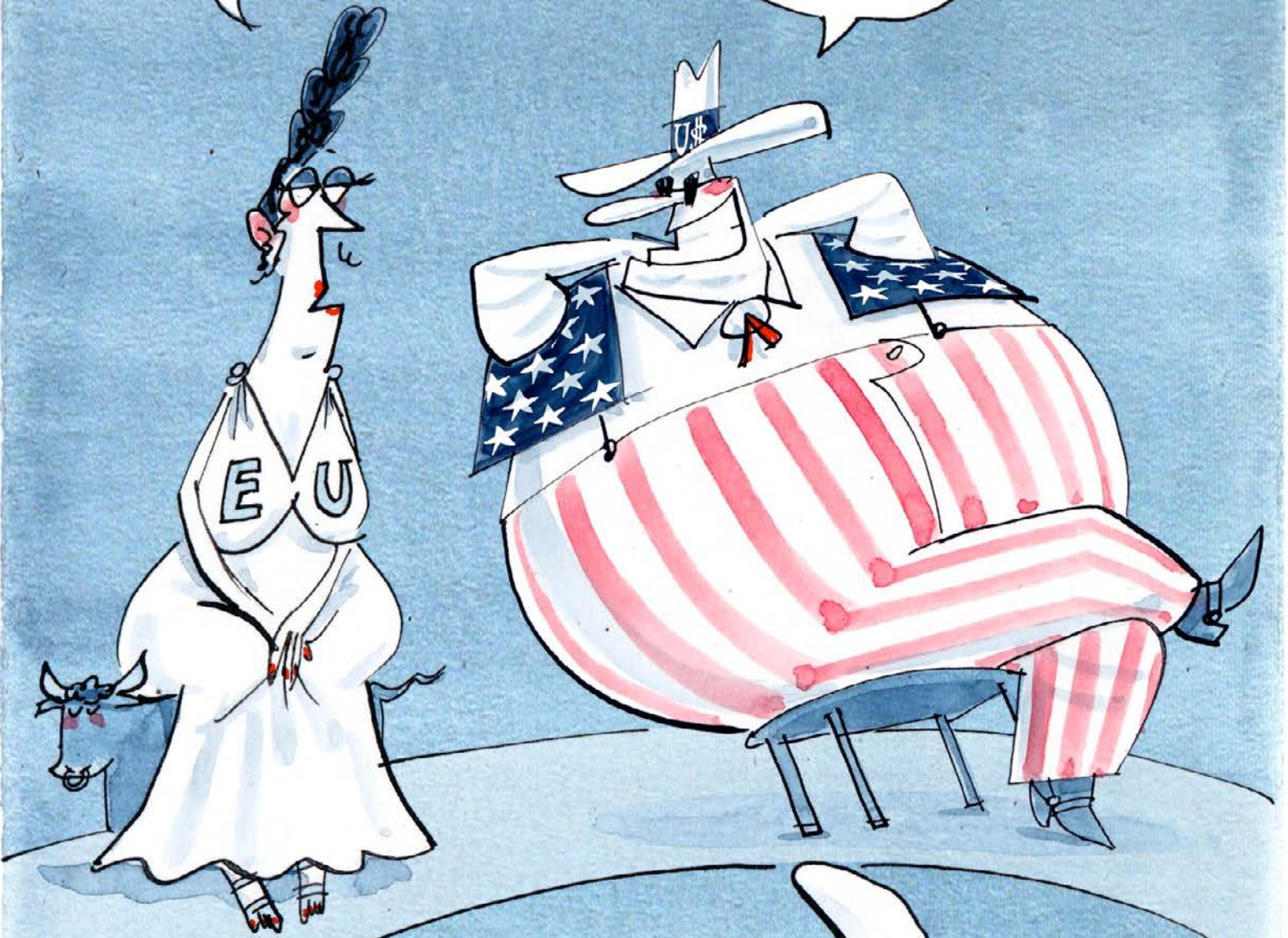
Pausch, Dennis, „Virtuose Niedertracht“, Verlag C.H. Beck, München, Preis: 22 Euro, ISBN: 978-3-406-76623-7

Karl Gaulhofer schreibt im Feuilleton der Tageszeitung Die Presse vom 17.5.2021 am Beginn seiner Rezension:

„So boshaft war man schon im alten Rom In der Antike galt Schmähen als hohe Kunst. Die Exempel im Buch „Virtuose Niedertracht“ amüsieren, der Vergleich mit heute macht nachdenklich. Du

WOLLEN WIR'S
NOCHMAL
VERSUCHEN...?!?

WHY NOT,
BABY...?!



T. Widamy 10.XI.20